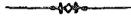


150

Zeitschrift

für

österreichische Volkskunde.



Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien.

Redigiert von

Prof. Dr. Michael Haberlandt.

XIX. Jahrgang 1913.

Mit 31 Textabbildungen, 1 Karte und 1 Notenbeispiel.



WIEN.

Verlag des Vereines für österreichische Volkskunde.
Kommissionsverlag: Gerold & Ko., Wien, I. Stephansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.

Inhaltsverzeichnis des XIX. Jahrganges.

	Seite
Inhaltsverzeichnis	III
Verzeichnis der Abbildungen	V

I. Abhandlungen und größere Mitteilungen.

Dr. Edmund Schneeweis: Studien zum russischen Dorf im Alt-Novgoroder Ujezd. (Mit 12 Textabbildungen.)	1, 81
Dr. theol. et phil. Nico Cotlarciuc: Beiträge zum lebenden Ehe- und Familienrecht der Rumänen, insbesondere jener im Süden der Bukowina.	16, 93
Anton Schacherl: Der Flachsbau und die Flachsbearbeitung im südlichen Böhmerwalde	105
Ljubomir Pećo: Das Sippenfest (krsna slava, krsno ime) bei den Serben	117
Dr. Georg Graber: Der heilige Mann in der Niklai. (Mit 3 Textabbildungen.)	137, 217
J. R. Bünker: Das Spiel vom reichen Prasser und dem armen Lazarus	160
J. R. Bünker: Der geduldige Job	173
Anton Dachler: Die Besiedlung um die österreichische, steirische und ungarische Grenze. (Mit 1 Karte und 12 Grundrissen.)	190
Dr. A. Altrichter: Schnadahüpfeln aus der Iglauer Sprachinsel	245

II. Kleine Mitteilungen.

Anton Böhringer: Volkstümliche Pflanzen des Egerlandes (II)	32
Robert Eder: Der Backtrog als Abwehrmittel gegen Feuergefahr	35
Josef Blau: Volkskundliche Beobachtungen auf einer Reise durch den Böhmerwald, Oberösterreich, das Salzkammergut und Salzburg im Jahre 1807	36
Volkskundliche Zeitungsnotizen. (O. Brenner.)	44
Zur Oberinntaler „Geige“. (O. Behaghel.)	44
Die Geige, ein Oberinntaler Branch. (P. Tschurtschentaler.)	44
Dr. Oswald Menghin: Giebelschmuck in Südtirol. (Mit 2 Textabbildungen.)	121
Stud. phil. Marianne Schmidl: Flachsbau und Flachsbereitung in Umhausen. (Mit 2 Textabbildungen.)	122
August Nibis: Eine dritte Fassung des Volksliedes vom „Vetter Hans“. (Mit einem Notenbeispiel.)	125
Johann Grillmayer: Oberösterreichischer Volksaberglauben	128
Klara Pölt-Nordheim: Lieder und Gebete aus dem Sarntale	200
Robert Eder: Warum wird der Wendehals in Südsteiermark „Zouna“ = Durst- (Vogel) genannt?	202
Anton Dachler: Opferhaufen	204
Wilfried Teppner: Urin, ein Mittel zum — Wäschewaschen	254

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Schulrat J. J. Ammann † (Dr. R. Jordan) S. 44. — Kunst- und kulturhistorische Ausstellung des Komitats Vas in Steinamanger (Szombathely) (Anton Dachler) S. 45. — Die Abteilung „Volkskunde“ in der Adria-Ausstellung zu Wien 1913 (Prof. Dr. M. Haberlandt) S. 128. — Maßnahmen zur Erhaltung heimischer Volkstrachten S. 129. —

Trachtenausschuß für Salzburg S. 130. — Volkskundliche Sammlungen in Dalmatien (Prof. Dr. M. Haberlandt) S. 130. — Verband österreichischer Heimatschutzvereine S. 130. — Die volkskundliche Sammlung des Museums in Gmunden (Dr. Georg Kyrle) S. 204. — Volkstümliches aus Kärnten (Prof. Dr. G. Graber) S. 208. — Das westböhmisches städtische Kunstgewerbemuseum in Pilsen S. 210. — Das Kaiser Franz Josefs-Museum für Kunst und Industrie in Troppau S. 210. — Anthropologische Aufnahmen der Alpenbevölkerung S. 210. — Zur Frage der Volksliedersammlung (Dir. Dr. A. Petak) S. 255. — Brixener Heimatschutzausstellung S. 256. — Neue volkskundliche Lokalmuseen S. 256. — Neues Museum in Ödenburg S. 256. — Die Photographie im Dienste der Heimatkunde S. 256.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

I. Besprechungen.

	Seite
J. Blau: Zur Geschichte der Spitzenklöppelei. (Eine Replik)	46
1. Deutsches Lesebuch für österreichische höhere Gewerbeschulen und diesen gleichgestellte höhere Fachschulen. Von Schulrat Rudolf Fiedler. (Professor Dr. M. Haberlandt.)	50
2. Österreichische Kunstschatze. Herausgegeben von Wilhelm Suida. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	50
3. Friedrich Ranke: Die deutschen Volkssagen. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	51
4. Adalbert Jungbauer: Das Peilsteiner Weihnachtsspiel. (Dr. R. Jordan.)	51
5. Fästskrift till H. F. Feilberg. (Hans Sperber.)	53
6. Vom Kainachboden. Von Dr. Hans Kloepfer. (Dr. Alfred Webinger.)	56
7. „s Judenburger Gläut.“ Von Josef Steiner-Wischenbart. (Doktor Alfred Webinger.)	57
8. Dr. Artur Halberstadt: Eine originelle Bauernwelt. (Anton Dachler.)	57
9. Dr. Čeněk Zíbrt: Anleitung des jugendlichen Alters zu achtbaren Sitten. (B.)	58
10. Věstník městského Musea v Klatovech 1909—1911. (B.)	58
11. Dr. Moritz Hoernes: Urgeschichte der Menschheit. (Dr. A. Haberlandt.)	58
Richtigstellung	58
12. Dr. Baron Franz Nopcsa: Haus und Hausrat im katholischen Nordalbanien. (Dr. A. Haberlandt.)	132
13. F. J. Bronner: Bayrisches Schelmenbüchlein. (Anton Dachler.)	132
14. Hugo Grothe: Durch Albanien und Montenegro. (Dr. A. Haberlandt.)	133
15. August v. Löwis of Menar: Der Held im deutschen und russischen Märchen. (Alice Sperber.)	133
16. Dr. Albert Becker: Frauenrechtliches in Brauch und Sitte. (Höfler.)	134
17. Dr. Norbert Krebs: Länderkunde der österreichischen Alpen. (Dr. A. Haberlandt.)	210
18. Führer durch das Museum des Geschichtsvereines für Kärnten. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	212
19. Prof. Dr. Anton Altrichter: Die Dorfnamen in der Iglauer Sprachinsel. (—ab—)	212
20. Sagen und Märchen aus dem Oberwallis. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	212
21. Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens. (—ab—)	212
22. Gubo: Aus Steiermarks Vergangenheit	212
23. Österreichs Sagenborn. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	213
24. Motive der hausindustriellen Stickerei in der Bukowina. (Prof. Dr. M. Haberlandt.)	213
25. Hans Watzlik: Im Ring des Ossers. (J. B.)	214
26. Oswald Menghin: Die Verehrung des heiligen Peregrinus in den österreichischen Alpenländern. (Dr. A. Haberlandt.)	257
27. Raimund Friedrich Kaindl: Geschichte und Volkskunde. (O. Menghin.)	257

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

	Seite
Jahresbericht des Vereines für 1912	59
Tätigkeitsbericht des Museums für 1912, erstattet vom k. k. Museumsdirektor Prof. Dr. M. Haberlandt	64
Kassabericht für 1912, erstattet vom Kassier Julius Thirring	68
Vereinsleitung	69
Verzeichnis der Stifter, Ehrenmitglieder, Korrespondenten und Mitglieder	70
Tauschverkehr und Widmungsexemplare	76
Vereinsnachrichten	78, 134, 215, 258
Museumsnachrichten	78, 135, 215, 259

Verzeichnis der Abbildungen.

Fig. 1. Russisches Wohnhaus mit äußerer Treppe	4
Fig. 2. Vorlaube (navés) am Hause des Starosta mit den Bewohnern in Sonntags- kleidung	5
Fig. 3. Planskizze eines Šimsker Bauernhauses mit Nebengebäuden	7
Fig. 4. Grundriß eines Wohnhauses mit Hof	8
Fig. 5. Skizze eines minderen Hauses aus Brettern in Eckständern ohne Vorlaube	11
Fig. 6. Blick in das Innere einer Bauernstube in Jasnaja Poljana	13
Fig. 7. Skizze der Vorderseite des Ofens	81
Fig. 8. Grundriß eines Niederhauses in Jasnaja Poljana	83
Fig. 9. Längsschnitt durch ein typisches Stockhaus (Šimsk)	85
Fig. 10. Skizze zur Gebäudeverteilung des Niederhauses (Jasnaja Poljana)	86
Fig. 11. Grundriß eines Badhäuschens	87
Fig. 12. Längsschnitt durch eine Scheuer	89
Fig. 13—14. Giebelschmuck aus dem Schnalstale (Tirol)	121
Fig. 15. Brechelinstrument (Schwingblock)	114
Fig. 16. Holzgabel für die Säuberung des Flachses	124
Fig. 17. Kirche von Pusarnitz und Statue des heiligen Mannes	147
Fig. 18. Besiedlungs- und Hausformenkarte des Heanzengebietes	191
Fig. 19—20. Grundrisse von heanzischen Bauernhäusern	196
Fig. 31. Grabmal der heiligen Notburga in der Kirche zu Hochhausen	239
Fig. 32. Denkstein der heiligen Notburga in der Kirche zu Hochhausen	243

Ein Haus für das k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

Dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde in Wien, das seit seiner Begründung im Jahre 1896 in Mieträumlichkeiten des Börsegebäudes gänzlich unzulänglich untergebracht ist, droht in verhältnismäßig kurzer Frist Obdachlosigkeit; die seitens der Wiener Börsekammer bereits in Aussicht genommene Kündigung ist nur über besondere Intervention Seiner k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzog-Protektors Franz Ferdinand sowie der hohen Regierung derzeit aufgeschoben worden, tritt aber spätestens im Frühjahr 1915 in Rechtskraft.

Es erhebt sich unter diesen Umständen, welche zunächst bedauerlich, doch im Grunde zu begrüßen sind, weil sie einer gänzlich unhaltbaren Sachlage ein kategorisches Ende setzen, nunmehr in vollem Ernst und mit aller Dringlichkeit die Frage der künftigen und entsprechenden räumlichen Unterbringung dieser reichen Museums-sammlungen, deren hoher Rang in der österreichischen Öffentlichkeit wie der ganzen europäischen Fachwelt feststeht und die vollauf geeignet und berufen sind, eine der größten und populärsten wissenschaft-künstlerischen Sehenswürdigkeiten der Reichshauptstadt zu bilden. Unter den mannigfachen brennenden Wiener Museumsfragen ist die Zukunftsfrage dieses Museums die allerdringendste, denn es handelt sich hier um ein Institut, das den ärgsten Notstand seiner äußeren Verhältnisse zu beklagen hat und andererseits dem patriotischen Fühlen der Gesamtbevölkerung am nächsten steht.

Das k. k. Museum für österreichische Volkskunde, am Schluß des Jahres 1896 der Öffentlichkeit übergeben, hat sich über alle Erwartung rasch und günstig durch rastlose und erfolgreiche Arbeit aus bescheidenen Anfängen zu einer der größten europäischen Sammlungen ihrer Art entwickelt — zu einer reichen Schatzkammer altösterreichischen Lebens, altösterreichischer Arbeit und Sitte in ihren verschiedenen nationalen Abschattungen. Es füllt mit Ehren die große und vom österreichischen Standpunkt nicht zu verantwortende Lücke, welche in den öffentlichen Sammlungen der Reichshauptstadt übriggeblieben war: das österreichische Volksleben, die angestammte nationale Volkskunst und Volksarbeit in ihrer lehrreichen und anheimelnden Urwüchsigkeit und spezifisch österreichischen Färbung ist in Wien, ist in vergleichender und dadurch allein belehrender Zusammenstellung

selbst in ganz Österreich nirgends anders als im k. k. Museum für österreichische Volkskunde in würdiger Weise anschaulich gemacht.

Diese Schöpfung, welche nicht nur eminent im Staatsgedanken begründet ist, sondern mit welcher auch einer Kulturaufgabe entsprochen wird, der die meisten europäischen Kulturstaaten bereits durch ansehnliche staatliche Institute in eigenen Gebäuden und mit dem Aufwande bedeutender Mittel entsprochen haben (so in den berühmten nordischen Museen zu Stockholm, Christiania, Kopenhagen-Lyngby, ferner in Berlin, St. Petersburg, Budapest, Bukarest, Sofia, Belgrad, neuestens auch in Rom), bedeutet ein wissenschaftlich-patriotisches Bildungsinstitut für die gesamte Bevölkerung und insbesondere für die studierende Jugend, dem nur entsprechende Räume in günstiger Lage gegönnt zu werden brauchen, um mit einem Schlage zu einer der populärsten und meistbenützten Bildungsstätten zu werden. Je fleißiger besucht, desto mehr werden seine Sammlungen den patriotischen und heimatlichen Sinn der Bevölkerung stärken und anregen, desto mehr werden sie die industriellen und gewerblichen Tätigkeiten befruchten und die konservativen Neigungen und Bestrebungen im besten Sinne des Wortes in unserer Bevölkerung stützen helfen. Groß und allgemein anerkannt sind in all diesen Belangen die bereits erreichten Erfolge des k. k. Museums für österreichische Volkskunde; weitaus reichere Früchte für Gegenwart und Zukunft sind bei einer größeren Gunst der äußeren Verhältnisse mit Sicherheit zu erwarten.

Auch dem Auslande gegenüber, seinen wissenschaftlichen Kreisen wie dem Belehrung und Anregung suchenden Reisepublikum, hat unser Institut eine wichtige und unerläßliche Aufgabe zu erfüllen. Österreichs vielgestaltiges Volksleben, seine mannigfaltige nationale Eigenart erregt das lebhafteste Interesse der auswärtigen Fremdenwelt. Es kommt diesen Kreisen vor allem darauf an, das spezifisch Österreichische in Wiens Sammlungen aufzusuchen und kennen zu lernen, und sie finden diesen Reichtum am unmittelbarsten und ansprechendsten in den volkskundlichen und volkskünstlerischen Sammlungen unseres Instituts, um dabei aber mit Verwunderung und Verdruß wahrzunehmen, wie wenig bisher dafür geschehen ist, diese eigensten Schätze des Reiches in angemessener und würdiger Weise zugänglich zu machen.

Es kann demnach wohl kein Zweifel bestehen, daß die derzeitige, gänzlich unzulängliche Unterbringung des k. k. Museums für österreichische Volkskunde in unsicheren und obskuren Mieträumlichkeiten, bei ungünstiger Stadtlage — in Räumlichkeiten, welche zur Not eine Magazinierung, aber keine museale Aufstellung gestatten, und dies wieder nur für einen Teil der vorhandenen Sammlungen — auch aus den schwerwiegendsten sachlichen Gründen ehestens einer wohlverdienten größeren Gunst der äußeren Verhältnisse weichen muß.

Der große Umfang der Sammlungen des k. k. Museums für österreichische Volkskunde, welche mit rund 35.000 Inventarnummern eine der größten Sammlungen ihrer Art darstellen, erfordert zu ihrer entsprechenden musealen Aufstellung die Räume eines bedeutenden Gebäudes in angemessener Gliederung und Zahl. Bei der gegenwärtigen, ganz unzulässig dichten Aufstellung in den zur Verfügung stehenden, äußerst beschränkten Mieträumlichkeiten ist eine Schaufläche von rund 1800 m^2 belegt, eine Ziffer, die mindestens auf das Doppelte erhöht werden müßte, um die derzeit exponierten Objekte angemessen zur Aufstellung bringen zu können. Nun ist aber gegenwärtig fast die ganze Textil- und ein Teil der Kostümsammlung mit zirka 12.000 Objekten gar nicht in die Aufstellung einbezogen, sondern magaziniert; es sind auch sonst in jeder Abteilung der Sammlungen bedeutende Bestände wegen absoluten Raummangels weggepackt, woraus sich eine weitere Forderung bedeutender Raumvermehrung ergibt. Es muß weiters dafür gesorgt werden, daß die bekannte, von Seiner Majestät dem Kaiser unserem Museum zur Aufstellung überwiesene (im Besitz der kunstindustriellen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses befindliche) große Kollektion altertümlicher Beleuchtungsgeräte endlich einmal entsprechend zur Aufstellung gebracht werden könne. Und dazu tritt schließlich noch die außerordentlich zu begrüßende Möglichkeit, durch sinnvolle Angliederung der vom Staat erworbenen (einstweilen provisorisch in Mieträumlichkeiten untergebrachten) prähistorisch-frühgeschichtlichen Sammlungen des verstorbenen Regierungsrates Doktor M. Much sowie durch Einbeziehung der großen hausindustriellen Sammlungen des k. k. Technologischen Gewerbemuseums, die demnächst disponibel werden, insgesamt ein ganz einzigartiges, umfassendes Museum der österreichischen Kulturgeschichte zu schaffen.

Ein derartiges Gebäude, wie es die vorstehend skizzierte monumentale Schöpfung mit vollem Recht und stärkstem Nachdruck beanspruchen darf und muß, kann nun gefunden werden entweder durch Überweisung eines bereits bestehenden, günstig gelegenen und entsprechenden Gebäudes, oder durch die Errichtung eines angemessenen Neubaus. Der letztere Fall ist nun aber bei den äußerst geringen Chancen, in der unumgänglich geforderten günstigen Stadtlage einen geeigneten Baugrund zu finden, so gut wie ausgeschlossen. Es bleibt also im Ernst nur übrig, die ersterwähnte Möglichkeit ins Auge zu fassen und mit allem Nachdruck nach der am günstigsten scheinenden Richtung zu verfolgen.

Es ist eine nach heutigen Kulturbegriffen unbestreitbare Wahrheit, daß der Platz im Zentrum des großstädtischen Verkehrs in erster Linie den der breitesten Öffentlichkeit dienenden wissenschaftlichen und künstlerischen Unternehmungen gebühre, welche über die lokale

Bedeutung hinaus internationalen Wert und Anreiz besitzen. Dies ist wohl bei einem großen Museum, nicht aber bei einer Schule der Fall, und wäre es die bedeutungsvollste Institution, wie es unsere Kunstgewerbeschule oder die Kunstakademie sind. Aus diesen Gründen hat sich bei der Umschau nach einem entsprechenden Gebäude in der geforderten günstigen Stadtlage das Haus der k. k. Kunstgewerbeschule in der unmittelbaren Nähe des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie längst empfohlen. Ja man kann sagen, daß die Unterbringung unseres Museums in diesem Gebäude die einzige, aber auch die glücklichste Lösung dieser für Staat und Stadt gleich wichtige Frage wäre. Mächtig unterstützt würde dieser Plan, nach vorausgegangener Obsorge für die bedeutenden Zwecke der Kunstgewerbeschule, dies Haus der Ethnographie und Kulturgeschichte Österreichs zu widmen, durch den sinnvollen Parallelismus, in welchen die zwei in Nachbarschaft gebrachten Museen gestellt würden: hier das Museum für österreichische Volkskunde als Repräsentant der volksmäßigen Eigenart und Schaffenskraft der österreichischen Bevölkerung, im Österreichischen Museum die Darstellung des höheren kunstgewerblichen Schaffens Österreichs und seiner historischen Umwelt. Damit würde für Wien ein Doppelmuseum von spezifisch-österreichischer Bedeutung geschaffen, das nicht nur die größte Anziehungskraft für die auswärtigen Besucher aus dem Ausland, sondern für alle österreichischen Interessenten und die Wiener Bevölkerung üben würde. Überdies bestünde die Möglichkeit, auf dem anstoßenden zugehörigen Bau- und Gartengrunde mit der Zeit nach Analogie des berühmten Nordischen Freiluftmuseums, jedoch in gebotener Beschränkung, eine kleine volkstümliche Häuserkolonie zu errichten, welche in Verbindung mit volkstümlich- und historisch-gärtnerischen Anlagen die Anziehungskraft des Museums außerordentlich steigern müßte.

Es ist nicht unsere Sache, Vorschläge wegen Verlegung der Kunstgewerbeschule zu machen. Doch darf erwähnt werden, daß in ihren eigenen Kreisen seit längerer Zeit auf ihre in räumlicher, didaktischer und pädagogischer Hinsicht ungenügende Unterbringung hingewiesen wird. Bei einigem mit Tatkraft verbundenen guten Willen wird es nicht schwer sein, eine beide Teile gleich befriedigende Entscheidung zu treffen. Ob durch Verlegung der Kunstgewerbeschule in ein anderes geeigneteres Staatsgebäude oder an die Peripherie der Stadt, in eine im modernen Pavillonsystem gehaltene Anlage, muß den berufenen Faktoren überlassen werden.

Mit äußerster Anspannung aller zu Gebote stehenden Kräfte durch viele Jahre hindurch ist es dem Verein für österreichische Volkskunde in dem letzten Zeitabschnitte, in dem das Werk überhaupt noch aufgegriffen und durchgeführt werden konnte, gelungen, der österreichischen Bevölkerung und dem österreichischen Staat eine Schöpfung zu gestalten

und zur Benützung bereitzustellen, deren heimatlichen und kulturellen Wert die Gegenwart kaum noch in seiner vollen Höhe ahnt und erst die Zukunft vollständig würdigen wird. Es ist die klare Verpflichtung der Öffentlichkeit und des Staates, für die zukünftig würdige Sicherung dieser Schöpfung in dem Augenblicke zu sorgen, wo dieselbe auch des bisherigen dürftigen und allzu bescheidenen Heims verlustig zu gehen droht. Der Staat, die Stadt Wien, die gewerblichen und industriellen Kreise müssen nunmehr Hand in Hand mit den Freunden und Gönnern unseres Unternehmens mit ganzer Kraft dafür eintreten, daß das zu bedeutungsvollster Zukunft berufene Institut wie die anderen Schwesterinstitute sein Heim und damit festen Boden unter den Füßen erhalte. An der Aufbringung der Gesamtsumme, welche der Verein für österreichische Volkskunde in den achtzehn Jahren seit seiner Gründung für die Zwecke seines Museums (Mietzins, Personal, Sammlungen, Installation, Beheizung, Beleuchtung, Administration) sowie für achtzehn stattliche Bände der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde«, dieses Haupt- und Zentralorgans der wissenschaftlich betriebenen Volkskunde in Österreich, vereinnahmt hat — in runder Ziffer insgesamt K 400.000 — sind der Staat mit 25 Prozent, die Stadt Wien mit 5 Prozent, der niederösterreichische Landtag mit 0·8 Prozent, die Mitglieder mit 22 Prozent, die gewerblich-industriellen Faktoren mit 4·2 Prozent, die kleine Zahl großmütiger, begüterter Freunde unseres Unternehmens dagegen mit 43 Prozent vertreten gewesen. Nicht weniger als 65 Prozent des Gesamtaufwandes haben wir also im eigenen Kreise für unsere Schöpfung aufgebracht. Der rein materielle Wert der Museumssammlungen darf dank der glücklichen Hand und Sachkenntnis der Museumsleitung und entsprechend der enormen Wertsteigerung aller volkskünstlerischen Gegenstände, mit mindestens einer Million Kronen veranschlagt werden. Alle diese Opfer, diese unschätzbaren wissenschaftlichen und künstlerischen Werte bringt der Verein der Öffentlichkeit als Geschenk entgegen, wofern sie nur für die dauernde Sicherung und würdige Unterbringung dieser Schätze vorsorgen will.

Die Frage nach dem künftigen Heim des k. k. Museums für österreichische Volkskunde kann und wird nun nicht mehr zum Stillstand kommen. Die Gefahr der Obdachlosigkeit eines der populärsten Bildungsinstitute der Reichshauptstadt, mit dem sich das Prestige des Staates und seiner Völker vor dem Inland wie dem Ausland aufs engste verknüpft zeigt, steht vor der Tür. Bereits beschäftigt sich ein großer Kreis der Interessenten des Museums auf das Intensivste mit dieser Frage, in kurzem wird die breiteste Öffentlichkeit, aus der schon so oft der Ruf nach einem österreichischen Völkermuseum erhoben wurde, sich mit dieser schreienden Raum-

kalamität und Existenzbedrohung eines verdienten patriotischen Instituts befasen und rascheste Abhilfe fordern. Vor allem genießt das Museum für österreichische Volkskunde aber die Auszeichnung und das hohe Glück, daß sein Schirmherr Erzherzog Franz Ferdinand auf das Huldvollste den Bestrebungen des Museums geneigt ist und daß jede auf die Sicherung seiner Zukunft gerichtete Aktion seiner nachdrücklichsten Förderung sicher sein kann. Mögen alle berufenen Faktoren, dem dringenden Ernst der Sachlage entsprechend, zusammenwirken, um dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde, dieser Erinnerungs- und Ehrenstätte unseres alten Volkstums ohne Unterschied der Nationalitäten, in Bälde ein würdiges Heim zu sichern!

Das Präsidium und der Gesamtausschuss des Vereines für österreichische Volkskunde:

Graf Vinzenz Latour

Präsident.

Hofrat Prof. Dr. V. Ritter v. Jagić **Kommerzialrat Oskar v. Hoefft**

Erster Vizepräsident.

Zweiter Vizepräsident.

K. k. Regierungsrat Prof. Dr. **Michael Haberlandt**

Schriftführer.

Prof. Dr. **Arthur Petak**

Schriftführer-Stellvertreter.

Oberingenieur **Anton Dachler**

Geschäftsführer.

Bürgerschullehrer **Julius Thirring**

Kassier.

Sektionschef a. D. Dr. **Artur Breycha**.

Robert Eder, Oberkurator a. D., Mödling.

Architekt **Hartwig Fischel**.

Direktor **Gustav Funke**.

Prof. Dr. **Valentin Hintner**.

Chefarzt Dr. **Oskar Edler v. Hovorka**.

K. k. Oberbaurat **Julius Koch**.

Prof. Dr. **Paul Kretschmer**.

Generalkonsul **Hans Edler v. Medinger**.

Prof. Dr. **Eugen Oberhummer**.

Prof. Dr. **Milan Ritter v. Rešetar**.

Stadtpfarrer Chorherren **J. Schindler**.

Hofrat Prof. Dr. **Josef Strzygowski**.

Direktor **Alfred Walcher Ritter v. Molthein**.

Regierungsrat **Karl Romstorfer**.

Dr. med. **Richard Heller**, Salzburg.

Prof. Dr. **R. Meringer**, Graz.

Prof. Dr. **Mathias Murko**, Graz.

Hofrat Dr. **V. Pogatschnigg**, Graz.

Hofrat Dr. **Fr. Ritter Wieser v. Wiesenhort**.

Innsbruck.

Prof. Dr. **Otto Jauker**, Laibach.

Direktor **J. Šubić**, Laibach.

Direktor **F. Bulić**, Spalato.

Josef Lukašek, k. u. k. Feldkurat, Zara.

Notar **J. Palliardi**, Mähr.-Budwitz.

Prof. Dr. **L. Niederle**, Prag.

Prof. Dr. **A. Hauffen**, Prag.

Direktor Dr. **E. Braun**, Troppau.

Direktor **Roman Zawiliński**, Tarnow.

Prof. **V. Szuchiewicz**, Lemberg.

Dr. **Iwan Franko**, Lemberg.

Hofrat **A. Ritt. v. Vuković**, Makarska.

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Studien zum russischen Dorf im Alt-Novgoroder Ujezd.

Von Dr. Edmund Schneeweis, Zwittau.

(Mit 12 Textabbildungen.)

Vorbemerkung.

Als ich im August des Jahres 1911 auf meiner durch Unterstützung des österreichischen Unterrichtsministeriums ermöglichten Studienreise durch Rußland auch am XV. russisch-archäologischen Kongreß in Alt-Novgorod teilnahm, gewann ich bei den Exkursionen in die nahen Klöster und Dörfer ein großes Interesse für die von unseren Zuständen so abweichenden Verhältnisse des großrussischen Dorfes und ich nahm mir vor, nach Schluß des Kongresses tiefer ins Land zu gehen und einen entsprechenden Dorfaufenthalt zu nehmen. Empfohlen wurden mir zu diesem Zwecke namentlich die Dörfer längs der Westküste des Ilmensees. Einerseits gehört dieses Gebiet zu den ältesten Stammsitzen der Russen, andererseits hat sich aus den volkreichen Dörfern um den See durch Jahrhunderte ein Auswandererstrom nach Osten ergossen, welcher Umstand mir die Gegend als Ausgangspunkt dieses mächtigen Kolonistenstromes um so interessanter erscheinen ließ. Ich fuhr deshalb mit den letzten dreißig Kongreßteilnehmern, die sich nach Pskow begaben, mit bis Staraja Russa, Stadt und Kurort südlich vom Ilmensee. Von dort durchstreifte ich die Gegend gegen Norden, größtenteils zu Fuß. Längere Zeit hielt ich mich auf in dem Dorfe Vereščino, wo ich drei Tage in der dortigen Čajnaja einquartiert war, ferner im Dorfe Šimsk am Šelouífluß, wo ich zehn Tage blieb, da ich wiederum in der Čajnaja verhältnismäßig gute Unterkunft fand und, was für mich als Fremden sehr wertvoll war, einen russischen Hörer der Philosophie als Sommerfrischler vorfand, der mir mit der größten Liebenswürdigkeit behilflich war und der es ausgezeichnet verstand, mit den Bauern zu scherzen und sie zum ungezwungenen Plaudern zu bringen. In der verhältnismäßig kurzen Zeit meines Aufenthaltes suchte ich durch Skizzen, photographische Aufnahmen und fleißige Notizen das Wesentlichste festzuhalten.

Auf Grund dieser Beobachtungen versuche ich nun nachfolgend eine Darstellung eines typischen Novgoroder Dorfes mit besonderer Berücksichtigung der Dorfanlage, Flurverteilung, des Bauernhauses in seinen Teilen, des Hausrats u. s. w. Gelegentlich soll auch der Zusammenhang mit Haus und Dorf in anderen russischen und

slawischen Gegenden berücksichtigt werden. Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung der Vergleich mit dem großrussischen Niederhaus, das ich in Jasnaja Poljana, dem Dorfe Tolstois, genauer in Augenschein nahm. Zum Vergleich werden ferner herangezogen Beschreibungen aus Rhamm: Die altslawische Wohnung, Braunschweig 1910, dann Sinoz'erskij, Domašnij byt kr'est'jan L'evočskoj volosti, Borovičskago ujezda Novgorodskoj gub'erniji (abgedruckt in der Zeitschrift Živaja Starina, IX). Dieselbe Zeitschrift bietet noch eine Reihe von Aufsätzen mit Vergleichsmaterial für das russische Dorf, zum Beispiel im IX. Band: Potanin, Etnografičeskija zamětki na puti ot g. Nikol'ska do g. Tot'my. Da ich auf die Benennungen beim Hause großen Wert legte, so bot mir noch folgende Veröffentlichung eine willkommene Beihilfe: Solov'ev: Osóbennosti govora Novgorodskago ujezda (im Sbornik otdělenija russkago jazyka i slovesnosti Imperatorskoj Akademiji nauk, 77, Nr. 7), Petersburg 1904.

Anmerkung: Was die Wiedergabe russischer Wörter betrifft, so bediene ich mich der üblichen Transkription; vor e und i ist jeder Konsonant weich zu sprechen. ' deutet den Akzent an, ° die Erweichung, ë = jo.

Lage des Dorfes Šimsk.

Das Dorf Šimsk liegt am linken Ufer des Šeloú, etwa 15 km vor dessen Einmündung in den Ilmensee; es ist Sitz des Volost' gleichen Namens und besteht aus vier räumlich getrennten Ansiedlungen.

1. Das eigentliche Dorf, 1½ km östlich von der Lokalbahnlinie Čudovo—Staraja Russa;
2. die Häusergruppe der Einzelsiedler, Chutori genannt, 2 km östlich vom Dorfe;
3. Šimsk stáncija, das Stationsgebäude mit drei Teehäusern gegenüber;
4. Šimsk perevóz, die Ansiedlung an der Fähre über den mehr als 100 m breiten Strom. Sie besteht aus Fischerhütten, vier Teehäusern und einer Anzahl von Dačy, nicht Villen nach unseren Begriffen, sondern einfachen Holzhäuschen mit Schnitzereien an Giebeln und Fenstern, die im Sommer von Novgoroder oder Petersburger Sommerfrischlern bewohnt werden. Die Nähe des fischreichen Stromes (die Fischerei ist für jeden frei!) und stattlicher Wälder übt in den letzten Jahren eine starke Zugkraft aus.

Dorfanlage und Flurverteilung.

Das eigentliche Dorf, dessen näherer Betrachtung wir uns zuwenden, liegt, wie erwähnt, 1½ km nordöstlich von der Station. Auf einem ausgefahrenen Feldweg, zu dessen beiden Seiten sich Brachfeld ausdehnt, gelangt man zur Straße, die das Dorf am westlichen Ende berührt. Einige Stroh- und Heuschuppen aus Blockwerk und mit Strohdach liegen unregelmäßig zerstreut in den Winkeln der

Straßenkreuzung. Eine einfache Holzbrücke führt über eine gegen den Strom zu sich öffnende seichte Schlucht in den Ort, an dessen Eingang rechts die übliche Tafel an einem Pfahl angebracht ist:

D'er'évnja (Dorf) Šimsk. Darunter ist die Zahl der Einwohner ersichtlich: 376 männlichen und 414 weiblichen Geschlechtes. D'er'évnja ist die Bezeichnung eines Dorfes ohne Kirche, während ein Kirchdorf *Selo* heißt. Weiters ist auf der Tafel angegeben: 297 rev. (*izízs-kich*) *duš*, das ist die Zahl der »Seelen« oder Ackeranteile nach der letzten Revision. Ich komme bei der Flurverteilung noch darauf zu sprechen. Links vom Dorfeingang liegt die Schule (*škóla*), ein ebenerdiges, hölzernes Gebäude von ansprechendem Aussehen. Die Häuser liegen zu beiden Seiten des ziemlich gerade verlaufenden Dorfweges, durch Zwischenräume von etwa 10 bis 20 *m* voneinander entfernt. Es ist demnach ein Straßendorf und hält die Mitte zwischen unserem Waldhufendorf mit seinen zerstreuten Gehöften und den geschlossenen Straßendörfern des Marchfeldes.

Ich fand diese Art der Dorfanlage, die durch die Ebenheit des Geländes begünstigt wird, in sämtlichen Dörfern jenes Gebietes. Nur in Fischerdörfern an Stromufern findet man bisweilen nur eine Häuserreihe, so in Spas Neredícy, 4 *km* südlich von Novgorod. Selten ergibt sich die Winkel- oder Kreuzform, durch Anbau längs der kreuzenden Straße.

Zu beiden Seiten des Dorfweges ziehen sich seichte Gräben (*kanávy*), stellenweise von Stangengeländern umgeben. Kleine Holzbrückchen vermitteln die Zufahrt zum Hause. Vor der Häuserreihe führt ebenfalls ein 5 *m* breiter Fahrweg durch das Dorf. Dahinter liegen die Wohnhäuser mit angebautem Hofgebäude, rückwärts schließt sich der Garten an, in dem der Getreidespeicher und das Badehäuschen liegen, und den Abschluß bildet die Scheuer am Ende des Gartens, letztere fast durchwegs in Giebelstellung. Durch ein Tor im rückwärtigen Zaun gelangt man auf den sich hinter den Scheuern hinziehenden Fahrweg, von dem aus Wege und Steige ins Feld führen.

Die durchwegs hölzernen Wohnhäuser sind mit wenigen Ausnahmen aus Blockwerk, kehren der Gasse die Giebelseite zu und sind so angelegt, daß je zwei Nachbarhäuser einander den seitlichen Eingang zukehren. Sie scheinen einander also gegenseitig vor Eindringlingen zu bewachen. Die Häuser sind im Gegensatz zum südgroßrussischen und kleinrussischen Gebiet (Niederhausgebiet) hier »Stockhäuser« (Rhamm, S. 3), das heißt, der Fußboden der Wohnstube und des Vorhauses ist durch einen Unterbau von 1 bis 2 *m* Höhe über den Erdboden erhoben. Die Folge davon ist die Errichtung einer Treppe, entweder außen (Fig. 1) oder innen angebracht (Fig. 2). Die drei der Gasse zugekehrten Fenster liegen infolge der hohen Stubenlage ebenfalls ziemlich hoch.

Das angebaute Hofgebäude jedoch ist in Wand und Dach viel niedriger als das Wohnhaus, dessen Giebel durch breite Dachvorsprünge und Windbretter ausgezeichnet ist.

In der Mitte des Dorfes, rechts vom Fahrweg, steht eine nette Holzkapelle, daneben das Rüsthaus der Feuerwehr, in dem aber nicht alle Geräte untergebracht sind. Viele Häuser weisen nämlich Tafeln auf mit einem eingezeichneten Geräte, zum Beispiel: Leitern, Äxten, Hacken u. s. w., das bedeutet, daß im Falle eines Brandes jeder mit dem bei ihm verwahrten Gerät herbeieilen muß. An sonstigen Tafeln



Fig. 1. Bild eines Wohnhauses mit äußerer Treppe.
Der niedrige Hof ist nicht mehr sichtbar.

fällt noch auf die des Gemeindevorstehers mit der Aufschrift: »Sel'skij Stárosta« und die des Gemeindeboten: »Dom Desjátskago«; diese wandert schon nach kurzer Zeit zugleich mit dem Amte ins nächste Haus, so daß jeder an die Reihe kommt.

Das Ende des Dorfweges ist durch ein Lattentor von den östlichen Feldern abgeschlossen, da das Vieh des ganzen Dorfes jenseits des Zaunes weidet. Etwa 300 *m* südöstlich vom Dorfende, hart am Ufer des Šeloń, erblickt man zwei mäßig hohe Windmühlen. In einer Entfernung von 2 *km* nach Osten sehen wir die alleinstehende Siedlung der Chútori, auf die ich noch weiter unten zu sprechen komme.

Was nun die Flurverteilung betrifft, so muß vor allem erwähnt werden, daß hier noch die Dreifelderwirtschaft in Blüte steht. Wie aus der Skizze 1 zu ersehen ist, zerfällt das ganze Feldgebiet des Dorfes in drei große Teile: 1. Das Brachfeld (parenina), Sommer 1911 im Westen des Dorfes. 2. Das Feld für Wintergetreide (ozímj chlěb, in Šimsk: ozimój chlěb), im Osten gelegen, seit Räumung des Feldes Weideplatz. 3. Das Feld für die Sommerfrüchte (jarovój chlěb), wie Hafer, Gerste, Flachs, Kartoffeln, Rüben u. s. w.



Fig. 2. Vorlaube (navës) am Hause des Starosta mit den Bewohnern in Sonntagskleidung. Vor der Laube typischer Hausrat: Schaufel zum Wäscheschlagen, Ofengabel, Winterstiefel, darüber der Rukamójnik, auf dem Sessel der Samovar, daneben ein Birkenbesen, an der Säule Bundschuhe. Der Bursche hält eine Bałalájka (Saiteninstrument).

Von den hundert Bauern des Dorfes besitzt jeder einzelne auf jedem der oben genannten drei Felder durchschnittlich 15 etwa 5 m breite Streifen (pólosy), doch nicht nebeneinander, sondern alle voneinander getrennt, so zwar, daß der Bauer, um vom ersten zum zweiten Streifen zu gelangen, an 99 fremden vorüberziehen muß. Eine rohe Rechnung ergibt demnach, daß jeder Bauer 15×3 solcher Streifen besitzt und daß das gesamte Ackergebiet in $45 \times 100 = 4500$ solcher Beete zerfällt. Waldbesitz hat das Dorf keinen; der schöne an das Nordfeld angrenzende Wald gehört einem Großgrundbesitzer. Wohl aber besitzt es längs des nördlichen Stromufers einen breiten

Streifen Wiesenland, das noch nicht verteilt, sondern Gemeinbesitz ist. Zur Zeit der Heumahd ziehen alle hinaus auf die Wiese, die nun durch Stangen mit Fähnchen abgesteckt wird. Je nach dem Ackerbesitz und nach der Güte und Menge des stehenden Grases bekommt jeder seinen Streifen zugewiesen. Sobald das Heu abgeräumt ist, wird auch das Wiesenland (*pókosy*) als Weideplatz benützt.

Daß die oben dargelegte Äckerverteilung äußerst unpraktisch ist und große Nachteile mit sich bringt, ist klar. Wie viel Zeit verloren geht, wenn der Bauer bei dem Anbau und bei der Ernte von einem Streifen zum entfernten anderen ziehen muß, kann man sich leicht vorstellen.

Bei der Äckerverteilung, die 1861 bei der Aufhebung der Leibeigenschaft durch Alexander II. durchgeführt wurde, war also der Grundsatz maßgebend, daß jeder gleichmäßig vom guten und schlechten Acker bekommen müsse. Jede Familie hatte das Recht, für je ein erwachsenes Mitglied einen ganzen Anteil (*dúša* = Seele) Land zu erwerben, für jedes Kind einen halben. Ein solcher Anteil hatte $5\frac{1}{2}$ Desjatünen (1 Desjatüne ungefähr unserem Hektar entsprechend). Der Besitz des Stárosta umfaßte nach seiner Aussage $3\frac{1}{2}$ *dúšy*, also $3\cdot5 \times 5\cdot5 = 19\cdot25$ Desjatünen. Für jede *Dúša* mußten 80 Rubel gezahlt werden, wodurch der Adelige für den Gebietsverlust entschädigt wurde. Die Beträge wurden ratenweise an die »*Pozemjélnaja banka*« eingezahlt, welche die Vermittlung übernahm. (Vergl. die Kmetenablösung in Bosnien.)

Die russische Regierung scheint aber jetzt die Unzweckmäßigkeit der jetzigen Flurverteilung eingesehen zu haben und hat (auch in anderen Dörfern) eine Art Kommassierungsaktion eingeleitet, die darauf hinausläuft, Dorfangehörige, die sich freiwillig dazu melden, getrennt vom Dorfe mitten im Felde so anzusiedeln, daß sie ihre Felder um das Haus herum haben, im selben Ausmaß wie früher. Ein solcher Einschichtler heißt *Chútor*. Im Jahre 1910 waren in Šimsk zum erstenmal sechs solcher *Chútori* aus dem Dorfe gezogen, obwohl sich mehr dazu gemeldet hatten. Die Hauptentscheidung liegt natürlich beim »*zemskij načál'nik*« (Landhauptmann, Vorsteher einer *Volost*), der nach Wunsch der Regierung bloß musterhafte und tüchtige Landwirte dazu auswählt, denn die neuen Höfe sollen Musterwirtschaften werden für die übrigen. Nebenbei geht vielleicht die Absicht — so vermutete wenigstens der russische cand. phil. — die geschlossenen Dörfer nach und nach in Einzelhöfe aufzulösen und die Bauern so zu isolieren. Ich besuchte einen solchen *Chútor* und fand tatsächlich das ganze Anwesen in musterhaftem Zustand. Ich fand hier, was sonst selten ist, landwirtschaftliche Maschinen, so einen Getreiderechen, einen Kratzer mit schneckenförmig gewundenen federnden Haken, einen Milchenträhler u. s. w., schließlich — eine landwirtschaftliche Zeitung.

Die sechs Chútori wurden auf dem östlichen Felde mit dem fruchtbarsten Boden angesiedelt, was die übrigen Bauern zu einem, natürlich ungünstig ausgefallenen Prozeß gegen die Regierung veranlaßte.

Der Gesamteindruck, den man von einem russischen Dorf empfängt, ist infolge der hölzernen Häuser mit ihrer eintönigen grauen Farbe und infolge des Mangels an Obstbäumen ein nüchterner, ärmllicher, trotz oder vielleicht gerade wegen der regelmäßigen Anlage. Die Dörfer um Tula, die auf den unergiebigem Sandboden angewiesen sind, machen mit ihren schadhafte Strohächern und zerschlagenen Fenstern den Eindruck drückender Armut, ja Verwahrlosung. Belebt wird das Straßenbild im Norden und Süden durch eine Unmenge von Kindern ohne Kopf- und Fußbedeckung, die sich zäh an die Sohlen jedes besser gekleideten Fremden heften und ihn um eine kopeječka auf podsołnečky (Samen der Sonnenblume) anbetteln.

Das Bauernhaus mit den zugehörigen Gebäuden.

Wie vorher erwähnt wurde, bilden die zu einem Anwesen gehörigen Gebäude nicht ein geschlossenes Ganzes wie zum Beispiel unsere fränkischen Höfe, sondern liegen voneinander getrennt, so zwar, daß vorne das Wohnhaus mit dem gedeckten Hof zu liegen kommt, während sich weiter rückwärts der Getreidespeicher, dann das Badhäuschen, schließlich die Scheuer anschließt. (Siehe Fig. 3.) Die Entfernung zwischen der Vorderseite des Wohnhauses und der Rückseite der Scheuer beträgt etwa 60 bis 80 m wegen der häufigen Feuersbrünste.

Das Wohnhaus (izba) mit dem Hof (dvor).

Das Wohnhaus zeichnet sich durch eine Eigentümlichkeit aus, auf die schon früher kurz hingewiesen wurde: Der Fußboden der Wohnstube ist um 1 bis 2 m über den Erdboden gehoben, so daß darunter das charakteristische Podpól'e entsteht. Dieses Stockhaus gehört jedoch nicht dem ganzen großrussischen Gebiete an; obwohl man die Abgrenzung des nördlichen Stockhauses vom südlichen Niederhause nur im allgemeinen feststellen kann, so gilt nach den vorliegenden Nachrichten doch als sicher, daß ersteres herrschend ist im Gouvernément Moskau, in der nördlichen Hälfte des Rjäsaner sowie im Osten des Smolensker

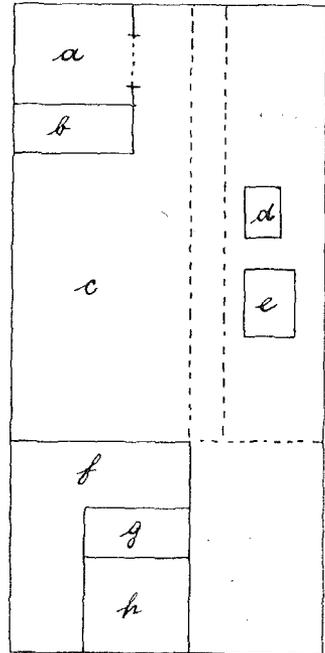


Fig. 3. Planskizze eines Šimsker Bauernhauses mit Nebengebäuden. Vorne links: *h* Izba (Wohnstube) mit *g* Šeni (Vorhaus), seitlich und rückwärts der gedeckte Dvor (Hof) *f*. Dahinter im Ogorod (Garten) *c* der Ambar (Getreidespeicher) *e*, Banja (Badhäuschen) *d* und Gumno (Tenne) *a* mit Riga (Dörrraum) *b*.

Gouvernements, während Tula und Kaluga schon dem Gebiet des Niederhauses angehören. (Näheres darüber bei Rhamm, Altslaw. Wohnung, S. 3 ff., sowie in der Kritik dieses Werkes im Arch. f. slaw. Philologie, 1911.) Die östlichen, durch Zuzug von Westen her besiedelten Gouvernements zeigen in diesem Punkt Verschiedenheiten je nach der Herkunft der Bewohner; doch hat sich in den letzten Jahrhunderten zum großen Teile das nordgroßrussische Stockhaus durchgesetzt, so um Pensa, Simbirsk, Kasan. (Rhamm, S. 5.) Ohne Zweifel ist ja diese Bauart sehr praktisch, da der Fußboden und die Stube vor Nässe und Fäulnis bewahrt werden.

Figur 4 zeigt den Grundriß eines typischen Hauses. Immer liegt der Gasse zugekehrt die Stube *g*, dahinter in derselben Länge das

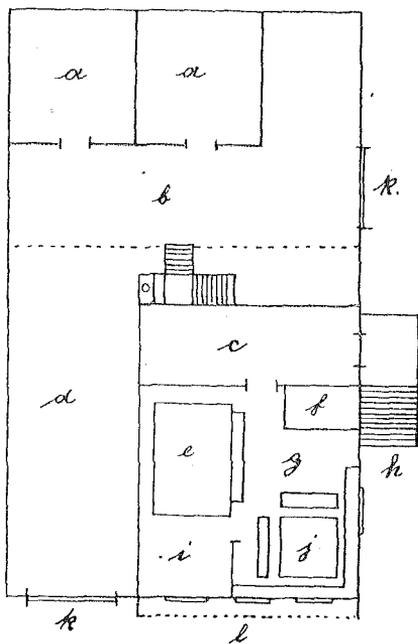


Fig. 4. Grundriß des Wohnhauses mit Hof.

auch die Standplätze *a* (*staja* f.) für die Haustiere, die sich häufig zu kastenartigen Ställen entwickeln. Doch sind sie noch nicht allgemein. *h* = krylco, *e* = p'eč', *f* = krovat', *g* = izba, *i* = čukán, *j* = stol.

Die geschilderte Art der Anordnung, bei der also der Eingang ins Vorhaus und die Einfahrt in den seitlichen Hof auf entgegengesetzten Seiten der Izba liegen, ist charakteristisch für Šimsk, Bor und die übrigen Dörfer der Gegend gegen Staraja Russa zu. Die Dörfer nördlich vom Ilmensee, zum Beispiel Spas Neredicy und Goródišče (an der Stelle der ehemaligen Burg Rjuriks) weichen dahin ab, daß sie den Hauseingang samt Treppe auf die entgegengesetzte Seite, also in den seitlichen Hof verlegen, der also auf der Frontseite ein Tor und daneben, der Izba zunächst, eine Tür aufweist.

Vorhaus *c* (*sěni* f. pl.), letzteres ohne Decke, so daß man in den unausgenützten Bodenraum über der Stube blicken kann, doch auch ohne Seitenwand gegen den rückwärts sich anschließenden Hof, den man ebenfalls frei überblicken kann, wenn nicht noch Kammern eingeschaltet sind. Eine Treppe (*lěstnica*) *e* führt vom Vorhause hinunter in den Hof (*dvor*) *d*. Die Größe desselben ist verschieden. Selten und nur bei ganz Armen erstreckt er sich in der Breite der Izba. Der gewöhnliche Typus ist der, daß der Dvor über die Breite der Izba hinauschießt und sie von zwei Seiten umgibt. Der so entstehende seitliche Hof besitzt vorne ein Einfahrtstor *k*, während sich das Tor des rückwärtigen an der Längsseite befindet *l*. Im rückwärtigen Hof sind

Ein vierter von mir beobachteter Typus scheint jüngeren Datums zu sein. Er findet sich meist bei Teehäusern (čajnaja) und besteht darin, daß die Izba quergestellt ist und im Bodenraum häufig eine Dachkammer (mizinín) hat. Bei Teehäusern ist der Eingang natürlich von vorne, bei Bauernhäusern von der Seite, durch die rückwärtsliegenden Sěni.

Wichtig ist nun die Verbindung zwischen Dvor und Izba. Das Dach der letzteren überragt bedeutend das des Dvor an Höhe, das auch viel flacher gehalten ist, da es bei geringerer Höhe eine breitere Fläche überdecken muß. Aus demselben Grunde erscheint auch häufig die Firstlinie des Hofdaches seitlich verschoben. Doch sucht man letzteres zu vermeiden, da die vorragenden Flächen den Gesamteindruck außerordentlich stören. Zu diesem Zwecke läßt man das Dach des seitlichen Hofes tiefer herabgehen oder mit dem oberen Rande auf die Mitte des Daches der Izba fallen. Auf jeden Fall aber erscheint das Ganze etwas einseitig und gedrückt.

Wenn sich der Mužik eine Izba bauen will, so fällt er bereits in der müßigen Winterzeit die erforderlichen Baumstämme von nicht zu großer Dicke, schält die Baumrinde ab und fährt das Baumaterial auf den Platz, wo im Frühjahr zuerst der Rohbau (srub) ohne Fenster und Türen aufgestellt wird. Dieser Srub wird oft nicht an der Stelle des künftigen Hauses errichtet, sondern auf einem freien Platz vor dem Dorfe, ja auch schon im Walde. In diesem Falle wird er, nachdem er gut ausgetrocknet ist, wieder auseinandergenommen, an Ort und Stelle überführt und in solider Weise aufgestellt.

Der unterste Balkenkranz (okládnik), bestehend aus vier gleich langen, glatten Stämmen (gewöhnlich Fichte oder Tanne) von $1\frac{1}{2}$ bis 2 *dm* Durchmesser, ruht auf einer Unterlage von dicken Balken oder Steinen. In Jasnaja Poljana fand ich einige Häuser auf förmlichen Rosten von eingegrabenen Baumstümpfen stehen. In älterer Zeit war diese Sitte sehr verbreitet. Über dem untersten Kranz (rjad) erheben sich nun etwa zwanzig andere (Fig. 1), je nach der Dicke der Stämme. Die Eckverbindung besteht in einer einfachen Verzinkung. Um das Entstehen von winddurchlässigen Fugen zu vermeiden, werden die Stämme an der oberen und unteren Seite etwas abgekantet und zwischen je zwei Stämme kommt eine dünne Moosschichte. Ferner wird darauf geachtet, wie aus der Vorderseite (Fig. 1) ersichtlich ist, daß die Stämme abwechselnd mit dem stärkeren Ende nach der einen Seite, mit dem schwächeren nach der anderen gelegt werden. In der Höhe von $1\frac{1}{2}$ bis 2 *m* über dem Erdboden wird innen der Fußboden (poł m.) errichtet, welcher aus 3 bis 4 Querbalken mit einer Bretterlage besteht.

Die Decke (potolók m.) wird wie die Wände aus einer Balkenlage hergestellt, die von dem obersten Kranz und einem stärkeren Querbalken (mática f.) getragen wird.

Aus diesem Srub werden nun die Öffnungen für Türen und Fenster ausgehauen, auch wird bei der Anlage des Fußbodens der Ofenraum ausgespart.

Der Pógreb (podpóle n., pódvaľ m.).

Zu unterst befindet sich der für das Stockhausgebiet charakteristische Raum, der Pógreb. So heißt er in Šimsk, wenn der Eingang vorne oder an der Langseite angebracht ist. Sofern man aber durch eine Öffnung im Fußboden hinabgelangen kann, der Eingang also innen ist, dann nennen sie ihn Podpóle. Auch Teilbennungen sind in Gebrauch entsprechend dem darüber befindlichen Raum, so Podízbica und Podkléľ. Der Pógreb dient vor allem als Aufbewahrungsort für Eßwaren, Butter, Milch, Kwaß u. s. w., wofür oft noch eigens grubenartige Vertiefungen ausgehoben werden.

Zum Schutz gegen Wind und Nässe zieht sich bisweilen längs der Innenwand eine $\frac{1}{2}$ m hohe Aufschüttung (zaváľina f.) aus Erde, Streu, Flachsabfälle, die ihrerseits wieder als Standort für Töpfe und Behälter dient. Weiters bildet der Pógreb die Rumpelkammer für die verschiedensten Hausgeräte und Kleider; schließlich ist er wegen der hier herrschenden Kühle im Sommer eine beliebte Schlafstätte, im Winter wieder wegen der geringeren Kälte der Aufenthaltsort für das Kleinvieh. Auch im Volksaberglauben spielt er eine Rolle, so verlegen manche Stämme den Sitz des Hausgeistes hierher. (Rhamm, S. 6.)

Das Vorhaus (sěni pl. f.) mit dem Hauseingang.

Aus der höheren Lage des Fußbodens in Stube und Vorhaus ergibt sich die Notwendigkeit einer Aufgangstreppe (ľěstnica f.). Letztere ist nun in der Mehrzahl der Fälle außen angebracht, so in Figur 1. Die Treppe führt da auf eine kleine von Pfosten gestützte Plattform (ploščádka f.), von zwei Seiten von einem primitiven Brettergeländer eingefast, das sich auch längs der Treppe herabzieht. Das Ganze ist durch zwei kleine Dächer gegen Regen und Schnee geschützt und heißt Kryľ'có n.

Figur 2 zeigt die zweite Art des Hauseinganges, wo die Treppe nach innen verlegt ist. Der Eingang ist hier von einem zierlichen Runddach, das auf zwei Holzträgern ruht, überwölbt. Neben dieser Form sieht man auch Pultdächer und Satteldächer, vorne mit einem dreieckigen Feld. Eine solche Vorlaube heißt Navěs. Arme Häuser zeigen die bloße Tür. (Fig. 5.) Bei diesem Hause ist ferner noch als Kennzeichen der Armut hervorzuheben, daß die Wände nicht aus Blockwerk sind, sondern aus einer Art Ständerwerk, nämlich Ecksäulen mit Brettverschalung, was sehr selten begegnet.

Durch die niedrige Tür treten wir in das Innere des Hauses ein, und zwar zuerst in die Sěni. Das ist gewöhnlich eine in Fußbodenhöhe angeklappte Holzbühne, die den Verkehr im Hause ver-

mittelt. Eine Treppe führt geradeaus zur Haustür, eine zweite hinunter in den rückwärtigen Hof, der, wie früher erwähnt, durch keine Scheidewand vom Vorhaus getrennt ist, eine dritte führt hinauf in den Giebelraum des Hofes. Die beiden letzten laufen gewöhnlich von einer in den Hof hineinragenden Plattform aus. (Fig. 3.) Zum Giebelraum (*žerdák*) des Hauses führt kein Zugang, da er ja nicht ausgenützt wird. Falls es notwendig ist, in den gegen das Vorhaus zu ebenfalls unverschalten Raum zu steigen, so wird eine Leiter benützt.

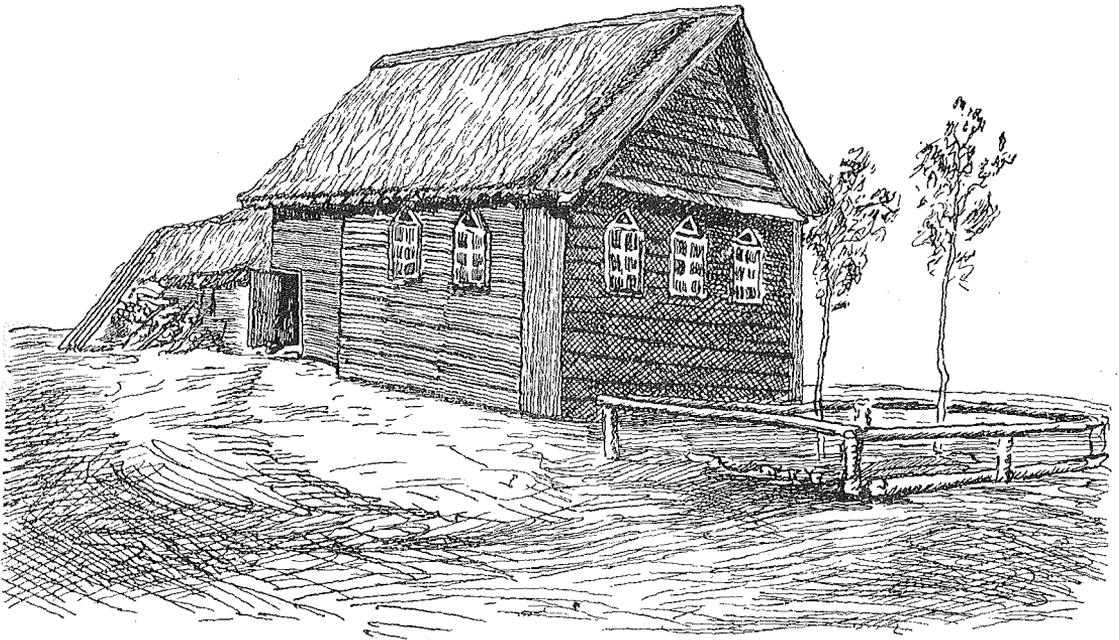


Fig. 5. Skizze eines minderen Hauses aus Brettern in Eckständern ohne Vorlaube.

Da sich die *Sěni* immer an der Rückseite der *Izba* befindet, so steht ihrer Ausdehnung gegen den Hof zu nichts im Wege. In besseren Bauernhäusern wird von dieser Freiheit auch ausgiebig Gebrauch gemacht; durch große kastenartige Verschlüge wird der rückwärtige Teil zu einer oder zu zwei Kammern umgestaltet (*klět f.*), zwischen denen dann ein Gang nach rückwärts führt. Am Ende desselben findet sich der Abort (*núžnik m.*), der oft nur aus einem rund ausgeschnittenen Brett in der Fußbodenebene besteht.

Die *Sěni*, falls ohne Kammern, trägt an der Hofseite ein Stangen-
geländer, an dem allerhand Geräte, Kleider- und Wäschestücke aufgehängt sind und hat im Norden Rußlands nicht diese vielfache Verwendung wie im Süden (Rhamm, S. 296), wo hier im Sommer gegessen und geschlafen wird, während im Winter das Kleinvieh untergebracht wird. Neben verschiedenen Geräten und Gefäßen fällt uns ein echt russisches in die Augen, der *Rukamópnik*, auf deutsch

»Handwascher«; in Bild Nr. 2 auf dem Brett der Verschalung stehend. In Gebrauch befindlich hängt er an einem Strick in Kopfhöhe an der Hofseite der Sěni. Wer sich waschen will, dreht das seitliche Ausflußrohr nach unten und läßt sich den Strahl in die hohlen Hände. Bei dieser Sparsamkeit mit dem Wasser kommt natürlich das Gesicht sehr zu kurz, was aber durch das wöchentliche gründliche Dampfbad wettgemacht werden soll. Ähnliche Rukamójniki mit Ausflußrohr und Ventilverschluß an der unteren Seite sind auch in den Städten sehr verbreitet.

Die Klěš dient, wo vorhanden, als Kammer und als Schlafräum. Der Raum darunter, auch Podklěš genannt, findet als Stall für Schafe, Ziegen und Schweine Verwertung, ebenso wie der Unterraum der Sěni.

Die Izba.

Unter Izba versteht man nicht nur das Wohnhaus im Gegensatz zum Hof, sondern auch den Mittelpunkt des ganzen Lebens, die Wohnstube. Man betritt sie durch eine niedrige, einflügelige Tür an der Sěniseite. Gegenüber hat man dann die drei Fenster der Giebelseite, während die eine Langseite nur ein Fenster aufweist, von dem aus man den Vorplatz und das Nachbarhaus übersieht. Die Fenster (oknó n.) sind von mittelmäßiger Größe, bei Armen werden zerbrochene Scheiben (stekló n.) auch durch Bretter und Fetzen ersetzt. Die äußeren Rahmen tragen keine einheitliche Bezeichnung wie in der Schriftsprache (ráma f.), sondern man nennt die seitlichen Rahmen Lipý, an denen sich mittels Angeln (pětlja f.) die Fensterflügel drehen, das untere Brett der Umrahmung heißt Podúška (sonst auch Kopfkissen) und der obere dreieckige Teil, bisweilen zierlich ausgeschnitten, so Figur 6, Kosják (bei Rhamm, S. 276, auch gebraucht für eine nicht genau erklärte Vorrichtung zur Befestigung des Firstes). Die Podúška trägt gewöhnlich eine einfache Verzierung in dieser Form:

Ich führe sie deswegen an, weil sie auch oft bei den Brettchen, die dachförmig das Grabkreuz schützen, begegnet. — Das Fensterbrett im Innern heißt Podokónnik.

Die Izba selbst mißt etwa 7 bis 8 *m* im Quadrat und zerfällt in in zwei Hauptabteilungen: den eigentlichen Wohnraum und den Kochraum (čulán m.), der von ersterem durch einen bis nahe an die Decke reichenden Brettverschluss oder durch einen Vorhang abgetrennt wird. Wie aus Figur 4 zu ersehen ist, entfällt eines der drei Giebelfenster auf den Čulán. Charakteristisch für das Stockhaus ist folgende Anordnung: Seitlich vom Stubeneingang, immer an der Türseite, der gewaltige Ofen, vor diesem gegen die Fensterseite zu der Čulán; im anderen Winkel der Türseite Schlafstätten, gegenüber im Fensterwinkel der Tisch mit Bänken und Stühlen, darüber in dieser vornehmsten Ecke (krásnyj ugól) das Heiligenbild (ikóna f.), von kleineren Bildern, Kreuzen und geweihten Gegenständen umgeben.

Im Niederhause ist, wie wir später sehen werden, die Raumverteilung abweichend, da der Ofen hier gegenüber der Türseite steht.

Der Ofen (p'eč' f.).

Der freistehende Ofen an der Türseite, mit der Öffnung stets gegen die Giebelseite gerichtet, gibt der russischen Izba ihr eigen-

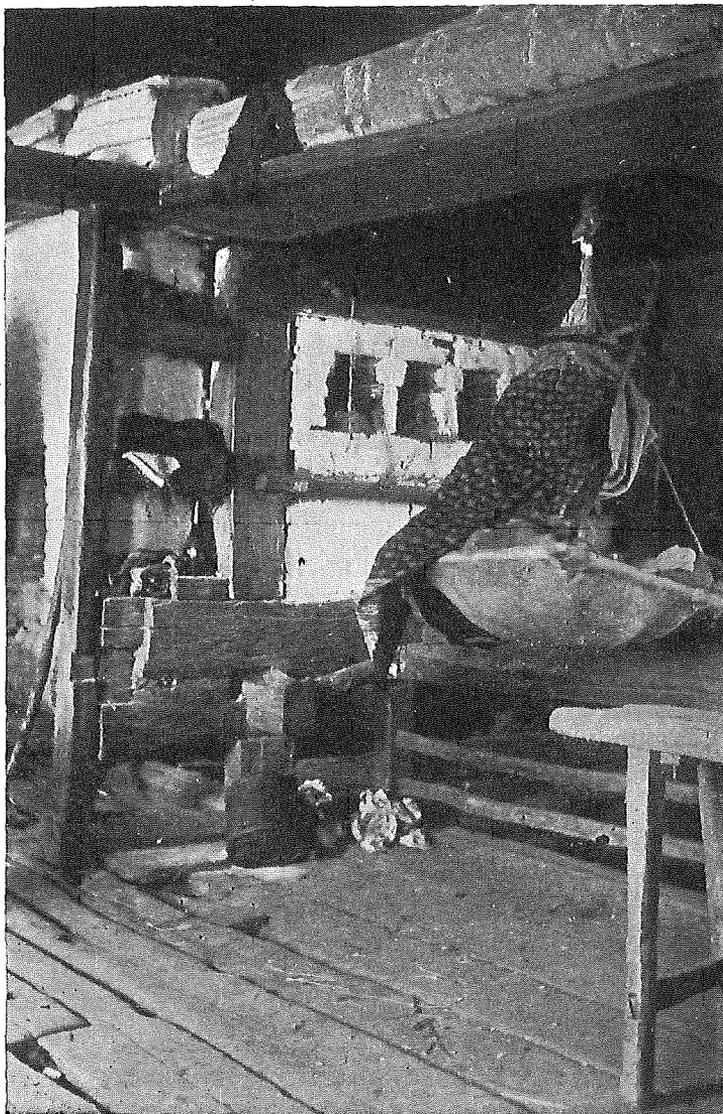


Fig. 6. Blick in das Innere einer Bauernstube in Jasnaja Poljana: Rückwärts der von einem Holzgerüst getragene Ofen mit dem Rauchabzugsrohr, rechts unten die erhöhte Schlafbühne (poł), darunter ein ausgegrabener Raum (podpólje) für Kleinvieh, von der Decke herabhängend die Wiege.

tümliches Gepräge. Hergestellt wird er aus Lehm, doch ruht er nicht unmittelbar auf dem Fußboden auf, sondern steckt sozusagen in einem Gerippe von Holzstützen. (Fig. 6.)

Schon im Pógreb wird in der betreffenden Ecke ein starkes Holzgerüst errichtet, die Last des darüber zu errichtenden Ofens zu tragen. Die Grundfläche desselben beträgt durchschnittlich $3 \times 4 m^2$. Darauf kommt ein hölzerner Unterbau (podpěček m.), bestehend aus 3 bis 4 Balkenkränzen, dann folgt ein Balkenbelag. Die Fugen werden mit Lehm verstrichen und darüber wird nun der Ofen gebaut aus festgestampftem Lehm mit eingelegten Steinen, in neuerer Zeit auch aus Ziegeln. Um eine schön gerundete Ofenöffnung zu erzielen, wird ein bogenförmiges Holz (dugá) aufgestellt, das nach Vollendung des Ofens einfach ausgebrannt wird. In Wologda wird nach Ivanickij (Rhamm, 111) zu demselben Zweck ein halbkreisförmiges, vorn und hinten offenes Holzgestell verwendet, die Svínka = »Schweinchen«. Nachdem auch die rückwärtige Ofenwölbung fertiggestellt ist, wird die Deckfläche gleichgestrichen, da sie ja als Schlafstätte dienen soll. Über der Ofenmündung (čeló) wird der Rauchabzug errichtet, der vorne als turmartiger, viereckiger Ofenaufsatz (kolpák) erscheint, durch den der Rauch ohne Windungen, in denen ihm die Wärme entzogen werden könnte, in den darüber befindlichen Rauchfang (trubá f.) aufsteigt.

Eingefaßt ist dieser Kolpák von starkem Rahmenwerk (opěček m.). Im Niederhaus, wo die Konstruktion des Ofens im großen und ganzen dieselbe ist wie im Stockhaus, fand ich den Rauch zuerst durch einen ausgehöhlten Baumstamm (Fig. 6) zum Kamin geleitet.

Die Vorderseite des Ofens weist noch folgende Einzelheiten auf: In dem hölzernen Unterbau (podpěček) ist eine Öffnung in den unter dem Ofen befindlichen Hohlraum (podpěče n.), den Aufenthalt von Katzen, Hunden, Geflügel u. s. w. Vor der eigentlichen Ofenmündung (čeló n.), die durch ein Blech (zastónka f.) verschlossen werden kann, entsteht eine kleine Plattform (ošóstok m., in den Dörfern um Novgorod auch šostók, šestók genannt). Daneben ist eine runde Öffnung zum Rauchabzug, in welche durch ein entsprechendes, angelegtes Rohr der Rauch des hinzugestellten Samovar einzieht. Das Rauchabzugsrohr selbst kann durch einen Blechdekel, den man durch das Türchen einführt, geschlossen werden, um das Entweichen der Hitze zu verhindern. Die Wände des Ofens weisen vorne und seitwärts eine Reihe von Nischen (pečúrka f.) auf, in die man Lappen und Gefäße hineinlegt zum Trocknen oder Wärmen. Der Ofen ist nicht an die Wand angebaut, sondern steht frei. Der Raum im warmen Winkel (zapěče n., auch zapečková n.) ist auch eine beliebte Liegestätte. An der Stubenseite steht die Ofenbank (okójnik m.), an der Sëniseite der durch eine Falltür verschlossene Eingang ins Podpólje, sofern er sich nicht außen befindet.

Der russische Ofen ist ein Universalofen, der den verschiedensten Zwecken dient:

1. Zum Brotbacken auf dem Boden der Höhlung.

2. Zum Kochen, indem die Töpfe mittels Ofengabeln (*uchvát m.*) (Fig. 2) in die Glut hinter dem Ofenmund gestellt werden. (Ebenso wird noch in den alten Schönhengster Gabelöfen gekocht, die sich aber nicht zum Backen eignen.)

3. Als Schlafstätte dient die obere Fläche sowie die herumlaufenden Bänke, natürlich besonders während der kalten Jahreszeit für Kinder, Greise und Kranke.

4. Eine wichtige Aufgabe ist die Warmhaltung der *Izba*.

5. Der Raum unter dem Ofen wird von Kleinvieh oder Geflügel eingenommen, auch werden hier Ofengeräte aufbewahrt.

6. Wer kein Badhäuschen hat, bereitet sich auch im Ofen ein Schwitzbad.

Rauchstuben, bei denen der Rauch bloß durch die Tür oder eine Wandöffnung in das Vorhaus entweicht, sind zwar in Klein- und Weißrußland noch weit verbreitet, im Novgoroder Gebiet dürften sie schon spärlich sein, da ich nie eine zu Gesicht bekam.

Der Čuľán.

So heißt der Raum von der Vorderseite des Ofens bis zur Giebelwand; er ist sozusagen die Küche und als solche vornehmlich die Sphäre der Frau, deshalb auch der Name *bábyj ugól*. Die Trennung vom übrigen Stubenraum erfolgt, wie bereits vorher angedeutet, durch eine Bretterwand (*zabórka f.*, sonst auch *peregóródka*), die einen $\frac{1}{2} m$ unterhalb der Decke aufhört, oder durch Vorhänge, die in der russischen Wohnung überhaupt gern verwendet werden. Der Eingang besitzt keine Tür. Die Ausstattung des Raumes ist sehr einfach. An den Wänden laufen feste Bänke (*lavka f.*) herum, auf denen allerhand Küchengerät steht, darüber Wandbretter (*poľka*) für Teller und Schüsseln (*bljúdo n.*). Von sonstigen Geschirren seien erwähnt: Der *Kóvšik*, ein schüsselartiges Gefäß mit Stiel, Flaschen (*butýľka f.*), die Kohlenschaufel (*sovók m.*), die *Skovorodá*, tellerartig mit Stiel, Eimer (*vedró n.*), Gewürzbüchse (*bánka f.*), Salzfaß (*solónica f.*), die *Krínka*, ein irdener, kesselartiger Topf, der zum Aufheben der Milch benützt wird, so daß man die Güte der Milchkuh nach der Anzahl der *Krínka* bemißt; die *Stójka*, ein einhenkeliger Topf für Wasser und *Kvas*, ein großer hölzerner Schöpflöffel (*povaréška f.*), zuweilen auch *Čumička* genannt, so daß man auch von »*čumičkije ljúdi*« spricht, »nimmersatte Leute«. Weiters stehen hier Körbe, ein kleinerer mit einem Tragenkel (*mostínka f.*), dann zwei größere (*košél' f.*), die zu zweit an einem bogenförmigen Rückenholz (*koromýslo n.*) getragen werden.

Die Benennung *šoľnuš*, die Rhamm aus dem germ. *suefnhus* ableitet, kommt vor in den nördlichen Gouvernements Archangel, Olonetz, Wologda, doch ist sie mir in Novgorod nicht begegnet.

(Schluß folgt.)

Beiträge zum lebenden Ehe- und Familienrecht der Rumänen, insbesondere jener im Süden der Bukowina.

Von Dr. theol. et phil. Nico Cotlarciuc, k. k. Bibliothekar der Universitätsbibliothek Czernowitz.

Vorbemerkung.

Herr Universitätsprofessor Dr. Ehrlich ist bestrebt, das lebende Recht in unserem Lande zu erforschen. Er hat in den letzten Jahren an der Czernowitzer Universität Seminare für lebendes Recht abgehalten und vom hohen k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht die zur Bestreitung der Auslagen bei der Sammlung des Materials notwendigen Mittel erwirkt. Seiner Anregung hat auch vorliegende Arbeit ihre Entstehung zu verdanken. Vor den Ferien 1911/12 hat derselbe auch mich mit einem Fragebogen, betreffend das lebende Recht in der Bukowina, beehrt. Einige der aufgeworfenen Fragen beantwortete ich und lieferte dieselben als Beitrag zu den Materialien für das lebende Recht. Meine Beiträge wurden hierauf auf Einladung des Herrn Prof. Ehrlich im Seminar für lebendes Recht in Anwesenheit der Herren Seminarleiter Prof. Ehrlich und Prof. Baron Dungen und der übrigen Seminarmitglieder teilweise vorgelesen und besprochen und als Resultat stellt sich gegenwärtige Arbeit dar:

A. Ehe.

- | | |
|--|---|
| 1. Ehezweck. | e) Rechte des Mannes |
| 2. Eheschließung. | α) gegenüber dem Weibe, |
| α) Bekanntschaft. | β) über das Vermögen des Weibes. |
| b) Ehewerbung. | f) Rechte des Weibes |
| c) Ehepakete. | α) gegenüber dem Manne, |
| α) Willenserklärung der Eltern. | β) über das Vermögen. |
| β) Willenserklärung des Bräutigams. | 3. Ebehindernisse. |
| γ) Willenserklärung der Braut. | α) Kirchliche Ebehindernisse. |
| $\alpha\alpha$) Brautraub. | b) Standesunterschied. |
| $\beta\beta$) Brautkauf. | c) Abgang der Volkszugehörigkeit. |
| d) Inhalt der Ehepakete. | 4. Ehetrennung. |
| α) Mannesmitgift. | |
| β) Weibesmitgift. | |

B. Vaterschaft und Kindschaft.

- | | |
|---|---------------|
| 1. Väterliche Gewalt den Kindern gegenüber. | 3. Adoption. |
| 2. Elternrechte in bezug auf das Vermögen der Kinder. | 4. Allenteil. |

C. Vormundschaft.

D. Bruderschaft.

A. Ehe.

1. Zweck der Ehe.

Die Rumänen betrachten das Institut der Ehe als ein von Gott erlassenes Gebot (lăsată de la D-zău). Sie heiraten deshalb in der Regel. Die Ausnahmen sowohl männlicher- als auch weiblicherseits werden beim Volke verachtet und verspottet.

Als Zweck der Eheschließung kann angesehen werden: 1. Eine Mitgefährtin in allen Lebenslagen, 2. eine Mithelferin bei der Wirtschaft zu haben und 3. die Kinderzeugung.

So bezeugen Volkslieder und Märchen, welche treue Zeugen des lebenden Rechtes bei den Rumänen sind, daß der Mann auf die Hilfe seiner zukünftigen Ehegattin rechnet.¹⁾ Den Zweck der Kinderzeugung entnehmen wir aus folgendem Volksliede, worin ein Werber seiner Zukünftigen die Ehe unter Eid verspricht:

Jur pe mândrul soare	Ich schwöre auf die schöne Sonne,
Ce sfârşit nu are	Die kein Ende hat,
Că eu vreau să-mi fi	Daß Du sollst mir sein
Mamă la copii. ²⁾	Meiner Kinder Mütterlein.

2. Eheschließung.

a) Bekanntschaft.

Der Auffassung der Ehe beim Volke als einer von Gott angeordneten Institution entsprechend, trachten schon die Eltern, die Kinder zu verheiraten. Der Bursch und das Mädchen werden zum Dorftanze ausgeführt oder geschickt, um Bekanntschaft miteinander zu schließen und Gelegenheit zu haben, sich gegenseitig zu nähern. Da wählt der Jüngling seine Auserkorene zunächst zum Tanze aus. Nach Schluß der Tanzunterhaltung begleitet er sie nach Hause. Bei diesen Anlässen haben sie Gelegenheit, sich Anträge zu stellen, Liebeserklärungen zu machen und sich auszusprechen.

Sind die Jungen untereinander liebeins geworden, dann gibt das Mädchen dem Burschen zu verstehen, daß er sie von den Eltern verlange (»s'o ceară de la părinți«). Der Bursch berätet sich auch mit seinen Eltern, und wenn diese mit der Partie einverstanden sind, wird die Werbung vorgenommen.

Außer dem Dorftanze sind auch andere Gelegenheiten, wo die Jugend untereinander Bekanntschaft macht. So wird die später zu besprechende »Claca« und die »Şezătoarea« dazu als gute Gelegenheit verwendet.

In manchen Dörfern ist Sitte, daß man Unterhaltungen eigens zu dem Zwecke arrangiert. Diese sind unter dem Namen »Bere« oder »Berean« bekannt. Diese Unterhaltungen finden in einem Privathause zu Anfang des Winterkarnevals statt. Da führen die Mütter die Mädchen und die Burschen gehen selbst, höchstens in Nachbegleitung der Eltern, aus.³⁾

Diese Sitte ist neueren Ursprungs und höchstwahrscheinlich von den Deutschen übernommen. Hierfür spricht der Name »Bere«, das ist Bier, ein Getränk, das vom Rumänen erst in der letzten Zeit

¹⁾ Vergl. S. Fl. Marian: „Nunta la Români, Studiu istorico-etnografic comparativ.“ Bucureşti, 1890, p. 2.

²⁾ Vergl. V. Alexandri: „Poesii populare.“ Bucureşti, 1866, p. 46.

³⁾ Vergl. Marian: „Nunta“, p. 67.

genossen wird. Ferner spricht dafür der Umstand, daß diese Unterhaltung in der Nähe der deutschen Kolonien abgehalten wird, wie zum Beispiel um Ilischestie herum.

Ein neuerer Modus, Bekanntschaft zu schließen, ist »Pe vedere«. Dies sind förmliche Besuche der Eltern mit dem Burschen oder Mädchen. Es finden Besuche und Gegenbesuche statt. Anlaß zu diesen Besuchen hat das Volk zu den Feiertagen und besonders am Kirchweihfesttage. Dieser Weg zum Bekanntwerden wird gewöhnlich von jenen eingeschlagen, die in verschiedenen Dörfern domizilieren.

b) E h e w e r b u n g.

Es wird nicht uninteressant sein, die Art der Ewerbung vorzuschicken. Daraus wird man auch die Art und Form der eigentlichen Ehepakete entnehmen können. Der werbende Jüngling schickt die Vermittler in das Haus seiner Geworbenen voraus. Diese Vermittler nennt man pețitori (lat. petitores) oder staroști (slaw. starosta). Diese wählt man gewöhnlich aus der Reihe der Bekannten und Freunde des Familienhauses des Mädchens.

Diese Pețitori gehen eines Abends gewöhnlich in sonntäglichen Kleidern und mit einer Ploska (Holzgefäß) Schnaps auf Besuch in das Haus der Eltern des angeworbenen Mädchens. Nach der Begrüßung wird über Verschiedenes gesprochen. Es werden Wirtschafts-, Wetter-, Gemeinde-, kurz private und öffentliche Angelegenheiten besprochen. Eine gute Gelegenheit benützen dann die Vermittler, um die Rede auf Hochzeiten, Ehen und andere Familienangelegenheiten zu bringen. Bei diesem Anlasse wird auch der Grund des Besuches bekanntgegeben.

Bevor die Starosten den Burschen namhaft machen, wird die Plosca mit dem Getränk herausgezogen als Beweis, daß sie ernst reden wollen. Während der Unterhaltung wird unter Witzen, eventuell in Versen, der Antrag mit dem Namen des Bewerbers eingebracht.

Sind die Eltern nicht einverstanden, dann finden sie einen Grund, sei es, daß das Mädchen noch zu jung sei oder daß sie mit der Aussteuer noch nicht fertig seien, um abzusagen, ohne den Burschen zu beleidigen.

Sind die Eltern mit der Partie einverstanden, dann wird auch das Mädchen gerufen und mit dem Zweck des Besuches bekannt gemacht. Wenn sie nicht einverstanden ist, gibt sie keine Antwort oder läuft gar davon. Ist ihr aber die Person genehm, dann antwortet sie gewöhnlich: »Wie Vater und Mutter wollen.« Das ist schon ein Zeichen, daß sie mit dem Burschen einverstanden ist.

Wenn sich die Angelegenheit in Wohlgefallen auflöst, wird der Schnaps ausgetrunken und die Vermittler tragen die leere Ploska dem Bewerber als Zeichen zurück, daß sein Antrag angenommen wurde. Im entgegengesetzten Fall wird die Ploska von den Eltern

des Mädchens angefüllt und dem Burschen das Getränk (cinstea = Ehre) zurückgeschickt, damit er keinen Schaden leide.

c) Ehepakete.

Hat die Werbung ein zufriedenstellendes Resultat aufzuweisen, dann wird eines Donnerstags oder Samstags abends die formelle Werbung (pețirea), das ist die Verlobung, veranstaltet. Der Bursch geht mit seinen Eltern, den Pețitori, eventuell auch anderen Verwandten und Freunden ins Haus der Braut. Da wird gezecht, gespeist und nun findet die Verlobung unter dem Namen »pețire« oder auch »legătură« statt. Diese »legătură« (Bund) ist der eigentliche Ehevertrag. In manchen Dörfern ist diese »legătură« unter dem Namen »așezare« (Aufstellung der Bedingungen selbstverständlich), tocmire (Abmachung), învoire (Einverstehen, das ist Eheeinwilligung) bekannt.

Der Name »legătură« scheint mir der passendste zu sein, weil in der Tat ein Bündnis, ein Vertrag geschlossen wird.

a) Willenserklärung der Eltern.

Der Vater des Burschen fragt bei Tisch ganz einfach, was die Eltern dem Mädchen geben. Darauf antworten diese und schließen mit den Worten: »Von uns so viel, von Gott mehr.« Dann teilt auch der Vater des Sohnes mit, welches Vermögen er seinem Sohne geben will. Wenn beide Teile einverstanden sind, reichen sie sich gegenseitig die Hände und die Staroșten oder Pețitori schneiden (trennen) dieselben. Das ist das Zeichen, daß das Geschäft abgeschlossen ist.

β) Willenserklärung des Bräutigams.

Die Eltern des Bräutigams besprechen das Güterrecht. Diese nehmen auch mehr aus diesem Grunde an der »legătură« teil. Mitunter intervenieren die Pețitori oder Staroști auch in dieser Hinsicht. Beim jungen Bewerber steht im Vordergrund all seiner Interessen die Liebe und Sympathie für die Person der Braut. Ohne diese Sympathie hätte er gar nichts unternommen. Da er aber Frau und Kinder zu ernähren hat, kann er auch an dem geschäftlichen Teil nicht unbeteiligt bleiben. Er nimmt also auch daran, wenn auch unter Reserve, teil und handelt mit. Seine Interessen werden zwar von seinen Eltern ganz gut vertreten. Er beteiligt sich aber doch daran und beim Handschlag gibt er auch förmlich die Zustimmung.

γ) Willenserklärung der Braut.

Die Ehepakete sind nach dem Vorhergesagten nichts anderes als mündliche Vereinbarungen zwischen den Ehekontrahenten und ihren Eltern. Die Eltern kommen mehr in Betracht als die Kinder. Insbesondere insofern es sich um das Güterrecht handelt. Besonders muß dies von der Braut behauptet werden. Denn während der Bräutigam direkt oder indirekt an den Verhandlungen betreffend die Mitgift teilnimmt, paktiert die Tochter eigentlich in dieser Hinsicht

nur durch die Eltern. Sie unterwirft sich ganz den Dispositionen derselben. Diese trachten, ihr eine gute Partie, einen Mann auszusuchen, der in der Lage sein wird, die Tochter zu erhalten. Dem Geschäfte hört sie wohl zu, mitunter auch das nicht, und wenn sie um die Zustimmung gefragt wird, so ist dies reine Formalität. Sie hat mehr hinsichtlich der Personenfrage sich zu entscheiden. Dies hat sie schon indirekt bei der Ansprache erklärt. Die Ehepaktierung betreffend das Vermögen läßt sie ganz kalt. Die Tochter ist froh, ihren Liebsten zu bekommen. Sie hofft in Gemeinschaft mit ihm Vermögen und alles zum Leben Notwendige erwerben zu können.

Gegen den ausdrücklichen Willen des Mädchens wird von den Eltern nichts unternommen. Es werden, besonders wenn es sich um eine reiche Partie handelt, Versuche gemacht, das Mädchen zur Eheschließung zu überreden oder auch zu zwingen, wenn ihr aber der Bursch nicht gefällt, so protestiert sie gewöhnlich energisch und weint. Es nehmen sich ihrer stets Mutter und andere Verwandte an. Der Erfolg bleibt gewöhnlich nicht aus.

Widerstand leistet das Mädchen insbesondere, wenn es mit einem Burschen ein Verhältnis oder eine Liebschaft hat. In diesem Fall und wenn die Eltern sie zu einer anderen Partie überreden oder zwingen wollen, kommt es auch vor, daß sie mit dem Liebsten durchgeht oder wie man in der Volkssprache sagt: »sie läßt sich rauben«.

αα) Brautraub.

Beim rumänischen Volk gibt es Arten von Brautraub, die nicht mehr die Merkmale des Raubes an sich tragen. Die Tat als solche zeigt aber, daß dies doch eine Spur des alten Raubes ist. Es gibt auch mehrere Arten des Brautraubes.

Zunächst findet ein Raub statt, wenn die Zustimmung der Eltern nicht einzuholen möglich ist. Diese Zustimmung gilt beim Rumänen als etwas unbedingt Notwendiges und ist beim Volk sprichwörtlich und im Volkslied auch verewigt worden.

Das Sprichwort lautet:

„Binecuvântarea părinților
Intărește casa fiilor“,

das heißt Elternsegen stärkt das Heim der Kinder. Deshalb unternehmen diese derartige Schritte ohne Zustimmung der Eltern nicht, denn

Cine n'ascultă de mamă
N'are'n lume nici o sama
Cine n'ascultă de tată
N'are noroc nici odată.¹⁾

¹⁾ D. O. Sevastos: „Căntece moldovenești“, Jași, 1888, p. 34. — Marian: „Nunta“, p. 82. Zu deutsch heißt es:

Wer der Mutter nicht folgt,
Wird nicht geachtet auf der Welt,
Wer dem Vater nicht folgt,
Hat kein Glück auf der Welt.

Falls aber trotz aller Mühen seitens des Mädchens wie auch seitens der Vermittler die Eltern zur Erteilung der Zustimmung nicht zu bewegen sind, bleibt dem Mädchen noch der Weg offen, mit dem ihr genehmen Burschen durchzugehen. In diesem Falle sagt man, der Bursch habe die Tochter gestohlen. Sie gilt aber nicht nur als Entführte, sondern auch als Verführte. Darum ist das geraubte Mädchen als kompromittiert zu betrachten. Die Eltern haben keine Hoffnung, eine andere entsprechendere Partie zu bekommen. Sie geben daher, wenn auch mit Widerwillen, ihre Zustimmung zur Heirat.

Die Geflüchteten kehren aus ihrem Versteck zurück und gehen die Ehe ein, mitunter bei Verzicht auf die »dos«, welche aber die Eltern später doch, wenn auch in geringerem Maße dem jungen Paare geben.

Diese Art der Raubehe lebt noch heute im Volke und kommt sehr oft vor. Das Volkslied liefert uns den Beweis hierfür. Ja es legt sogar Zeugenschaft darüber ab, daß das Mädchen den Burschen zum Raub animiert und verleitet. Eine Doina aus der Bukowina lautet:

Constantine Balucele
 Leagă calul de zebrele
 Și-i dă fân cu floricele
 Și-l adapă'n covățele
 Și ie'n mână două mere
 Vin' la mama de mă cere
 De m'a da de nu m'a da
 Srie 'n carte că's a ta
 Pe fereastă m'oiu fura
 Și-oiu fugi'n Moldova mică
 Mămuța n'a ști nimică,
 Ș'om fugi'n Moldova mare
 Mămuța că ne-a cătare
 După ce ne-om departa
 La soare ne-om credința
 La lună ne-om oșunazi,
 Este-un popă'ntrre nolizi
 Ce cunună pe fugiți
 Este-un popă între fagi
 Ce cunună pe cei dragi
 Popa-i bun și om vioiu
 Ne-a cununa și pe noi.³⁾

Zu deutsch: Konstantine Baluczel,
 Bind' das Pferd am Zaun fidell,
 Gib ihm Heu gemischt mit Blumen,
 Gib ihm Wasser in Holzurnen,
 Nimm zwei Äpfel in die Hand,
 Komm zur Mutter, mich verlang,
 Ob sie ja sagt oder nein,
 Schreib' im Buch, daß ich bin dein.
 Stehlen (flüchten) will ich mich durchs Fenster,
 Werd' in die Kleinwalachei fliehen,
 Mütterchen wird gar nichts wissen,
 Werden in die Großwalachei gehen.
 Mütterchen wird uns zwar suchen,
 Wenn wir aber ferne sind,
 Werden zur Sonne feiern die Verlobung
 Und beim Mondenschein die Trauung.
 Ist ein Pfaff zwischen den Fichten
 Und er traut die, welche flüchten,
 Ist ein Pfaff zwischen den Buchen
 Und er traut, die Liebe suchen,
 Der Pfaff ist gut und Lebemann,
 Wird uns trauen wie er kann.

Eine andere Art der Raubehe ist jene, die ohne Willen des Mädchens geschieht. Wenn ein Bursch ein Mädchen liebt und weder die Eltern noch das Mädchen zu einer Heirat zu bewegen sind, dann erwischt er sie mit Gewalt und entführt sie. Dies wird aber vom Volke verpönt. Der Verbrecher wird verfolgt und bestraft. Aus solchem Raube wird äußerst selten eine Heirat.

Die dritte Art der Raubehe ist die, welche nicht nur im Einverständnis mit dem Mädchen, sondern sogar mit dem der Eltern oder wenigstens im Einverständnis mit der Mutter geschieht. Dies

³⁾ Marian: „Poesii populare române“, Cernăuț, 1875.

aus Standes- oder Vermögensrücksichten. Dieser Raub findet meistens statt, wenn ein ärmerer Bursch ein Mädchen aus einer reicheren Familie heiraten will. In diesem Falle können die Eltern des Standesunterschiedes wegen die Zustimmung zur Ehe nicht erteilen. Es gälte als unehrenhaft, die Tochter unter dem Stande zu verheiraten. Wenn also das Mädchen einverstanden ist und die Eltern sonst nichts einzuwenden und auch keine andere Partie zur Verfügung haben, so stiehlt der Bursch die Tochter für eine Zeit und versteckt sie irgendwo.

Besonders häufige Fälle solcher Brautdiebstähle kommen — wie mir Oberlehrer Stanescul mitteilte — in den Gemeinden Mitoka, Dragomirna und Patrăuș vor. Dort sollen die Mädchen, wenn seitens der Eltern der kleinste Widerstand geleistet wird, von dem ihr lieben Burschen ganz einfach geraubt oder, wie man dort sagt, gestohlen (furat) werden. Der Raub oder der Diebstahl dürfte aber nicht so gefährlich ausschauen. Das Raubobjekt scheint mit dem Raubsubjekt vollkommen einverstanden zu sein. Der Räuber geht gewöhnlich voran und die Geraubte langsam nach. Es heißt aber doch, daß sie gestohlen wird, trotzdem es sich um eine Flucht handelt, nach der die Eltern gleich ihre Zustimmung geben und die Hochzeit stattfindet. Sonst sind mir keine Gemeinden in der Bukowina bekannt, wo Brautraub stattfinden sollte.

Die Folkloristin Elena O. Sevastos erwähnt in ihrem Werke »Călătorii prin țara românească«,¹⁾ daß im Dorfe Pufești in Rumänien auch heute sogar gang und gäbe ist, daß jeder Bursch seine Braut raube. Auf die Frage, warum sie dies tun, antworten die Leute, daß es dort seit alters her so Sitte sei.

Aus dem Vorhergesagten kann also behauptet werden, daß dies Spuren eines alten Brautraubes sind. Sicherlich war seit alters her die Raubehe üblich. Standen doch die Rumänen mit dem byzantinischen Reiche so lange Zeit in Verbindung. Dort war diese Art der Eheschließung auch bekannt. Ja der Raubritter war sogar gesetzlich verpflichtet, mit dem geraubten Mädchen die Ehe zu schließen.²⁾ Wenn ein Bursch also ein Mädchen heiraten wollte, so hatte er nichts anderes zu tun, als das Mädchen zu stehlen oder zu entführen, und das Gesetz nötigte ihn sogar, die Geraubte nachher zu heiraten. Dies konnte nicht ohne Nachwirkung auf das in jenem Reiche lebende rumänische Volk bleiben,

ββ) Brautkauf.

Der Mädchen- oder Brautkauf soll bei den Rumänen in Siebenbürgen noch stattfinden. Dort sollen die Leute um das Gebirge »Găina« zu Peter und Paul einen förmlichen Brautkauf seit jeher abhalten. Ebenso sollen in den Dörfern Lespezi, Biharia und Calineasa

¹⁾ Jași 1888, p. 85. Vergl. auch bei Marian: »Nunta«, p. 157.

²⁾ Vergl. H. Blümner: »Griech. Privataltertümer«, 1882, p. 253.

Spuren von Brautkauf noch sein. Hauptsächlich lebt diese Sitte noch bei jenem Teile des rumänischen Volkes, welches das westliche Gebirge Siebenbürgens bewohnt und unter dem Namen Moți (Mozzen) bekannt ist.¹⁾ Es dürften aber jene Zusammenkünfte auch dort nicht mehr den Charakter des Kaufes als vielmehr der Bekanntschaftschließung an sich tragen. Historisch nachweisbar ist es aber, daß es einmal so war.

Heute scheint der Brautkauf gänzlich abgekommen zu sein. Bei den Rumänen in der Bukowina kann eher das Umgekehrte gesagt werden. Wenn auch der Bräutigam Vermögen bekommt, wird die Frage in der Regel zuerst seitens der Eltern des Bräutigams gestellt, was die Braut an Aussteuer bekomme. Wohl sagt der Vater des Bräutigams auch, was er dem Sohne an Aussteuer gibt, aber das Hauptgewicht fällt doch auf das Vermögen der Braut, so daß das Zustandekommen der Eheschließung gewöhnlich davon abhängt. So scheint heute an Stelle des Brautkaufes ein Bräutigamkauf stattzufinden.

Eine deutliche Spur des ehemaligen Brautkaufes ist aber auch beim rumänischen Volke in der Bukowina geblieben. Dies läßt sich aus den Hochzeitszeremonien entnehmen. Einen Tag vor dem Trauungstage oder gewöhnlich nach mehreren Tagen fährt der Bräutigam mit seinen Angehörigen und mit den Brautführern ins Elternhaus der Braut. Diese erwarten den Hochzeitszug. Die Braut wird mit den Brautmädchen in der Kammer versteckt. Der Bräutigam mit den Brautführern sucht das leicht zu findende Versteck der Braut. Vor die Tür der Kammer stellen sich aber Mutter und Vater und lassen den Werber nicht herein. Erst ein schönes Kopftuch für die zukünftige Schwiegermutter und ein Paar Stiefel für den Vater der Braut erwirken den Einlaß des Bräutigams und der Brautführer zur Braut. Diese nehmen die Braut und die Brautmädchen bei den Händen und eröffnen bei Musikklang den Tanz. Sie führen die Braut samt ihrer Aussteuer aus. Die weiteren Zeremonien und Tischgelage gehen die gegenwärtige Frage wenig an. Die Geschenke jedoch, die der Bräutigam den Schwiegereltern gibt, scheinen von dem ehemaligen Brautkaufe herzurühren.

Ein Rest des Brautkaufes ist auch folgende Zeremonie bei der Hochzeit. Nach dem Hochzeitsmahl wird ein Chortanz (*hora mare*) arrangiert. Nach dreimaliger Umkreisung des Tisches wird der Tanzchor hinausgeführt. Bei dieser Gelegenheit stellt sich ein Bruder der Braut oder eine Schwester oder ein Geschwisterkind vor die Tür und wenn der Bräutigam mit der Braut bei der Tür anlangt, wird der Bräutigam aufgefordert, falls er die Braut haben und mit heiler Haut davonkommen will, die Braut von den Eltern und Geschwistern zu erkaufen und dann erst möge er mit ihr, wohin es ihm beliebt, gehen.

¹⁾ Vergl. Marian: „Nunta“ u. a. d., p. 78.

Der Bräutigam gibt hierauf, falls ein Bursch die Aufforderung ausspricht, demselben ein Messer, falls ein Mädchen dies tut, ein Tüchel als Erlös.

Diese Zeremonie heißt »vama«, das ist Zoll. Darauf wird der Tanz fortgesetzt, gewöhnlich im Hof.

d) Inhalt der Ehepakte.

Aus der vorangeführten gewohnheitsmäßigen Werbungsart ist ersichtlich, daß der Verlobung die eigentlichen Ehepakte vorausgehen müssen. Diese finden aber rechtsgewohnheitlich, wie es sich herausstellt, mündlich statt. Schriftliche Ehepakte dürften zu den Seltenheiten und Ausnahmen gerechnet werden. Marian¹⁾ beruft sich auf Cantemir²⁾ und behauptet, daß bei den gebildeten Klassen ein Inventarium unter den Namen »foae de zestre«, »carte«, »scris« üblich war. Einige solcher Inventarien, die Verfasser dieser Abhandlung mit eigenen Augen gesehen hat, sind noch heute im Originale bei alten Bojarenfamilien zu finden. Beim Volk dürfte dies auch in älterer Zeit nicht nachweisbar sein, sondern nur bei den alten Bojaren. Der Inhalt der mündlichen Ehepakte bezieht sich nur auf das Güterrecht. Es wird für die Braut bei der Verlobung so viel als möglich ausgehandelt.

a) Das Vermögen des Bräutigams ist bekannt. Darüber wird also nicht viel debattiert. Falls die Eltern der Braut damit nicht einverstanden gewesen wären, so hätten sie sich in Verhandlungen gar nicht eingelassen. Der Bräutigam bekommt gewöhnlich ein Wohnhaus und Grund. Ebenso bekommt er Viehstücke und andere zur Wirtschaft nötige Geräte und Einrichtungsgegenstände, kurz, eine vollständig adjustierte Wirtschaft.

b) Die Braut geht in die Wirtschaft des Mannes. Sie hat das Ihrige zur Vermehrung und Vergrößerung derselben beizutragen. Dieser Beitrag besteht in erster Linie aus der Aussteuer (zestrea, dos). Diese wird aus Haus- und Wirtschaftseinrichtungsgegenständen wie auch aus Kleidungsstücken zusammengestellt. Das Mädchen eines besseren Wirtes erhält als »zestrea« einen Wandteppich (scoarța), eine wollene Bettdecke (cergă), andere Laufteppiche (lăicere, țolince), Pölster und Bettzeug. Dann bekommt sie für den Hausbedarf Töpfe, Teller, Löffel, eine wollene Tasche (Traistra), eine wollene Doppeltasche (desagi), Handtücher und anderes. Hierauf geben ihr die Eltern an Kleidern einen langen Pelz mit Ärmeln (cojoc), einen langen Pelz ohne Ärmeln (pieptar), einen kurzen Brustpelz (bondiță), einen schwarzen und einen grauen wollenen Oberrock (suman), Stiefel, Schuhe, Opinczen, Kleider (catrințe), Bänder, Gürtel (brăe, bârnețe), Hemden und Leinwand. An Viehstücken bekommt sie je nach Umständen. Gewöhnlich gibt man als Aussteuer einer Tochter ein Paar Ochsen, eine Milchkuh mit Kalb, eine Anzahl Schafe, Schweine und anderes Groß- und Kleinvieh wie auch Geflügel. Seit alters her

¹⁾ »Nunta«, a. a. O. p. 138. — ²⁾ p. 146-147.

ist es Sitte, daß man den Töchtern auch Geld an Aussteuer mitgibt. Dies bezeugt das Volkslied:

Zecile	d. h.	Die Zehner
Mărită secile		Verheiraten die Lahmen
Sutele		Die Hunderte
Mutele		Die Stummen
Miile		Die Tausende
Urgiile.		Die Hexen.

Die Braut hat also zunächst das Haus des Bräutigams zu schmücken und zu bekleiden (îmbrăca). Darunter versteht man weniger die Möbel als vielmehr die Zimmerausschmückung. Darin besteht eigentlich die ganze »zestrea« der Braut bei den Rumänen und insbesondere bei den Gebirgsrumänen. Heute ist dies noch als selbstverständliche Aussteuer zu betrachten. In der letzten Zeit ist aber rechtlich noch hinzugekommen, daß die Braut auch Grundstücke bekommt. Während früher mit dem unbeweglichen Grunde nur die Söhne bedacht wurden, suchen heute auch die Mädchen ihr gutes nach den österreichischen Gesetzen zukommendes Recht an dem unbeweglichen Vermögen des Elternhauses. Sie bekommen auch ihren Anteil an dem unbeweglichen Vermögen gleich bei der Heirat. Häuser und andere Gebäude bekommen sie aber nicht, es sei denn, daß die Tochter das einzige Kind ist, in welchem Falle eventuell der Bräutigam in die Wirtschaft der Braut kommt.

Für die Aussteuer der Tochter sorgen Mutter und Vater. Der Vater hat für die Wirtschaftseinrichtungen zu sorgen. Die Pflicht der Mutter ist Kleidungs- und andere Hauseinrichtungsstücke zu machen.

Die Waisen werden von Brüdern oder anderen Verwandten in dieser Hinsicht versorgt. Es kommt auch vor, daß die Jungen selbst dienen und arbeiten und sich in dieser Weise eine Aussteuer verdienen, da sie gut wissen, daß ohne eine Aussteuer eine Ehe unmöglich ist.

e) Rechte des Mannes.

α) Gegenüber dem Weibe.

Der Mann ist das Haupt der Familie und deshalb gilt er auch als der Herr und Gebieter seiner Frau. Die Achtung des Weibes vor dem Mann geht so weit, daß er es mit »du«, während das Weib den Mann mit »Sie« anspricht. Dies ist die Regel. Eine Ausnahme findet statt, wenn unter ihnen seit Kindheit vielleicht ein inniges Verhältnis bestand. In dieser übergeordneten Stellung des Mannes ist daher nur selbstverständlich, daß der Mann seiner Frau gegenüber sich mitunter auch mehr erlaubt, als man bei der Gleichstellung der Ehegatten erwarten würde. Es steht in seiner Macht, seinem Weib das Ausgehen, den Verkehr mit Freunden und dergleichen zu verbieten. Der Besuch des Wirtshauses oder gar der Verkehr mit männlichen Bekannten ist dem Weib nicht nur von seinem Mann, sondern von der öffentlichen

Meinung untersagt. Ein Weib, das ohne ihren Mann das Wirtshaus besuchen würde, verlöre die Achtung der Gemeindeangehörigen, und die Strafe des Mannes würde auch nicht ausbleiben.

Der Verkehr mit männlichen Bekannten wird selbstverständlich mit der Heirat eingestellt. Ein solcher — moralischer Verkehr selbstverständlich — findet mitunter statt, jedoch stets in Begleitung des Mannes, sei es in Form von Familienbesuchen, sei es bei Hochzeiten, Unterhaltungen und dergleichen. Das Weib unterhält sich in Gegenwart des Mannes und tanzt auch mit anderen Männern. Es wird jedoch immer der Anstand gewahrt und die Moral beobachtet. Es gibt wohl Ausnahmen. Verkommene Weiber, die hinter dem Rücken des Mannes einen unmoralischen Lebenswandel führen, kommen vor. Dies kann man aber in den besten, sogenannten intelligenten Familien leider auch konstatieren. Sollte aber ein Weib auf Hurerei ertappt werden, dann haben die Angehörigen des verführten Mannes das Recht, ihr das Haar abzuschneiden und sie auch anderswie zu beschämen.

Aus der Stellung des Mannes als Herren und Gebieters des Weibes entspringt natürlich auch das Recht des Mannes, seiner Ehegattin Aufträge zu erteilen, ihr Arbeiten zu befehlen oder andere Anordnungen zu treffen. Das Recht der Züchtigung und der Bestrafung steht dem Manne nicht nur im Falle des unbefugten Besuches der Wirtshäuser oder des unmoralischen Lebenswandels mit anderen Männern zu, sondern auch in dem Falle, wenn die Ehegattin die Aufträge des Mannes nicht ausführt. Wohl kommen rohe Naturen vor, die das Weib auch unschuldigerweise mißhandeln. Kommen aber denn derartige Fälle in den sogenannten intelligenten Kreisen nicht vor?

β) Über das Vermögen des Weibes.

Der Mann hat gewöhnlich den Grundstock der Wirtschaft gelegt. Die Frau bringt als Zugabe ihre »zestrea« oder Aussteuer. Damit wird im Einvernehmen weiter gebaut, das heißt gewirtschaftet. Der Mann nimmt an der Mitgift und an dem mitgebrachten Vermögen der Ehefrau das Recht des Eigentümers in Anspruch. Es kann anders auch nicht denkbar sein. Er wirtschaftet, arbeitet und vermehrt die Wirtschaft. Mitunter schaut das Vermögen später ganz anders aus. Es werden Käufe und Verkäufe vorgenommen. Die mitgebrachten Liegenschaften werden auch auf den Mann grundbücherlich eingetragen. Er kann infolgedessen über dieses Vermögen unbeschränkt verfügen. Da die Ehegatten aber alles im Einvernehmen unternehmen sollen, so besprechen sie sich im Falle eines Verkaufes oder Tausches untereinander. Gewöhnlich sind die Motive des Mannes fürs Weib die überzeugenden. Die Ehefrau hält den Mann immer für gescheiter und erteilt ihm freiwillig die Zustimmung zum Verkauf oder Tausch auch des von ihr hereingebrachten Vermögens. Wenn aber der Mann auch eigenmächtig das Vermögen umtauschen oder Teile desselben

verkaufen möchte, so würde die Frau sich nicht widersetzen. Damit wäre das gute Einvernehmen beeinträchtigt.

Auch der Erlös bleibt dem Ermessen des Mannes überlassen. Gewöhnlich wird aber etwas von der Wirtschaft verkauft, um ein gemeinschaftliches Bedürfnis zu decken oder um ein Grundstück oder eine Realität zu kaufen. Eine gewisse Besprechung zwischen Mann und Weib findet also bei geordneten Familienverhältnissen unter allen Umständen wie beim Verkauf eines Vermögensteiles so auch bei der Verwendung des Erlöses statt.

f) Rechte des Weibes.

α) Gegenüber dem Manne.

Die untergeordnete Stellung des Weibes gestattet der Ehegattin solche Rechte dem Manne gegenüber nicht, wie wir sie beim Manne gesehen haben. Der Mann ist viel freier als das Weib. Im Verkehr mit männlichen Bekannten und Freunden hat er einen unbeschränkten Spielraum. Das Besuchen des Wirtshauses kann die Ehegattin dem Manne verbieten. Da die physische Kraft ihr aber mangelt, um den Mann davon mit Gewalt abzuhalten, so ist dieses Recht des Weibes mehr illusorisch. Es hängt im Grunde genommen doch vom Mann ab, ob er ihr folgen will oder nicht. Sollten derartige Ausschreitungen größere Dimensionen annehmen und sollte das Weib Mitgift in die Wirtschaft mitgebracht haben und diese gefährdet sein, dann ruft sie ihre Angehörigen zu Hilfe. Diese bringen den Mann mitunter auch mit Gewalt zur Ordnung, was aber für das eheliche Verhältnis doch keine angenehmen Folgen haben kann. Ein vollkommenes Recht steht der Ehegattin zu, ihrem Manne den Verkehr mit anderen weiblichen Individuen zu verbieten. Diesem Befehl sich zu fügen ist der Mann bemüßigt, nicht nur seiner Ehegattin wegen, sondern um die Verachtung der übrigen Gemeindeangehörigen nicht auf sich zu laden.

Sonstige Befehle, zum Beispiel in bezug auf Arbeiten, dürften nicht vorkommen, es sei denn bei Männern, die, wie auch bei manchen Intelligenzlern, unter dem Pantoffel stehen.

β) Über das Vermögen.

Die Ehegattin bringt gewöhnlich Vermögen in die neue Wirtschaft mit. Außer der mitgebrachten Hauseinrichtung trägt sie mit Wirtschaftsbedarfsartikeln und eventuell mit Geld oder gar mit Grund zur Wirtschaft des Mannes bei. Die Frau nimmt auch an der Vermehrung des Vermögens des Ehegatten mit ihrer Arbeit aktiven Anteil. Folglich kommt ihr ein rechtlicher Anteil, ein Mitrecht, auf das ganze Vermögen zu. Sie ist aber stets Mitbesitzerin, nicht Mit-eigentümerin. Als solche wird sie gewöhnlich grundbücherlich nicht eingetragen. Es kommen wohl Fälle vor, daß die Frau auf ihr mitgebrachtes Gut intabuliert bleibt oder daß der Mann sie als Mit-eigentümerin, oder gar bei Unternehmern, wie solche in der letzten

Zeit bei Waldarbeiten vorkommen, als vollwertige und ausschließliche Eigentümerin einträgt. Dies sind aber Ausnahmen und Neueinrichtungen, welche das lebende Recht noch nicht beseitigen können.

Der Mann verfügt über das ganze Vermögen. Die Gattin wird zu Rate gezogen, um das gute Einvernehmen nicht zu stören.

3. Ehehindernisse.

a) Das Volk kennt verschiedene Ehehindernisse. In den Vordergrund treten die kirchlichen Ehehindernisse. Diese teilt man in absolute und in relative.

Als absolute Ehehindernisse gelten Krankheit, gesetzlich bestehende Ehe, Priesterweihe und Keuschheitsgelübde. Diese gehen uns weniger an, weil das Volk mit solchen Ehehindernissen selten zu tun hat.

Relative Ehehindernisse sind Blutverwandtschaft, Schwägerschaft und geistliche Verwandtschaft. Diese beobachtet das Volk auf das strengste. Es ist eben kirchliche Lehre und das Volk hält sehr fest daran. Über diese geben die Lehr- und Handbücher des Kirchenrechtes genug Aufklärung.

Außer diesen Verwandtschaftsverhältnissen erscheinen beim rumänischen Volke als relative Ehehindernisse noch andere Umstände, wie der Standesunterschied, die Religions- und Volksverschiedenheit.

b) Standesunterschied. Der Stand hat, wenn auch keinen gesetzlichen, doch einen regelmäßigen Einfluß auf die Eheschließung. Ein Priester, ein Lehrer und andere Standespersonen suchen ihre Liebste gewöhnlich in Kreisen ihrer Standesangehörigen. Das Kastensystem ist wohl ausgestorben. Es erzählen aber alte Priester, daß Priester stets in Priesterfamilien heirateten, da sie mit der Braut gewöhnlich auch die Pfarre erhielten. Jetzt kann dieser Brauch als ausgestorben bezeichnet werden. Wenn auch die meisten Theologen heute bei Priestern heiraten — mitunter bei Dignitären oder deren Familien, in welchen Fällen die Zukunft gesicherter erscheint — so können die Priesterkandidaten heute nach Belieben aus jedem Stande, jedoch immer standesgemäß, ihre Auserwählte heimführen. Dasselbe Verhältnis bemerkt man bei Lehrern. Diese heiraten gewöhnlich auch bei Lehrern oder suchen ihre Liebste sogar unter den angestellten Lehrerinnen auf, um so ein besseres Einkommen und leichteres Dasein zu haben.

Ebenso suchen Kirchensänger ihre Braut bei Kirchensängern, Söhne von Gemeindevorstehern bei Gemeindevorstehern der Nachbargemeinden und dergleichen.

Bessere Wirte suchen für ihre Söhne ein Mädchen auch bei besseren Wirten in anderen Gemeinden auf. Sonst ist es aber förmlich landesüblich, daß die Angehörigen einer Gemeinde untereinander heiraten. Beinahe in jeder Gemeinde ist es Brauch, daß in dem Falle,

wenn ein Bursch aus einer Nachbargemeinde ein Mädchen als Braut heimführt, er den Burschen der Gemeinde des Mädchens als Erlös Getränke darreicht.

Die Mädchen empfinden es schmerzlich, ihr Dorf zu verlassen und anderswo zu heiraten.

Das Klagelied eines in ein anderes Dorf verehelichten Mädchens lautet:

Spusu-ți-am, mamuță, bine
Să ții zile pentru mine,
Să mă dai în sat cu tine
N'ai ținut zile deplin
Și m'ai dat în sat străin.¹⁾

Sagt' ich, Mütterchen, dir gut,
Daß du fastest stets für mich,
Daß ich heirat' in Dorf bei mir.
Hinlänglich hast nicht gefastet,
In fremdes Dorf hast mich verheiratet.

Ein anderes Volkslied lautet:

Frunză verde trei masline
Ce-o să mă fac, vai de mine
C-au venit din satul meu,
Tătuța a zis că-i rău
Și pe mine nu m'a dat.
Și-au venit și din alt sat
Nestint și ne'ntrebat,
Și tătuța că m'a dat
Și de dor că m'am uscat.²⁾

Grünes Blatt und drei Oliven,
Wehe mir, was soll ich tun,
Sind aus meinem Dorf gekommen.
Väterchen sagt, es sei schlecht,
Und mich gab er damals nicht.
Nun kamen aus anderm Dorfe,
Unbekannt und unbefragt,
Väterchen gab mich nun weg,
Und vergehe jetzt vor Heimweh.

Ist beim Volke die Eheschließung innerhalb derselben Gemeinde Brauch und Sitte, so ist der Standesunterschied schon Eehindernis. Wie ich beim Priester schon erwähnt habe, daß er standesgemäß heiraten muß, so trachtet schon jeder Stand, daß die Kollegen nicht unter dem Stande heiraten. Förmliche Rechtsgewohnheit ist dies bei den Bauern.

Der Standesunterschied ist bei den Volksschichten des rumänischen Volkes ein gewohnheitsmäßiges Eehindernis. Der Sohn eines besseren Wirtes sucht seine Liebste immer im Kreise der besser situierten Insassen seiner Gemeinde auf. Wenn er ein passendes Mädchen in seiner Gemeinde nicht findet, so sucht er, wie schon früher erwähnt, ein solches bei besseren Wirten in anderen Gemeinden aus. Reichere Grundwirte werden ihre Mädchen nie einem armen Manne, einem Arbeiter (einem Golan) zum Manne geben. Das Mädchen will auch diese Schande nicht erleben, sondern bleibt eher »fată bătrână«, das heißt alte Jungfer.

Das Volk hat dieses lebende Recht im Volksliede auch kodifiziert. Man klagt im Volksliede wie folgt:

Năcăjitu-i omul, doamne,
Când se culcă și nu doarme,
Năcăjitu-i omu-atunci
Când își dă boii pe junci
Și vacile pe junince
Și copila după sluge.³⁾

Geplagt ist der Mensch, o Herr,
Wenn er zur Ruh' geht und nicht schläft,
Geplagt ist der Mensch auch dann,
Wenn er Ochsen gibt für Öchsel
Und die Kühe nur für Junzen
Und das Mädchen einem Diener.

¹⁾ J. Dologa: „Doine si hore din Ardeal din ținutul Bărgăului publ. în Familia“ XXII. Oradia. — Mare. 1886, p. 190. — Marian: „Nunta“, p. 46.

²⁾ Marian: „Nunta“, p. 47.

³⁾ Marian: „Nunta“, a. a. O., p. 61.

c) Abgang der Volkszugehörigkeit. Ein Ehehindernis höheren Grades ist auch der Abgang der Volkszugehörigkeit.

Das rumänische Volk der Bukowina und insbesondere jenes der südlichen Bukowina, wo es in kompakten Massen, meistens untermischt mit anderen Völkern lebt, betrachtet Leute seiner Mundart und seines Glaubens als zu seiner Nation oder zu seinem Volke gehörig. Die Abkunft entscheidet weniger. Es kommen romanisierte Slawen und selbst romanisierte Deutsche vor, die nach ihrer Nationalisierung sich selbst für Rumänen halten und seitens der Rumänen gleichwertig betrachtet werden. Mitunter bleibt wohl ein Überrest des Unterschiedes. Es wird die romanisierte Familie oft mit dem Beinamen »Rusu« (Ruthene) oder »Şvabu« (Schwabe), »Țițeru« (der Zipser) auch späterhin bezeichnet. Die Angehörigen derselben werden, insofern sie zur selben Kirche gehen und beten, vom selben Priester ihre Kinder taufen und andere Funktionen verrichten lassen und auch dieselbe Sprache reden, als zu ihrer Nation gehörig betrachtet. Das Glaubensbekenntnis spielt dabei eine größere Rolle als die Sprache. Jene, welche zur griechisch-orthodoxen Kirche sich bekennen, werden »moldoveni« genannt. Die griechisch-orthodoxen Kirche heißt beim Volke in der ganzen Bukowina die moldauische (moldovenească, moldawska und woloska). Daher werden in den Augen des rumänischen Volkes alle zur griechisch-orthodoxen Kirche gehörigen Glaubensgenossen als zu seinem Volkstum gehörig angesehen.

Da das Glaubensbekenntnis eine so wichtige Rolle spielt, so wird derjenige, der seinen Glauben wechselt, nicht mehr als zu seinem Volke gezählt, sondern zu jener Nation, deren Glauben er angenommen hat. Nach Analogie seiner moldauischen Kirche wird die katholische Kirche von den Rumänen die deutsche (nemțasca) bezeichnet. Daher wird auch jener, der den katholischen Glauben angenommen hat, »Neamț« (Deutscher) genannt.

Übertritte kommen aber beim Volke äußerst selten und höchstens zwischen Deutschen und Rumänen vor, daher ein Übertritt höchstens von und zur katholischen Kirche denkbar ist. Auch zur rumänischen Kirche kommen Übertritte selten vor. Judentaufen finden am Lande nicht statt, und wenn solche auch vorkommen, so wollen sie nachher zur Intelligenz gezählt werden. Zum Bauernvolke will der getaufte Jude selbst sich nicht zählen, und auch das Volk wird ihn schwer als den seinigen betrachten. Die Intelligenz akzeptiert aber den getauften Juden und die getauften Jüdinnen vollständig. Dieselben werden als zu ihrer Nation gehörend und vollwertig gezählt.

Unter dem Volke kenne ich in der Gemeinde Stulpikani einen Juden namens Rubin Salner. Er entstammt einer jüdischen Familie, die mit ihm noch sehr gute Zeiten erlebt hat. Sein Vater war Propinator und hat mehrere Wasserbrettsägen zu eigen gehabt. Nach

dem Tode der Eltern und der Verarmung der Familie hat er sich unter dem Volke umhergetrieben. Er arbeitet mit den Gebirgsbauern, weidet Viehstücke, spricht die rumänische Sprache perfekt und lebt mit den Bauern, kleidet sich auch so und will Rumäne sein. Getauft ist er nicht. Die Juden hassen ihn. Bei dem Volke ist er aber sehr beliebt. Den Sommer bringt er auf dem Gebirge bei den Viehherden und den Winter bei irgendeinem Bauern zu oder er arbeitet mit den Bauern im Walde Klotz- und andere grobe Holzarbeit.

Von anderen Volksstämmen übernimmt das Volk jedoch sehr wenig Elemente. In der Gemeinde Stulpikani ist ein deutscher Mann, gewöhnlich Johann (Johann Neamţul) genannt. Er dient bei einem Bauern im Winter und weidet im Sommer die Viehstücke des Dorfes auf der Religionsfondsalpe. Er wird aber doch als Deutscher betrachtet.

Ein zweiter deutscher Mann, Bazeliu Feld, ist heute rumänischer Bauer und so naturalisiert, daß er von niemandem mehr zu den Deutschen gezählt wird. Dies hat den Grund darin, daß er ein illegitimes Kind eines orthodoxen Mannes und griechisch-orthodox getauft war und nachher, ohne legitimiert zu sein, sich selbst trotz seines deutschen Namens als Rumäne betrachtete.

Schwieriger geht es mit der Naturalisierung der Lipowaner. Dieses Volk läßt sich seines Konservatismus wegen nicht mit anderen Völkern mischen. Die Lipowaner leben im Gebirge einzeln ebenso separat wie in den kompakten Massen am flachen Lande, in Fântâna albă, Mitoca etc. Die Lipowaner unterscheiden sich sowohl sprachlich und ein Teil derselben (Bezpopowzi, Storowierzi) auch kirchlich. Daher scheint die Assimilation schwieriger vor sich zu gehen.

Eine eigentümliche Ausnahme bilden auch die Zigeuner. Trotzdem diese zur griechisch-orthodoxen Kirche gehören und auch die rumänische Sprache sprechen, werden sie vom Volke nicht als zu seinem Volksstamm gehörend betrachtet. Sie werden niemals »moldovan«, sondern immer »şigan« genannt und als minderwertig betrachtet. Naturalisierungen mit Rumänen kommen selten vor. Beim Volke besteht auch der Glaube, daß sie nicht zur Kirche gehören, daß sie einst eine Kirche gehabt, aber vertan haben (aufgegessen, şiau mâncat-o).

Da demnach der Rumäne, worunter ich das Volk verstehe, jede fremde Nation auch als fremde Konfession und alle zusammen als Fremde betrachtet, so vermeidet er solch intime Gemeinschaften, wie sie die Ehe erfordert. Demjenigen, der solch fremde Ehen schließt, bleibt gewöhnlich von seinen Konnationalen der Vorwurf nicht erspart. Die Ehe mit Deutschen geht noch an. Es wird aber doch stark dagegen gearbeitet. Die Ehe mit Zigeunern gilt als Schande, die mit getauften Juden kommt gar nicht im Volke vor.

Jede Ehe mit Fremden ist nicht statthaft, denn im Volkslied heißt es:

Străinul e tot străin	d. h.	Der Fremde ist immer fremd
Ca și mursa de pelin		Wie der Wermutsaft.
Dulce-i mursa de zăhar		Süß ist der Zuckersaft,
Dar' pelinu-i tot amar		Bitter doch der Wermutsaft.
Și străinu-i tot dușman		Und der Fremde immer Feind
Și la inimă tiran		Und im Herzen ein Tyrann
N'a fost frate, nici n'a fi		War nicht Bruder, wird nicht sein,
Până lumea va trăi		Bis die Welt wird bestehen
Și soarele va luci ¹⁾		Und die Sonne leuchten.

Ein zweites Volkslied lautet:

Frunză verde grâu spălat,	d. h.	Grünes Blatt, reiner Weizen,
Numai legea mi-am spurcat		Hab' mein' Glauben nur verunreinigt
C'un urât, c'un blăstămat		Mit einem häßlichen, mit einem verfluchten,
Cu duchul cel necurat. ²⁾		Mit dem unreinen Geist.

(Schluß folgt.)

II. Kleine Mitteilungen.

Volkstümliche Pflanzen des Egerlandes.

Von Anton Böhringer, Hermannstadt.

II.

31. Klăi = Klee (*Trifolium*), volkstümlich und als Glücksklee unter dem Namen „Voiareckata Klăi“ = (viereckiger) vierblättriger Klee.

32. Kle tan = Kletten (*Lappa major*). Der Absud der Wurzeln gilt als haarwuchsförderndes und den Haarausfall verhütendes Mittel. Kinder benützen die Blütenknospen zum gegenseitigen Anhängen, Anwerfen an die Kleider oder in die Haare.

33. Krăa = Kren, Krenn, Meerrettig (*Crambe maritima*), beliebte Küchenpflanze, die zur Bereitung der „Kräabröih“ dient, denn „d'Kräabröih (Krenbrühe = Krensauce) is d' best bröih unter'n bröihan!“³⁾ Auch zum Krenpflaster (*Kräapflasta*), das bei Hexenschuß, Rheumatismus und Hüftenverrenkungen etc. angewendet wird, als „Zugpflaster“ unentbehrlich.

34. Krău wirlstaudan = Kranewitterstaude, Wacholder (*Juniperus*). Krău wirlbeer = Beeren des Strauches. Der Strauch oder die „Staudan“ wird abgeschnitten und entweder als frisch oder getrocknet angezündet zum Ausräuchern der Räume benützt. Motivierung: Daß „bessara luft einakint“ (bessere Luft hereinkommt). Die Beeren werden gern in frischem oder getrocknetem Zustand gegessen und angesetzt, da sie von harn-treibender Wirkung sind.

35. Kulmas = Kalmus (*Acorus calamus*). Als Heilmittel kommen die Wurzeln in Betracht, die, ausgegraben, gereinigt und in Scheiben geschnitten, mit Branntwein angesetzt werden. Anwendung bei Bauchgrimmen und Magenbeschwerden. Mit dem Kalmus wird fast immer noch Wermut (*Artemisia*) angesetzt. (Siehe dort.)

36. Kumelln = Kamillen (*Matricaria chamomilla*)⁴⁾. Die Blüten finden als „Kumellntee“ ihre Verwendung oder sie werden in kleine Säckchen („Kumelln-

¹⁾ Aus Zaharești, Suczawaer Bezirk. Marian: „Nunta“, p. 53.

²⁾ Marian: „Nunta“, p. 55.

³⁾ Sprichwort. — Krenbrühe ist die beste Brühe unter den Brühen.

⁴⁾ Auch echte Kamillen genannt.

sackla“) genäht, am Ofen erwärmt und so als Umschläge bei Zahnschmerzen, Halsweh und Drüsenanschwellungen verwendet. Weniger beliebt sind die „Wilden Kamillen“, große Kamillen oder römische Kamillen (*Anthemis nobilis*).

37. *Kim ml* = Kümmel (*Carum carvi*), allgemein beliebtes Küchengewürz, das zum Unterschied vom „*Pfakim ml*“ (Pferdekümmel, Schiriling) auch „Echter Kümmel“ genannt wird. „*Kim ml*“ oder „Weibaschnaps“ (Weibaschnaps), der aus der Kümmelpflanze erzeugte Schnaps, der am „*Haling äumbd*“ (Heiligen Abend = 24. Dezember) den Mettenbesuchern nach der Heimkehr aufgetischt wird. Zugleich mit dem Weihnachtsbrot („*Semml*“), das darin eingetaucht „*a(n)gewoickt, a(n)tuntscht*“ wird.

38. *Lafen l* = Lawendel (*Lav. off.*). Als Gartenpflanze beliebt und wegen des feinen Geruches gern in Wäschespinden aufbewahrt.

39. *Mâiaschöpf* = Löwenzahn (*Taraxacum off.*). Die jungen Pflanzen im Frühling werden sowohl als Salat als gekocht wie Spinat zubereitet und gegessen. Die Röhren (Blütenstengel) werden von den Kindern zu Ketten zusammengehängt oder zerschnitten und als „*Bräama*“ (Brummer), das sind die daraus entstehenden primitiven Blasinstrumente, verwendet. Die auf den halbkugeligen Blütenboden sitzenden, gereiften Früchtchen mit ihrem weißen „*Pappus*“ nennt man „*Löichtla*“ (Lichtlein) oder „*Latern*“ (Laternen), die man durch Hineinblasen „*olöscht*“ oder „*aslöscht*“ (ab- oder auslöscht).

40. *Majar ån* = Majoran (*Origanum majorana*). Küchenkraut, unentbehrlich zur Nationalspeise „*A(n)brennt erdäpfl*“ (eingebrannte Kartoffel) und zu den „*Bächna Eräpflkniadla*“ (gebackene Kartoffelknödel).

41. *Nåudlbiksla* = Nadelbüchlein; unter diesem Namen sind die einzelnen abtrennbaren Glieder der Schachtelhalme (*Equisetum*) zu verstehen, da sie obigen Geräten ähnlich sind. Von Kindern gern als Spielerei benützt.

42. *Oksazunga* = Ochsenzungen sind die Blätter vom Wiesenknöterich (*Polygonum bistorta*). Die Blätter, im Frühjahr ausgerupft, wurden ähnlich dem Spinat zubereitet und gegessen. Wegen ihrer zungenähnlichen Form führen sie obigen Namen.

43. *Poln* oder *Polnkatzla* sind die Blütenkätzchen der Salixarten. Daß selbe zu den Osterbräuchen, respektive am Palmsonntag ihre Anwendung finden, ist zu bekannt, als daß eine Beschreibung der Details an dieser Stelle nötig wäre. Drei geweihte Kätzchen früh nüchtern als „*ganzer*“ verschluckt, gelten als Mittel gegen Halsweh.

44. *Patakappa* = Paterkappchen, Bachnelkenwurz (*Geum rivale*), führen ihren Namen von der Ähnlichkeit der Blütenköpfchen mit der Kopfbedeckung katholischer Geistlicher. Allgemein beliebte, interessante Blume, die mit Vergißmeinnicht und Frauenmantel zu Kränzchen gebunden und zu Fronleichnam an der Hand getragen und geweiht, später als Schmuck des Kreuzfixes und anderer Heiligtümer aufgehängt werden.

45. *Peitasil* = Petersilie nebst ihrer Verwandten, der Sellerie (*Zelna*), beliebtes Küchenkraut und Gemüse.

46. *Pfeffaminz* = Pfefferminze (*Mentha piperita*) und „*Krausaminz*“ = Krauseminze (*Mentha crispera*), beliebte Garten- und Teepflanzen. Die Blätter der Krauseminze werden gern in die Gebetbücher eingelegt und gelten als Mittel zur Verhütung des Schlafes im Sonntagnachmittags-Gottesdienst („*ma schmöckt amal u da Schlauf is weg!*“ = man riecht einmal und der Schlaf vergeht).

47. *Popplrausn* = Poppelrosen, Pfingstrosen (*Paeonia peregr.*), allgemein beliebter Gartenschmuck; die Ähnlichkeit der Blütenstempel mit jungen Hähnchen (roter Kamm!) führt zu der Bezeichnung „*Poppahahnla*“. Von Kindern gesuchte Spielerei.

48. *Puaplme* = Wiesenbocksbart (*Tragopogon prat.*). Kinder suchen diese allgemeine Wiesenpflanze gern und kauen die süßlich schmeckenden Stengel aus.

49. *Råifarn* = Rainfarren, Rainfarn (*Tanacetum vulg.*); wegen ihres durchdringenden Geruches wird diese Pflanze vielfach als Ungeziefer vertreibend angewendet. Ein leichter Absud der Blätter und Blüten ist ein Mittel zur Vertreibung der Eingeweidewürmer.

50. *Rättich* = Rettig; dessen Verwendung als Speise ist bekannt. Rettigscheiben auf die Stirne gelegt, Mittel gegen Kopfschmerzen.

51. Rewinzala = Rapunzeln (*Valerianella olitoria*), bekannt und geschätzt als: „Rewinzalsalat“ (Rapunzelsalat).

52. Ringblämla = Ringelblume (*Calendula* off.). Überall verbreitete Gartenpflanze, die zur Bereitung der Ringelblumensalbe dient. (In Schmalz gekochte Blüten.) Als Umschläge oder Einreibung bei Verrenkungen, Verstauchungen. Ringelblume, Schmalz und schwarze Waldschnecken zu einer Salbe verkocht, kommt als Mittel gegen krumme Beine bei Kindern in Anwendung.

53. Råüm (Råum) = Rüben. 1. „Weißråum“ (weiße Rüben), *Brassica*, die zur Bereitung der Rübensalbe verwendet werden. 2. Gállaråum = gelbe Rüben, Möhren, kultiv. Art von *Daucus carota*. Wie alle Rüben, überall angebaut und beliebte Speise als gekocht und eingebrannt. 3. Kállaråum, Kelfråum, Kohlrüben, Kohlrabi, kultivierte Gemüsepflanze. 4. Råutråum = Rote Rüben, Gemüsepflanzen. 5. Runklråum = Runkelrübe (*Beta* vulg.), allgemein angebaut. Die Runkelrüben werden auch in Scheiben geschnitten, diese in kleine Würfel, getrocknet, abgeröstet (gebrannt) und zer mahlen oder zerstoßen als Kaffeesurrogat verwendet.

54. Sålfa, Sålfat = Salbei (*Salvia* off.). Ein Absud der Blätter findet als Gurgelwasser bei angeschwollenen Zäpfchen und zu Mundspülungen Anwendung. Pulverisierte Blätter mit pulverisierter Lindenholzkohle gemengt finden Anwendung als Zahnpulver.

55. Såuraråmpfa = Sauerampfer (*Rumex acetosa*). Wegen des säuerlichen Geschmacks werden Blätter und Stengel von alt und jung gern gekaut.

56. Schåufgårm = Schafgarbe (*Achillea millefol.*). Die ganze Pflanze wird als Absud zu Körperwaschungen verwendet. Man unterscheidet die weiße Schafgarbe „für manna“ (für Männer) und die rote Schafgarbe „für Waiwa“ (für Weiber — Frauen). Die ganz jungen Pflänzchen sind unter dem Namen „Katzaschwanzla“ (Katzenschwänzchen) zur Bereitung der Kräutersuppe (*Kraitarasuppen*) beliebt, auch mit anderen zierlichen Frühlingsblättern zum Einbinden der Ostereier benützt; wenn selbe mit der Umhüllung gekocht sind, gibt es nett gemusterte Eierschalen.

57. Schlåutfegha = Schlotfeger, Rauchfangkehrer; so werden die Blüten der Wiesenblume Teufelskralle genannt (*Phyteuma*). Wegen ihres dunkelblauen, fast schwärzlichen Aussehens obiger Name.

58. Schlottan = Schlottern, Zittergras (*Briza media*), führt seinen Namen wegen der zitterigen, schlotterigen Haltung der Blüten. Allgemein in Sträußen beliebt.

59. Schmålzblämla = Schmalz-, Butter-, Dotterblume (*Caltha palustr.*).

60. Schwarzbeer = Schwarzbeeren, Heidelbeeren (*Vaccinium myrtill.*), liefern den bekannten „Schwarzbeerbrei“. Getrocknet und angesetzt sind die Beeren ein beliebtes Mittel gegen Bauchschmerzen.

61. Tausndgül(d)nkraut = Tausendguldenkraut (*Erythraea cent.*) liefert den beliebten, bitteren Tee gegen Magenbeschwerden.

62. Vuaglbeer = Vogelbeeren, Früchte der Eberesche (*Sorbus aucup.*), finden ihre Anwendung als Vogelbeerbrei gegen Bauchgrimmen und Magenbeschwerden.

63. Wåizkla und Kuarnkla = Weizenkleie und Kornkleie in Säckchen genäht werden angewendet wie die Kamillen. Kleine Kinder werden an nässenden Stellen auch mit Kleie eingestäubt.

64. Warzn gift = Warzengift heißt sowohl der gelbe Saft als überhaupt die ganze Pflanze, Schöllkraut (*Chelidonium*). Wie schon der Name sagt, findet der Saft Anwendung zur Vertreibung der Warzen.

65. Wegerich = Wegerich (*Plantago*); sowohl der breite als auch der spitze Wegerich finden als Arzneikraut Anwendung. Die reifen Samenstengel vom breiten Wegerich sind beliebt als Futter für körnerfressende Stubenvögel und führen den Namen „Vuaglbätzla“.

66. Wérmat = Wermut (*Artemisia absinthium*). Blätter und Blüten kommen als Tee gegen Leberleiden und Verdauungsbeschwerden in Anwendung. Auch mit dem Kalmus zusammen angesetzt; gleiche Verwendung wie dieser.

67. *Woldmeista* = Waldmeister (*Asperula od.*), dessen Verwendung als Tee und Maitrank bekannt ist.

68. *Woldspitzla* = Waldspitzchen sind die jungen, gelblichgrünen frischen Triebe von Fichten und Tannen. Die Waldspitzchen werden gesammelt und mit Branntwein angesetzt und dann als Einreibungen wie „Arnika“ verwendet.

69. *Zi(n)ngrås* = Zinngras, Winterschachtelhalm (*Equisetum hiemale*), kommt (wegen des hohen Gehaltes an Kieselsäure) mit dem feinen Lehmsand („*Zi[nn]sand*“ = Zinnsand) zum Putzen von Zinn- und anderem Metallgeschirr in Anwendung.

70. *Zucka* = Zucker ist eine Pflanze, Frauenmantel (*Alchemilla vulg.*) genannt, und hat wohl den volkstümlichen Namen „Zucka“ daher, weil die kleinen Blütchen dem im Handel vorkommenden „schwarzen Zucker“ (Rohzucker) und dem feinen (körnigen) Kandiszucker („*Kanzucka*“) ähnlich sehen. Diese Blumen werden gern mit den „Patakapplan“ und Vergißmeinnicht in Kränzchen gebunden (Fronleichnam).

Der Backtrog als Abwehrmittel gegen Feuersgefahr.

Von Robert Eder, Mödling.

Das Gewitter und den durch Blitz verursachten Brand des Hauses oder die Feuersbrunst im allgemeinen schrieb das Volk den Hexen und Dämonen zu. Mancherlei Mittel gab es, um der Feuersgefahr zu steuern, so das Läuten mit der Kirchenglocke, das Schießen mit geweihter Kugel oder das Blasen mit dem Wetterhorn gegen die drohende Wolke, das Bildnis aus Holz oder Stein des heiligen Florian, der, mit einem Eimer ein kleines brennendes Haus löschend dargestellt, am Hause angebracht ist, geweihte „Palmzweige“, die früher als Schutz im Gemach aufbewahrt, nach Erneuerung dieser zu Ostern unter den Dachfirst gesteckt wurden (Nordböhmen), sowie auch Haselruten zu einem Besen gebunden, oder die Haselrute am Fenster außen befestigt (Tirol), die „Hauswurz“ auf Dächer und Mauern gepflanzt (Nieder- und Oberösterreich), der „Holler“ in der Nähe der Hütte und anderes mehr. Insbesondere aber schützten das Haus, das bereits vom Feuer bedroht ist, Feuerversprechungen und Feuersegen. Auch ist nach dem Volksglauben in deutschen Landen jenes Haus vor Feuer bewahrt, in oder an dem die Schwalbe ihr Nest gebaut hat und auf dessen Dach der Storch nistet sowie in dem sich ein gekäfigter Kreuzschnabel befindet (Isergebirge).

Nun aber hörte ich einen in dieser Hinsicht recht seltsamen Brauch, den mir ein Reichenhaller Kurgast, Herr Pastor Plügge aus Crossen bei Erlau in Sachsen, mitteilte: In mancher Gegend in Sachsen und im österreichischen Grenzgebiete wird ein Backtrog an dem vom Feuer gefährdeten Hause gegenüber der Feuerstätte des Nachbarhauses, vorne offen, aufgestellt, damit das Feuer nicht herübergreife.

Eine Erklärung dieses absonderlichen Feuerabwehrmittels konnte ich nicht erhalten und in Analogie zu einem anderen Volksbrauche, bei dem ebenfalls der Backtrog eine Rolle spielt, will ich versuchen, die Verwendung desselben bei Feuersgefahr zu deuten.

Elard Hugo Meyer (*Germanische Mythologie*) faßt die Wolke im Naturmythus als Backtrog auf, so sagt er Seite 123: „Die Maren . . . haben einen Rücken hohl wie ein Backtrog, weil die Wolke abwärts sich ergießt, während sie oben sich leert.“ Ebenso ist die Huldra, Holda hinten hohl wie ein Backtrog (ebenda S. 274, 275, 277). Auch nach P. Willibald Leeb (*„Deutsche Heimat“*, II, 1906, S. 53) sinnbildet der Backtrog, in den bei Waidhofen a. d. Thaya am heiligen Abend das Kornstroh gelegt wird, das zum „Bamschatzen“ gehört und welches man in den Hausgärten um die Fruchtbäume windet, die befruchtende Wolke, den Sonnenbrunnen.

Ich gestatte mir nun, auf die von mir in bezug auf obigen Brauch gebrachte Deutung (besprochen in dieser Zeitschrift XVIII, 1912, S. 49) hinzuweisen: „Unter den Trog, in welchem jenes Weihnachtsbrot geknetet wird, dessen Anschnitt man den Hausgeistern opfert, aus dem auch die Hausfrau die teigbeschmierten Hände zieht, mit denen sie die Fruchtbäume umfaßt, wie Höfler (*„Weihnachtsgebäcke“*, S. 27) dies berichtet, wird das Stroh gelegt, damit an demselben restliche Teigteile als Opfergaben für die Vegetationsgeister haften bleiben.“

Im Laufe der Zeit ist die Opferung an die Geister in Vergessenheit geraten, ebenso, daß der Backtrog zu Opferzwecken diente, und nun wurde dieser in sekundärer Auffassung als Wolke betrachtet.

Mit Elbinnen, Maren, Unholden (Riesen haben in der deutschen Sage meist Backtröge statt der Kessel), mit Huldra und mit Hexen wird der Backtrog in Verbindung gebracht, weil in diesem der Teig bereitet wird, den man den Hausgeistern und den oben erwähnten Wesen, die sich alle in der germanischen Mythologie berühren und verwandte mythische Gestalten sind, opferte. Teigreste bleiben stets im Backtrog zurück, da derselbe nicht ausgewaschen wird, und so stehen diese den Geistern als Speise zur Verfügung.

Um nun die feindlichen Mächte, die das Feuer verursacht haben, zu versöhnen, damit sie die Feuersbrunst nicht in das gefährdete Haus überbringen, wird der Backtrog aufgestellt und ihnen auf diese Weise mit den restlichen Teigteilchen eine Opfergabe dargeboten.

Backofengeräte muß man nach Meyer (a. a. O., S. 141) in der Trudennacht vor den Hexen verstecken; auch benützen die Hexen zu ihren nächtlichen Fahrten in der Walpurgisnacht nicht nur Ofengabel und Besen,¹⁾ sondern auch den Backtrog, wie dies aus dem Chorgesange der Hexen (Goethe, „Faust“, I. Teil) zu entnehmen ist:

Die Salbe gibt den Hexen Mut,
Ein Lumpen ist zum Segel gut,
Ein gutes Schiff ist jeder Trog,
Der flieget nie, der heut' nicht flog.

Volkskundliche Beobachtungen auf einer Reise durch den Böhmerwald, Oberösterreich, das Salzkammergut und Salzburg im Jahre 1807.

Mitgeteilt von Josef Blau, Freihöls.

Der Prager Beamte Dr. J. Eduard Mader unternahm 1807, um „auf einige Zeit den städtischen Kerkern zu entfliehen und Erholung im Schooße schöner Gebirgsnatur zu finden“, obengenannte Reise. Er beschrieb sie in einem zwei Jahre später erschienenen Buche,²⁾ von dem ich kürzlich ein Exemplar in der Böhmisches Landesbibliothek aufgefunden habe. Das Buch ist reich an Beobachtungen in volkskundlicher, landwirtschaftlicher, industrieller und sozialer Hinsicht. Der Reisende, ein höherer Beamter von Josefinscher Schulung, nimmt besonderen Anteil an volkswirtschaftlichen Dingen und vergleicht häufig das Gesehene mit den Zuständen in Böhmen. Da vieles davon für die Kenntnis und Würdigung der heutigen Zustände von Bedeutung, dieser Inhalt aber schwer zugänglich ist, teile ich das in den Interessenkreis unserer Zeitschrift Fallende im nachfolgenden mit:

Hausbau. Hohenfurt, Böhmerwald. (S. 3.)

Der Markt ist äußerst uneben, seine Häuser sind auf österreichische Art mit breiten, weit vorstehenden Giebeln gebaut und mit losen, durch Steine beschwerten Schindeln und Dachbrettern gedeckt. Sein Äußeres verrät wenig Wohlstand und trägt hierin nicht, da ein dürrer Feldbau, Flachsspinnerei, Fuhrwerk und wöchentliche Viehmärkte seine Bewohner nur karg ernähren.

Hausbau. Von Linz nach Gmunden. (S. 31.)

Von Zeit zu Zeit stießen wir auf einzelne Bauernhöfe, die so wie die Dörfer, welche aber hier nach Oberösterreichischer Sitte schon selten werden, von gebrannten Ziegeln, ohne

¹⁾ Besen und Ofengabel sind gleichfalls Backofengeräte. Der Besen steht in besonderer Beziehung zum Geister- und Hexenglauben. Mit dem Besen wird auch der Backofen ausgekehrt und es bleiben an diesem Brotteilchen haften. Man legt den Besen vor die Tür, um sich vor dem Alp oder der Hexe zu schützen, man wirft den Besen auf Kreuzwege, wo Geister und Hexen sich aufhalten, und sonst besteht die Vorstellung, daß die Seelen mit Vorliebe im Kehrbesen sitzen.

²⁾ „Reise von Böhmisches-Krumau durch das Oberösterreichische Salzkammergut nach Salzburg und Berchtesgaden.“ (Prag 1809, Selbstverlag.)

Anwurf, durchaus ein Stockwerk über das Erdgeschoß gebaut, ungemein reinlich im Innern und mit Bequemlichkeiten des Lebens versehen sind, welche der Slave in den österreichischen Staaten nicht kennt, der höchstens Luxus in Speise und Trank, und allenfalls in der Kleidung treibt.

Arrondierung und Gemengelage der Gründe. (S. 36.)

Die Bauern, umgeben von ihren Gründen, die der böhmische, in großen Dörfern lebende Bauer oft stundenweit in 3—4 verschiedenen Fluren zwischen obrigkeitlichen und Pfarrfeldern zerstreut suchen muß — und getrennt vom Umgang mit andern, verwenden die Zeit, welche jene auf dem Wege von einem Grundstücke zum andern oder gar in der Schenke zubringen, auf die Kultur des ihre Mühe lohnenden Bodens. So bleiben sie unbekannt mit vielen Lastern, die bei den häufigen Zusammenkünften und Zechgelagen in den Dörfern nach und nach oft ganze Gemeinden anstecken, erhalten das kraftvolle Gepräge ihrer Vorfahren und stellen uns oft das ehrwürdige Bild der alten Patriarchen auf.

Wohlhabenheit; Volksnahrung. (S. 31.)

Die Bauern sind hier im Landel sehr wohlhabend und Sonntags sieht man sie größtenteils in sauberen Kaleschen zur Kirche fahren; aber noch viel reicher sind sie im Traunviertel, um Lambach, Kremsmünster und Steyer. Man erzählte mir von einem Bauer in der Nähe dieses letzten Ortes, der nach und nach sieben Bauerhöfe zur Versorgung seiner zahlreichen Familie angekauft hat und seines Reichthums und seiner Biederkeit wegen wie ein Patriarch in der Gegend umher verehrt wird.

Das Gesinde wird in der Kost ungemein gut gehalten, obschon sie dabei die heterogensten Dinge zusammen mischen: Milchsuppe, Mehlklöße mit Sauerkraut, Schweinefleisch oder Speck und Most, der hier, da alle Felder mit Mostobstbäumen wenigstens eingefaßt oder gar reihenweise bepflanzt sind, sehr häufig bereitet und genossen wird. Er schmeckt wie ein saurer Gebirgswein, hat hier mit dem Biere fast gleichen Preis, erfordert aber einen starken Magen und veranlaßt, wie man hier behauptet, bey Ausländern häufig flechtenartige Hautausschläge . . . Schweinefleisch und Speck ist ein Hauptleckerbissen der Oberöstreicher, daher man im ganzen Mühl- und Hausviertel und im Traunviertel bis an das Salzkammergut und die hohen Grenzgebirge sehr zahlreiche Schweinherden antrifft.

Volkstracht um Wels. (S. 39.)

Nie sah ich so viele Schönheiten aus dem Bauer- und Bürgerstande versammelt als auf dem Welser Jahrmärkte, den wir auf unserer Rückreise von Salzburg in seiner vollen Blüthe trafen. Aber freylich trug der vortheilhafte oberösterreichische Bauernanzug nicht wenig dazu bey. Ein reizender weißer Filzhut mit niedrigem Gupfe und breiten, inwendig schwarzen Dache, an einem losen seidenen Bande, das um den Busen flattert, bildet auch ein mittelmäßiges Gesicht schön. Das braune oder schwarze, dicht anschließende Korsett, mit zwey aufgeschlagenen Falten an den Hüften, setzt einen nymphenhaften Wuchs ins beste Licht, und die zierlichen Leibchen, welche die hiesigen Landmädchen tragen, zeigen ihren vollen, blühenden Busen in seiner natürlichen Gestalt und erhalten ihn darin. Die kurzen schwarzen Röcke — die Mädchen im Donaulhale trugen sie so kurz, daß diese Tracht durch ein Gesetz mußte verbothen werden (Verord. v. 1. May 1753 u. 16. Jänner 1756) — bilden keine solchen Räder, wie bey den böhmischen Bauerndirnen und ihre lichtblauen Strümpfe und feinen Schuhe ohne Absätze kleiden ihre Füße ungleich besser.

Die Tracht der Männer ist nach den einzelnen Gegenden sehr verschieden. Hier im Landl gleicht sie der Kleidungsart im Kammergute fast ganz, nur daß die Männer hier durchgehends lichtblaue Strümpfe, statt der Schnürstiefel meistens Bänderschuhe und schwarze oder wenigstens sehr dunkle Röcke mit weißen Metallknöpfen tragen, überhaupt sich hier niedlicher und selbst luxuriöser kleiden als dort.

Volkstracht im Salzkammergut. (S. 70.)

Wenn man die schroffen Wände des Traunsteins aus dem Kahne von unten ansieht, so begreift man nicht, wie ein Mensch da herabkommen soll, zumal mit den plumpen,

fingerdick besohlenen und ganz mit eisernen Nägeln beschlagenen Schuhen, die man hier zu Lande trägt, und ohne Steigeisen, deren sich die hiesigen Führer nur auf dem Schnee- oder Keesboden bedienen . . .

Ein grüner Filzhut mit breiter Krempe, der Kopf und Schultern gegen Sonne und Regen schützt, eine kurze Jacke von grauem Kalmuk, ein warmer, abgenähter Brustfleck, wie man sie hier allgemein statt der Weste trägt, Beinkleider von schwarzer Gemshaut (hier zu 8 fl.), ein paar juchtene Schnürstiefel, mit eisernen, breitköpfigen Nägeln ringsum beschlagen und so nach dem Fuße gemacht, daß man sie nicht zu wechseln braucht, einen ledernen Gürtel. Diese Gürtel machen einen Hauptluxus bey der hiesigen Männertracht aus; und ein schön gestickter und ausgenähter kostet oft 30—40 Gulden.

(In Gmunden, sonntags.) . . . vertrieb mir die Morgenstunde damit, die festlich geschmückten Stadtleute zur Kirche und die niedlich gekleideten Bauermädchen mit ihren reinlichen Körben und weiß und grün lackierten Kufen (Schaffeln, Ampern) auf dem Kopfe, in denen sie Obst und Grünzeug trugen, zu Märkte ziehen zu sehen. Es ist ein erfreulicher Anblick für einen Böhmen, die schönen freundlichen Gesichter, die niedliche, passende Kleidung, die reinlichen Gerätschaften dieser Leute zu sehen!

Die Arbeiter in den Sudhäusern zu Ebensee. (S. 85, 87.)

Alle zwey Stunden wird das am Boden und auf der Oberfläche kristallisierte Salz mit hölzernen Krücken, deren Stiele über die ganze Breite des Kessels reichen, herausgezogen und auf die Salzdörre gebracht, wo die Hitze noch unerträglicher ist als beim Kessel, weil man sie viel mehr konzentriert und den Zutritt der freyen Luft abhält.

Mir war es unmöglich, über zwey Minuten in dem heißenden und brennenden Dunste auszuhalten, in dem die unglücklichen Arbeiter jedesmal eine halbe Stunde lang Wache halten müssen.

Diese Sudhäuser bieten zugleich das empörendste Schauspiel menschlichen Elends und menschlicher Verworfenheit dar. Gleich beim Eintritte sahen wir uns von einem Heere bleicher, hohlwangiger, leichenähnlicher Menschen umringt, die uns von allen Seiten stießen und zupften und stumm mit flehentlichen Geberden um ein Almosen baten. Ich ward in einer Geschwindigkeit einen Sack voll kleiner Münze los und konnte doch nur den kleinsten Teil dieser Unglücklichen befriedigen, bis ich endlich auf den Rat des Sudmeisters, der uns umherführte, in jedem dieser Gemächer einem ein paar Sechser gab und die andern alle an ihn anwies. Diese Menschen, die fast ganz nackt arbeiten und in Wachen zu sechs Stunden einander ablösen, vegetiren, da die Sudarbeit Tag und Nacht fort dauert, — es werden denn die dem Feuer am meisten ausgesetzten Stellen des Kessels ausgebessert, was gewöhnlich alle halbe Jahre geschieht, oder es wird etwa der von Zeit zu Zeit sich ansetzende Pfannenstein weggenommen, — vegetiren, sage ich, die Hälfte ihrer Lebenszeit in einem ihre Gesundheit, ihre Seelenkräfte und ihren Frohsinn zerstörenden Elemente.

Der Lohn für dieses große Opfer ist ein Gehalt von 8, 10, 12, 15, höchstens 18 Kreuzern täglich. Die erste Klasse, die von 8—10 kr. täglich ihre Lebensbedürfnisse befriedigen soll, ist bey weitem die zahlreichste und es würde diesen Unglücklichen geradezu unmöglich seyn, ihr elendes Leben zu fristen, wenn sie nicht ein Deputat an Salz, Korn und Schmalz erhielten. Das erstere wird ihnen unentgeltlich gereicht, u. zw. 12 Pfund jährlich für den Kopf, selbst für jedes Kind vom Tage der Geburt. An Korn, den Metzen zu 1 fl. 22 kr. 2 pf. erhalten die Männer 8, die Weiber 5, die Kinder 2½ Metzen im Jahre, zu welchem Behufe das Ärarium 70—80.000 Metzen Korn jährlich aus dem Linzer Magazine in das Salzkammergut schafft; endlich Schmalz, das Pfund zu 11 kr., bekommen jedoch nur die Männer zu einem halben und zu einem ganzen Pfunde die Woche nach Verhältnis ihres Verdienstes.

Zwar steht diese Wohlthat der Kammer mit ihrem Gewinnste in keinem Verhältnisse, da sie die Tonne Salz, die sie an Ort und Stelle auf 24—30 kr. zu stehen kommt, um 11 fl. 40 kr. verkauft; aber verbunden mit der Anhänglichkeit an den heimischen Boden, — mächtig in jedem Gebirgslande, und hier noch überdies durch eine gänzliche Unbekanntheit mit der übrigen Welt und durch einen hohen Grad von Stupidität unterstützt —

verbunden mit der Befreyung vom Militärstande, welche die elende Leibesbeschaffenheit bey den meisten Individuen erzwingt, in Rücksicht der Tauglichen aber bereits starke Ausnahmen gelitten hat, fesselt sie den elenden Bewohner des Kammergutes und macht ihm seine drückende Lage erträglich, ja sogar werth, ihm, der sein Loos zu verbessern, nur einige Meilen weit ins flache Land auswandern dürfte, wo man arbeitende Hände so sehr sucht und so theuer bezahlt.

Das erträglichste Schicksal haben noch die Schifflente und Jäger, ein traurigeres die Bergleute und Holzknechte, das elendeste die Sud- und Hüttenarbeiter.

Hausbau in Ebensee. (S. 96.)

Ebensee hat viele hübsche steinerne Häuser, besonders an der Landstraße nach Ischl, alle mit Dachbrettern gedeckt, die man hier ihrer Wohlfeilheit und Dauerhaftigkeit wegen den Schindeln vorzieht. In einem dieser Häuser sahen wir einen Dachstuhl nach polnischer Art, d. i. aus dünnen Sparren, wie ein spitziges, gothisches Gewölbe gebildet, ohne Querbäume und Widerlagen, der viel leichter ist, viel weniger Holz kostet und einen geräumigern Boden zur Aufbewahrung der Vorräte gewährt als ein gewöhnlicher Dachstuhl.

Strohüte in Ischl. (S. 106.)

Hier zu Ischl sah ich die ersten künstlich durchbrochenen schwarzen Strohüte, die ein feines weißes Gesicht so reizend machen und die hier nur von den wohlhabendern Bürgersmädchen, im Salzburgischen aber allgemein, selbst von Männern getragen werden.

Frauenhüte in der Kirche zu Goisern. (S. 111.)

... die Mädchen, die mit ihren großen, weißen Hüten auf dem Kopfe im Gotteshause einen sonderbaren Anblick bildeten ...

Man hat diese unanständige Sitte schon mehrmal, besonders zu Stadt Steyer mit Gewalt abstellen wollen, aber vergebens! Geldstrafen wirkten noch am meisten. Demungeachtet behalten die Weiber in ganz Oberösterreich noch itzt diese Deckeln während dem Gottesdienste auf dem Kopfe.

Auf dem Schießhause in Hallstadt. (S. 120.)

Hier wählte ich mich auf einmal nach Tyrol oder in die Schweizer Alpen versetzt. Ein paar hundert Bauern und Salzarbeiter, alle wie Jäger gekleidet, mit grünen Wämsern, Hüten und Strümpfen, schossen mit einem Enthusiasmus in die Scheibe, jubelten mit einer wilden Freude, wenn sich einer ausgezeichnet hatte, die uns phlegmatischen Bewohner der Ebene völlig fremd sind, während der künstliche Donner an den himmelhohen Felswänden des Thales, in dem das Schießhaus steht, fürchterlich wiederhallte. Das Scheibenschießen ist aber auch in diesem öden und von der übrigen Welt so ganz abgeschnittenen Winkel der Erde nicht bloß für den gemeinen Mann, sondern auch für den Salinenbeamten das höchste und einzige Vergnügen. Um dieses Genusses willen scheut der erstere weder die Beschwerden und Gefahren eines Gebirgsweges von fünf, sechs und mehr Stunden, noch das Ungemach der Witterung an dem einzigen Ruhetage, der ihm von der harten Wochenarbeit übrig bleibt.

So hatten wir heute im stärksten Platzregen zwey Barken mit Scharfschützen auf dem See begegnet, die unter lautem Jubel und einer sonderbaren Janitscharenmusik von Schalmeyen, Trommeln und Pauken vom Scheibenschießen heimkehrten.

Wird einmal eine Hirsch- oder Gemsjagd in diesen Gebirgen gehalten, wovon man die ersteren gewöhnlich in einen See zu sprengen und darin zu schießen pflegt, so ist dies ein Fest für die ganze Nachbarschaft, bey welchem ein jeder bereit ist, sein Leben oder seine gesunden Glieder auf diesen Himmelszinnen, in diesen Steinklüften aufs Spiel zu setzen, um des Triumphes theilhaftig zu werden, einen Acht- oder Zehnder zu fällen.

Die Almen im Salzkammergut, Salzburg und Berchtesgaden. (S. 141.)

Die Alben, Sennhütten, Kasen gleichen einander sowohl dem äußeren Ansehen als der inneren Einrichtung nach so sehr, daß eine kleine Beschreibung dieser unserer Herberge hier nicht am unrechten Orte stehen dürfte, um öftere Wiederholungen zu vermeiden. Neben einem großen, umzäunten Weideplatze steht eine meist aus unbehauenen

Baumstämmen zusammengesetzte, mit losen Schindeln gedeckte und mit Steinen beschwerte Hütte ohne Fenster. Die Tür ist so niedrig, daß auch der kleinste Mensch sich beugen muß, um hineinzukommen, und sie dient zugleich für den in der Stube angebrachten Herd zum Schornstein. Das Innere besteht aus einer kleinen Stube, in der eine Bank, ein paar Stühle, einige Töpfe, hölzerne Teller, Schüsseln und Löffel und ein großer eiserner Wasserkessel, unter dem beständig Feuer unterhalten wird — das ganze über meine Erwartung reinliche Geräte ausmachen — aus einem Stall, in dem das Vieh gemolken und in kalten Nächten eingestellt wird, und aus einem Milchkeller.

In jeder solchen Alpe oder Alben (Alm) wohnt in der Regel eine Alpenmagd ganz allein. Man nennt sie hier sowie auch in Salzburg und Berchtesgaden Sendinnen oder auch schlechtweg Menscher; im Lande unter der Enns und auf den Steyrischen Alpen aber Schwoagerinnen.

Ein Rock, der kaum bis an die Wade reicht, ein Brustlatz (Leibchen), ein Hemd mit langen Ärmeln und wie ein Männerhemd am Halse zugeknöpft und ein weißer Filzhut oder ein gelber Strohhut sind ihr Anzug — Milch, Butter, Käse, Haber- oder Kornbrod, wo jedoch die Kleyen nicht ausgeschieden werden, und nur selten Erdäpfel durch die Sommermonden ihre einzige Nahrung. Denn die hiesigen Äpler essen weder so reichlich, noch so substantiös als die Steyermärker und Salzburger, bey denen vier bis fünf Mahlzeiten von gekochten Speisen was gewöhnliches sind.

Probenächte, Fensterln. (S. 144.)

... das arme Mädchen (eine Sennerin) hatte einen Fehltritt begangen („sie hat eingebüßt“), denn die Einsamkeit und Geschäftslosigkeit, in der diese arglosen Geschöpfe mehr als die Hälfte ihres Lebens zubringen und die vom Schneeberge in Unterösterreich bis an den Großglockner durch alle österreichischen Hochgebirge herrschende Mode der Probenächte so sehr entschuldigt, daß man die Selbstbeherrschung oder die Klugheit dieser rohen Kinder der Natur billig bewundern muß, welche die schädlichen Folgen davon gewöhnlich zu vermeiden wissen. — Man nennt diesen Mißbrauch in der Schweiz bekanntlich den Kiltgang, in Salzburg, Berchtesgaden und Tirol das Gassel- oder Fensterlgehen; ein Mißbrauch, der so in der Natur der Gebirgsbewohner zu liegen scheint, daß man ihn auch im böhmischen Riesengebirge kennt, dessen Beschaffenheit und Sitten doch so sehr von denen der österreichischen Alpen abweichen. Ja, man findet ihn im flachen Lande in Böhmen unter den Czechen fast allgemein unter der treffenden Benennung: „žebráká noc“.¹⁾

Volkskunst: Das Dudeln. (S. 145.)

Für die genossene Milch und Butterbrod wollte unsere Sendin durchaus nichts annehmen und als ich ihr einige Groschen dafür aufdrang und wir einige paar hundert Schritte von der Hütte entfernt waren, überraschte uns eine noch nie gehörte Musik: das „Dudeln“. Die Alpenmagd steckt nämlich die Finger in den Mund und bläst so mit einem Tone, der dem Klange einer Pansflöte ähnelt, ganze Stücke, meistens Ländler, mit vieler Fertigkeit, deren in den Gebirgen und Wäldern vervielfachtes Echo auf den Wanderer einen angenehmen, mit der großen und romantischen Gebirgsnatur, die ihn umgibt, so harmonisierenden Eindruck macht,

Das Jodeln. (Zitat a. d. „Halleiner Bothen“, I. H. S. 107.)

(Berchtesgadner Alben.) „Ein freundlicher Abschiedsruf der Sendinnen, der in einer ganz eigenen Art von hochtönendem Gegurgel besteht, und womit sie den fortwallenden Fremden bis in die Ferne begleiten, belohnt diese für die Mühe des Bergansteigens.“

Zäune; Landwirtschaft; die Abtenauer; Tracht. (Pongau.) S. 155.

Das Pfliegericht Abtenau besteht aus ein paar fruchtbaren und waldreichen Gebirgstälern. Die Gegenden bekommen hier sozusagen eine ganz andere Physiognomie. Lauter sorgfältig, aber mit großer Holzverschwendung eingezäunte Kornfelder und Wiesen, von kleinen Laubwäldern umsäumt und von der kleinen, aber im Frühjahr und Herbste furchtbaren Lammer bewässert . . .

¹⁾ Wörtlich übersetzt: „Die Bettelnacht“, von betteln abgeleitet.

Die Landleute waren gerade mit der Haberfechtung und mit der Nachmahd (Grummet) beschäftigt. Den Haber banden sie in sehr dünne Garben, die sie senkrecht, je zehn zusammen, stellten, vermuthlich zur leichteren Absonderung des geistlichen und weltlichen Zehents, der hier allgemein üblich ist. Die Bohnen rauft man hier grün aus und läßt sie so wie den zum Heu bestimmten Brabanter Klee auf hölzernen Schragen in der Luft schwebend trocknen, was den Feldern von ferne fast das Ansehen von Hopfengärten gibt. Ein ähnliches Verfahren beobachtet man an der Gränze zwischen Steyermark und Kärnten. Andere Felder wurden gerade zur Winterzeit bearbeitet; und zwar mit dem Spaten, mit dem Salzburgs rastlose Bewohner nach der ersten Umackerung (dem sogenannten Stürzen) ihre Fluren gartenmäßig bearbeiten; doch sah man nichts als Weiber damit beschäftigt.

Da wir einen Fußsteig längst der Lammer verfolgten, mußten wir alle Augenblicke über die hohen hölzernen Zäune wegklettern, zu welchem Behufe zu beiden Seiten eine Art Leiter angebracht ist, die man bey nassem Wetter wirklich mit Lebensgefahr auf und absteigt.¹⁾

Die Menschen, ein großer und starker Menschenschlag, gehen hier auf Tyroler Art gekleidet, mit groben braunen Wämsern (Schauben), schwarzen Brustflecken und Beinkleidern, die von den Weichen angefangen nur bis an die Knie reichen, welche bloß bleiben. Dieser Zuschnitt ist zum Klettern notwendig.

Ihre Roheit und Grobheit scheint im Salzburger Ländchen zum Sprüchwort geworden zu seyn, denn ich hörte mehrmal den Ausdruck: „Du biß halt a grober Abbtmuer.“

Demungeachtet werden sie wegen ihrer Häuslichkeit und ihres ausdauernden Fleißes bei den härtesten Arbeiten auch in anderen Gegenden als Dienstboten sehr gesucht und geschätzt. In der Aufklärung sind sie aber gegen die Salzburger des flachen Landes noch weit zurück und Habsucht soll in ihren Handlungen nicht zu verkennen seyn.

Die Weiber, meist von kleinem Schlage, flachbusigt, mit häßlichen oder wenigstens ausdruckslosen Gesichtern, unterscheidet sich in ihrer Tracht wenig von den Östreicherinnen. Nur tragen sie hier wie in allen Gegenden Salzburgs, die ich durchwanderte, lichtblaue Strümpfe, schwarzseidene Busentücher, durch einen silbernen oder beinernen Ring gezogen und in den Städten oder Märkten Pelzmützen wie unsere Bräuer, oder kleine goldene und silberne Häubchen, die kaum das Hinterhaupt bedecken und auch ein wirklich schönes Gesicht verunstalten. Erst in Golling und Hallein sah ich wieder solche schwarze durchbrochene Strohhüte, die ich im Kammergute so sehr bewundert hatte.

Hausbau in Salzburg. (S. 191.)

Auffallender (als das Vorhandensein so vieler Klöster) ist es, daß man hier so wenige Spuren von der geschmacklosen Gothischen Bauart findet, sondern die meisten Gebäude im edelsten italienischen Geschmacke prunken. Sie sind durchgehends vier bis fünf Stockwerke hoch, welche oft unter mehrere Eigenthümer vertheilt sind, wie bey uns die jüdischen Theilhäuser. Diese tragen dann die Lasten des Hauses gemeinschaftlich, aber freylich werden sie durch dieses Gemeineigenthum auch oft in Prozesse verwickelt. Dabey hat man bekanntlich die italienische Architektur so sklavisch nachgeahmt, daß man sogar unter den Thürmen der Domkirche nach Sizilianischer Manier Zisternen wider die Erdbeben angelegt hat!! . . . Die Häuser sind hier fast durchgehends mit Schindeln gedeckt und diese Schindeldächer gewähren, wenn man sie von oben, z. B. vom Mönchs oder vom Nonnberge herab betrachtet, einen sonderbaren Anblick, da sie aus vielen kleinen Dächern bestehen. Ziegeldächer sind hier etwas seltenes.

Gewerbe und Namen derselben in Salzburg. (S. 203.)

Unter den hiesigen Gewerben und Nahrungszweigen fielen mir, theils wegen ihrer sonderbaren Benennungen, die sich meistens auf Provinzialismen gründen, theils wegen des ins Lächerliche getriebenen Zunftzwanges, der daraus hervorleuchtet, und wegen der unaufhörlichen Kollisionen, welche diese unendliche Unterabtheilung fortwährend nothwendig veranlassen muß, folgende vorzüglich auf:

¹⁾ Vergl. die Abbildung eines solchen „Stiegls“ in unserer Zeitschr. IV, S. 280, bei der Arbeit von M. Eysn: Hag und Zaun im Herzogtum Salzburg.

Die Klufenfabrik zu Hallein (Stecknadeln),
eine Bettenhandlung (Rosenkränze),
zwey Buchführereyen oder Schreibmaterialienhandlungen und besonders
wieder eine Papierhandlung,

zehn bürgerliche Fragner, die Käsestecher und zugleich Vorkäufer sind;
doch verbindet man mit dieser Benennung nicht den widrigen Begriff wie bey uns;
sondern nennt, wie es scheint, alle Kleinhändler so, denn man zählt zu den Vorkäuflern:
Getreide-, Holz-, Tabak-, Salz-, Viktualien-, Obsthändler u. dergl.

1 bürgerlicher Stadtkoch und 1 Garkoch; nebst 19 Fleischhakern noch
3 Kuttelwäscher oder Sudelköche, 1 Ringelschmied, 3 Schopper, 2 bürgerliche
Fischwässerer, 3 Gropper; diese scheinen ungefähr das zu seyn, was man
zu Wien und Prag Güterbestätter nennt, gleichsam Zubringer und Faktoren der
Fuhrleute, 8 bürgerliche Zugwerker, 3 Faßzieher, 1 Wagenhüter, 4 Sakträger, dann
Scheerenfänger, Kränzelbinder, Heugabelmacher, Pechbrocker, Todtenansager, Todten-
singer, Pechler, Mehlbler (Mehlhändler), Hühnerträger (Viktualienhändler).
Schroll heißt hier ein Handlanger im Bräuhaus.

Unter die Künstler werden hier auch die Musikanten und Gärtner gerechnet, welche
sonst Hofbefreyung genossen. Die Müller sind zugleich Schwarzbäcker sowie die Bäcker
zugleich Griesler oder Mehlbler sind und also auch Mehl und durre Gemüse ver-
kaufen dürfen.

Ramsauer und Berchtesgadner. (S. 262.)

Hier (in der Ramsau) findet man noch die größte Originalität und Einfalt der
Sitten, die wohlgebildetsten und stärksten unter den Berchtesgadnern. — Die Ursache
dieses Abstandes der Ramsauer von ihren übrigen Landsleuten liegt in ihrer verschiedenen
Lebensart. Während jene bey einem wiewohl dürftigen Landbaue und der Alpenwirtschaft,
die hier mit besonderem Erfolge betrieben wird, die stärkende Gebirgsluft, das kristall-
helle Trinkwasser, den aromatischen Kräuterduft genießen und sich mit kräftigen, meist
übermäßig geschmalzenen Mehlspeisen und dem beliebten Ramkoche nähren, sind jene
jahraus jahrein in ihren niedrigen, feuchten, vom Dunste des Leims und der Farben zu
den Holzwaren verpesteten Hütten eingekerkert und darben bei Wassersuppe, Haberbrod
und Erdäpfeln in dem fürchterlichsten Schmuze und Unreinlichkeit. Rahmkoch und
Tyroler Kronowettbrandwein sind die Leckerbissen des Berchtesgadners.

Am Königssee: Votivtafeln, Seejagden, Holzsturz. (S. 266, 282.)

Keinen Weg hatte ich noch so reichlich mit Votivtafeln besetzt gefunden, als diesen;
und nirgends stürben wohl, wenn man denselben unbedingten Glauben beimessen wollte,
auf einem gleich großen Flecke der Erde so viele Menschen eines gewaltsamen Todes als
hier. Doch waren sonderbar genug die darauf verewigten Unglücksfälle meistens alt,
wenigstens aus der ersten Hälfte des letztverflossenen Jahrhunderts. Auch bezeichnen sie
keineswegs immer eine diesen wilden Alpen eigene Katastrophe als z. B. den Niedergang
einer Schneelehne oder einen Wolkenbruch oder Seesturm, sondern, wie unser unter-
richteter Führer versicherte, sehr oft den Fall eines Trunkenen, der vom fröhlichen Gelage,
oder eines jungen Hirten, der von den wollüstigen Genüssen des nächtlichen Gassel-
gehens berauscht, nach Hause taumelte und von der jähren Bergwand in den nahen Ab-
grund stürzte oder im See ein nasses Grab fand. Zumal als die Korridons von Berchtes-
gaden ihren Stolz darein setzen, recht viele Gefahren auf den nächtlichen Wanderungen
zur Dame ihres Herzens zu bestehen; auch oft, wenn zwey Rivalen sich treffen, blutige
Schlachten geliefert werden. Andere Votivtafeln verewigen als ein augenscheinliches
Wunder, wenn der Abentheurer bei einer solchen Gelegenheit bloß mit einer blutrünstigen
Nase oder mit einem zerschmetterten Arme wegkam, oder der Seesturm sich noch zu
rechter Zeit legte.

Auf diesem See gab man drey Wochen später Seiner Majestät dem Kaiser die
herrlichen Schauspiele des Holztriftens und einer Seejagd.

Die Hirsche und Gamsen werden bei dieser letzteren durch Treiber und Hunde von den Felswänden herab in den See gesprengt, daselbst von einer Menge Gondeln auf die Jagd, in der sich die hohen Gäste befinden, zugetrieben und mit Kugelhöhen gefällt . . .

Beim Holzsturze dagegen werden die auf den Gipfeln der Berge gefällten Stämme durch einen oben in tiefen Behältern — einer Art Kastenschleusen — die man dann plötzlich öffnet, gesammelten Wasservorrat in den See hinabgeschwemmt oder von Menschen hinabgestürzt . . .

Berchtesgaden: Eine Sammlung von Hausindustrie-Erzeugnissen.¹⁾

Wir besahen noch des verstorbenen Grafen Berghem, eines hiesigen Kapitulars, in ihrer Art einzige Sammlung aller Gattungen Berchtesgadener Waaren und Kunststücke. Unter ihnen zogen das vortrefflich gearbeitete Modell des Bergwerks, ein paar elfenbeinerne Blumenstöckchen, an denen jede Blüthe einen andern Inhalt hatte, z. B. ein Schachspiel, Kücheneinrichtung u. dergl. — hundert genau ineinander passende hölzerne Becher, welche zusammen die Größe einer welschen Nuß hatten, ein paar Spieltische, welche der menschlichen Erfindsamkeit Ehre machen und einige elfenbeinerne Statuen von Heiligen meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Christus am Kreuze, den ich hier fand, würde bei der Richtigkeit der Zeichnung, bei der glücklichen und fleißigen Ausführung, bei dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzens und der gänzlichen Ergebung an einem andern Orte gewiß als ein Meisterstück gesucht werden. Der Leichnam daneben, im Zeitpunkte der halb vollendeten Verwesung, hat fürchterliche Wahrheit . . . Der geschickteste unter den hiesigen, jetzt lebenden Kunstarbeitern ist André Mezenleider. Er wurde auf landesfürstliche Kosten gebildet — und verfertigt aus Bein, Holz und Metall sehr gute chirurgische Instrumente, unter andern den neuesten Entbindungsapparat und sowohl aus diesen Stoffen, als auch aus Alabaster, Wachs und Serpentinsteine anatomische Präparate, Figuren und Spielzeug.²⁾

Schade, daß diese schöne und vollständige Sammlung, die der edle Sammler zugleich zur Unterstützung, zum Schutze der armen Drechsler und Schnitzer gegen den Druck unarmherziger Verleger anwendete, nun vereinzelt und zerrissen werden wird. Denn bei dem herabgesunkenen Wohlstande dieses Ländchens dürfte sich hier wohl kein Käufer auf das ganze, nur für einen Berchtesgadner interessante Kabinet finden.²⁾

Die Berchtesgadner Hausindustrie. (S. 302.)

Noch besuchten wir Wallners Niederlage des verkäuflichen Berchtesgadner Kunstfleißes. Diese Verleger sind der Ruin der Bevölkerung und der Vervollkommnung der Kunst. Denn, indem sie den Arbeitern die Spielwaaren um einen Preis abdringen, der sie gerade nur vor dem Hungertode schützt und sie noch an dem Materiale und an den Lebensmitteln, die sie ihnen vorstrecken, aufs Unbarmherzigste bewuchern, kurz alle die schädlichen Kunstgriffe anwenden, deren sich unsere Garnhändler und Leinwandverleger bedienen, um der leidenden Menschheit das Mark auszusaugen, — zwingen sie dieselben, so schleuderisch als möglich zu arbeiten. Und daher mag es wohl hauptsächlich kommen, daß man in den Produkten ihres Fleißes viel Manchfaltigkeit, viel Erfindungsgabe, aber wenig Genauigkeit und Akuratessse findet.

So wie in unserem Kammergute dem Salinenarbeiter das härteste Loos geworden ist, so schmachtet hier am meisten der fleißige Holzarbeiter, der bei der größten Anstrengung, bei der offenbarsten Verkürzung seines Lebens nicht im Stande ist, sich nur den armseligen Wohlstand seines Nachbars, des Berchtesgadner Bauers zu verschaffen. Der kleinlichste und verderblichste Zunftzwang, kraft welchem z. B. der Schachtelmacher keine Schachteln mahlen oder keine Kufen (Schaffeln) machen darf und der unbarmherzige Druck der Verleger richten diese unglückliche Menschenklasse zu Grunde.

¹⁾ Unser Buch fehlt in dem sonst sehr reichhaltigen Verzeichnisse der einschlägigen Schriften, welches Dr. August Hartmann in seiner „Geschichte der Berchtesgadner Schnitzerei“ (Volkskunst und Volkskunde, I. Jahrg., München 1903) mitteilt.

²⁾ Heute fände diese Sammlung wohl viel ausgebreiteteres Interesse. Was ist aus ihr geworden?

Im Wirtshaus zu Landhaag a./D. (S. 368.)

Die Stube war voll Schiffeute, welche, da der Strom heut sehr stürmisch war, Wind feyerten und das ganze Wochenverdienst in Bier und Brandwein ersäuften. Über jedem Tische hing ein anderes Zunftzeichen, was ich schon in mehreren Oberennsischen und Salzbürgischen Wirtshäusern bemerkt hatte; hier ein niedliches Schiffchen, dort ein Stiefel, eine Schere u. s. w.

Im Böhmerwald: Glöckelberg, Behausungen, Mundart. (S. 380.)

Die Dörfer dieser Gegend sind armselig, Holz und Leim die einzigen Baumaterialien, das Innere der Hütten ebenso finster, dumpfig und unreinlich als die Sprache ihrer Bewohner rauh und unverständlich. Eine Sammlung von Provinzialismen würde unstreitig in diesen böhmischen Grenzgegenden noch viel reicher ausfallen als in Österreich, da die Mundart hier von Dorfe zu Dorfe wechselt.

Volkskundliche Zeitungsnotizen.

In dem letzten Heft dieser Zeitschrift, XVIII, Seite 212, wird in einer Einsendung auf das Zentralarchiv für bayrische Volkskunde des Herrn Kuraten Frank hingewiesen. Ich darf wohl bemerken, daß seit 1894 das Zentralarchiv für bayrische Volkskunde durch die Sammlungen des Vereines für bayrische Volkskunde (Würzburg) dargestellt wird, wie auch Kurat Frank und die sonstigen volkskundlichen Forscher und Vereine Bayerns anerkannt haben. Sammlung von Zeitungsausschnitten, Sonderdrucken und Abbildungen aller Art haben wir von Anfang an betont. Auch sei daran erinnert, daß wir zuerst und von allem Anfang an ein Phonogrammarchiv begründet haben, das sich freilich mit dem späteren österreichischen in keiner Weise messen kann. Fehlt es uns doch an Mitteln, den Walzenphonographen durch ein Plattengrammophon zu ersetzen. Vielleicht ist es nicht überflüssig, hervorzuheben, daß die Sprechmaschine nicht nur für Mundartformen und Melodien mit Vorteil verwendet wird, sondern auch für volkstümliche Erzählungsweise (deren Satzbau und Satzmelodie) in halb- oder ganzhochdeutscher Form.

O. Brenner.

Zur Oberinntaler „Geige“.

Ich bemerke, daß die in dieser Zeitschrift, XVIII, Seite 212, geschilderte Spottfigur mir auch aus Grills bei Landeck als Wandschmuck wohl bekannt ist.

O. Behagel (Gießen).

Die Geige, ein Oberinntaler Brauch.

Zu dieser Notiz von Dr. Oswald Menghin in Band XVIII, Seite 212, dieser Zeitschrift möchte ich noch hinzufügen:

Das Anbringen von Geigen an Häusern ist in der Gegend von Imst sehr häufig der Brauch und man geht kaum durch eine Dorfgasse, ohne eine solche zu sehen. Jedoch gelten diese Geigen gewöhnlich abgeschlüpften Freiern, sitzengebliebenen Mädchen, und derartige geheime Herzensgeschichten werden durch Anbringung der Geigen schonungslos an den Tag gebracht. Oft wird auch vom Fenster des Burschen bis zu jenem des Mädchens ein Streifen Sägemehl ausgestreut, um den Zusammenhang noch besser zu betonen.

Einigen Aufschluß über diesen Brauch scheint mir das Sprichwort: „Geh', lass' dich heimgeigen“ zu geben, wonach man sich in alter Zeit kaum mit einer gemalten Geige begnügte, sondern die Fiedelkästen tatsächlich zur Verspottung gewisser Dorfereignisse herangezogen wurden.

P. Tschurtschentaler, Bruneck.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Schulrat J. J. Ammann †. Am 14. Februar d. J. erlag Schulrat J. J. Ammann einer langwierigen und heimtückischen Krankheit. In ihm schied ein Mann, der die Bestrebungen der neueren Volkskunde in ihren Anfängen erfaßte und erfolgreich förderte. Er war 1852 zu Hohenems in Vorarlberg geboren, doch führte ihn sein Mittelschullehrerberuf schon 1882 nach Krumau und hier im Böhmerwalde fand er das Hauptfeld seiner

Tätigkeit auf dem Gebiete der Volkskunde. Als rüstiger Fußgeher durchstreifte er das Gebiet nach allen Richtungen, lernte Land und Leute gründlich kennen und die verborgensten Quellen finden. Hauptsächlich den dramatischen Neigungen des Volkes schenkte er seine Aufmerksamkeit. Er wies den uralten Schwertanz in Südböhmen nach und andere mimische Fastnachtsbräuche. Den redseligen Pater Cochem zeigte er als ergiebige Quelle zahlreicher jüngerer Volksschauspiele auf. In Hauffens Beiträgen zur deutsch-böhmischen Volkskunde veröffentlichte er sechzehn Spiele geistlichen und weltlichen Inhaltes. Aus der jahrelangen besonderen Beschäftigung mit den Leiden Christi-Spielen erwuchs ihm der Plan, in Höritz, das er für den Ursprungsort dieser Spiele hielt, die Passion des Leinwebers Paul Gröllhesl in großem Maßstabe zu neuem Leben zu erwecken. Er bearbeitete den Text entsprechend und setzte den Gedanken mit viel Mühe und Ausdauer in die Tat um. Die weitere Entwicklung ging dann einen eigenen Weg und brachte Ammann Undank und Enttäuschung, die Tatsache aber bleibt, daß das heute blühende Böhmerwald-Passionsspiel, das Höritz zum Oberammergau des Böhmerwaldes gemacht hat und der ganzen Gegend zu großem Segen gereicht, von ihm ausgeht. Amman erlebte die Freude, aus seinen Schülern, die den seltenen Mann herzlichst liebten, Fortsetzer seiner Bestrebungen hervorgehen zu sehen, und so lebt mit seinem Andenken auch sein Werk im Böhmerwalde fort, dem er so viel Liebe und Arbeit gewidmet hat.

Dr. R. Jordan.

Kunst- und kulturhistorische Ausstellung des Komitats Vas in Steinamanger (Szombathely). Katalog von Karl v. Csányi. In der rasch aufblühenden Stadt Steinamanger fand vom 22. September bis 6. Oktober v. J. im dortigen Musealgebäude diese Ausstellung statt, welche mit nahe 1400 meist beachtenswerten Gegenständen, Kunstwerken und kunstgewerblichen Arbeiten, zum größten Teile aus dem Besitze der Aristokratie des Komitats, beschickt war. Es waren da Ölgemälde aus verschiedenen Kunstschulen, vom 15. Jahrhundert angefangen, teilweise von hervorragenden Künstlern, wie Lukas Cranach, Brueghel, Canaletto, neuere von Amerling, zahlreiche gute Miniaturen, einige Plastiken aus verschiedenen Zeiten in Bronze und Holz. Weiters Gegenstände des katholischen, evangelischen und jüdischen Kultus, wie Glocken, Kelche, darunter einer von 1486 aus Güns, dessen Pfarrkirche auch eine Monstranze aus dem 15. Jahrhundert und zahlreiche alte Kunstwerke beigezeichnet hatte, andere priesterliche Geräte, Reliquien und anderes. Von Holzarbeiten gab es geschnitzte und eingelegte Truhen und Kasten vom 15. Jahrhundert an, zumeist aus Tirol, Italien und Süddeutschland. Man sah einige Textilarbeiten, Zinngegenstände, besonders von Zünften, Keramiken und Gläser verschiedener Art und Kacheln vom 17. Jahrhundert angefangen, Goldschmiedearbeiten, und zwar Trinkgefäße, Eßzeug, Bestandteile von Prunkkostümen, Säbel und dergleichen. Schließlich wären noch Uhren, Dosen, Geldtaschen, Schmuck, Fächer, endlich Waffen in manchen Abarten zu erwähnen.

Bei zahlreichen Stücken ist ungarische Herkunft vermerkt, welche sich übrigens meist ausländischen, und zwar deutschen Vorbildern anschließen, da die Städte bis in unsere Zeit deutsch waren und manche wie Ödenburg sogar keine Magyaren als Bürger aufnehmen wollten. Die Handwerker waren entweder aus deutschen Städten eingewandert oder hatten als Einheimische infolge der vorgeschriebenen mehrjährigen Wanderung im Deutschen Reich ihre Kunst dort erlernt. Auch national ungarische Gesellen reisten dorthin. Wenn man beachtet, daß der größte Teil von Ungarn bis nach 1683 unter dem Drucke der Türken stand, und wenn auch das Komitat davon frei war, doch stets mit Einfällen bedroht erschien, so muß man zugestehen, daß der Kunstbestand des Komitats zufriedenstellend ist.

Interesse bot auch das im selben städtischen Gebäude untergebrachte volkskundliche Museum. Ein großer Teil der Gegenstände bot für Kenner österreichischer Museen nichts Neues, da der westliche Teil des Komitats von den deutschen Heanzen bewohnt ist, deren volkskundliche Sachen im Ödenburger Museum vertreten sind. Die Übereinstimmung ist durch die enge Nachbarschaft leicht erklärlich. Das Hausmodell von Döbörhegy (zwischen Körmend und Vasvár) zeigt geweißte Blockwände, Strohdach, Stube, Küche ohne Schlot, so daß der Rauch zur Türe herauszieht. Ein zweites, auch

magyarisches Hausmodell ist aus Magyar Velem bei Güns, also sehr nahe dem deutschen Gebiet, hat Küche mit offenem Herd, Mantel und Schlot, Backofen, in der Stube einen Ofen aus unglasierten Kacheln, in dem mit Ofenwagen von der Küche aus gekocht wird. Spanlicht hatte man vor zehn Jahren noch in den Küchen, dann Tonleuchter für Fett und Öllampen. Im weiteren ist eine große Sammlung mit gefärbten und gezeichneten Ostereiern vorhanden. Die Pfannunterlagen, aus kleinen Holzstücken zusammengesetzt, sind auch dort zu Hause sowie Kerbstöcke zum Verrechnen. Büchsen aus Holz in mehreren Formen werden im Hause gemacht. Auffällig sind Gießkannen, vollständig aus Ton gemacht, dann große Pfeifenköpfe, aus Holz in Tierform geschnitzt, wie es scheint als Prunkstücke.

Anton Dachler.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

Zur Geschichte der Spitzenklöppelei.

Eine Replik von J. Blau.

Auf die in unserer Zeitschrift (XVI. Jahrg., 1919) durch mich erfolgte Besprechung des Werkes „Krajky a krajčářství lidu slovanského v Čechách, na Moravě, ve Slezsku a Uh. Slovensku“ (Spitzen und Spitzenklöppelei des slawischen Volkes in Böhmen, Mähren, Schlesien und der ungarischen Slowakei. Verfaßt und zusammengestellt von † Marie A. Smolka und Regine Biba. Selbstverlag. Prag 1908. Folio, 49 S. Text, 6 Bilder, 60 Tafeln. Preis K 25) ¹⁾ erschien eine ausführliche Entgegnung seitens der Verfasserin Fräulein Biba im VII. Jahrgange 1912 des in Prag erscheinenden „Narodopisny Vestnik ceskoslovansky“, in der die Verfasserin den Standpunkt ihres Buches verteidigt. ²⁾

Die Verfasserin gründet ihre Meinung, daß die Klöppelei bei den Slawen erfunden worden sei und daß sich diese von den Südslawen zu den Italienern und von diesen in das übrige Westeuropa verbreitet habe, auf folgende Umstände:

1. Das Fehlen geschichtlicher Nachrichten über die Erfindung und Verbreitung der Klöppelspitze.
2. Die Eigenart der slawischen Spitzen nach dem Äußern und der Herstellungsweise.
3. Der Zweck der slawischen Spitze.

Zu diesen einzelnen Punkten, die ich, der Übersichtlichkeit halber und um Wiederholungen vermeiden zu müssen, hier kurz gefaßt und bezeichnet habe, bemerke ich folgendes:

1. Die Verfasserin sucht aus einer Bemerkung in Froschowers Modelbuch (erschienen 1561 oder 1562 in Zürich) eine Bekräftigung ihrer Ansicht abzuleiten. In der Einleitung sagt der Verfasser: „die Kunst der Dentelschnüren / so jetzt by fünff vn zwenzig jaren lang in vnsern landen vkommen vnd brüchig (bräuchlich, gebräuchlich) worden sind. Dann dieselbigen im jar 1536 erstmals durch die Koufflüt vß Venedig vnd Italien ins Tütschland bracht worden.“

Weil in dieser rein zufälligen Nachricht, die doch dem Leser ihrerzeit keine systematische Geschichte der Verbreitung der Spitzenklöppelei geben wollte, nichts von der Verbreitung der Klöppelei zu den Slawen enthalten ist, folgert die Verfasserin, daß die Slawen schon vor den Italienern der Klöppelei kundig gewesen sein mußten und die Klöppelei von jenen zu diesen gekommen sein müsse.

Ferner: Die Slawen sind um so gewisser die Erfinder der Klöppelei, weil ja die Westeuropäer, falls diese Technik von ihnen ausgegangen wäre, sicher nicht versäumt hätten, diese Tatsache zu verzeichnen und sich deren nach Gebühr zu rühmen.

¹⁾ Übersetzung des Referenten.

²⁾ „Možno-li tkanice a pletenice považovati za prvotni dílo pletení na podušce a lze-li právem pletarkám slovanským přičísti vynález techniky.“ (Ob es möglich ist, die Tkanice und Pletenice als Vorstufen der Klöppelarbeit anzusehen und ob den slawischen Klöpplerinnen mit Recht die Erfindung der Technik zuzuschreiben sei.)

Die Verfasserin vergißt die alte Erfahrung, daß sich aus früheren Jahrhunderten, in denen wohl Berichte über Kriege, Unglücksfälle, Krankheiten, dann Hof- und Staatsaktionen niedergeschrieben wurden, sehr wenig Mitteilungen über die geräuschlos auftauchenden und nur allmählich Fuß fassenden Fortschritte der Kultur erhielten. Ich möchte da nur auf die unserem zarten Gegenstände wohl fernliegende, in die Verhältnisse des Volkslebens aber ungleich tiefer einschneidende Einführung einer amerikanischen Kulturpflanze verweisen, über die, trotzdem sie die Ernährung und die Landwirtschaft sehr stark beeinflusste und erst vor ziemlich kurzer Zeit erfolgte, doch nur sehr spärliche Nachrichten überliefert sind.

Schon im 14. Jahrhunderte — ganz im Widerspruche zu der von Dreger und anderen verbreiteten Meinung, daß die Klöppelei ein Kind der Renaissance sei — sei durch die heilige Brigitta, beziehungsweise deren Gefolge die Spitzenklöppelei von Italien nach Schweden gebracht worden. Die damals erzeugten sind wie die noch heute in Schweden stellenweise gefertigten Spitzen den slawischen „Čipky“ und „Mrežky“ ähnlich; ergo . . . Historische Quelle hiefür ist die schwedische Volksüberlieferung, vermittelt durch das berühmte Werk der Miß Bury-Palliser, auf welches sich die Verfasserin bei ihren Deduktionen wiederholt beruft und von dem Dreger in seiner „Entwicklungsgeschichte der Spitze“ (Wien 1901, S. V.) sagt:

„Ein besonders gefährliches Buch . . . Es ist ein wüstes Chaos von Nachrichten; wenn man in einer Richtung fortgeschritten zu sein glaubt, wird man wieder ins Bodenlose zurückgeworfen. Besonders bedenklich ist das Streben, die Spitze möglichst weit zurückzudatieren, und das Kleben am Worte, bei dem nicht berücksichtigt wird, daß es zu verschiedenen Zeiten ganz Verschiedenes bedeuten kann.“ Dreger hebt dann den Stoffreichtum des Werkes hervor und warnt vor unkritischem Studium desselben, leider vergebens.

Wer Italien als einen der wichtigsten Brennpunkte des europäischen Kulturlebens im Altertum und durch die ganze Neuzeit kennt, kann infolge der „Beweise“ der Verfasserin den Status quo in der strittigen Frage nicht als geändert ansehen.

2. Die Eigenart der slawischen Spitze besteht in der Hauptsache in den dichtgeflochlenen, sehr einfachen „Čipky“ und „Mrežky“, ferner in der besonderen Vorliebe für schlangenartig gewundene Figuren in der — um mit den Worten der Verfasserin zu reden — auf westeuropäische Art hergestellten Spitze. Die Freude an den erwähnten Windungen zeigt die russische Spitze, ferner der „Point de Raguse“, dann manch süd-deutsche und niederländische Spitze.

In der Herstellungsweise der „Čipky“ sieht die Verfasserin die Vorstufe der Klöppelei überhaupt. Umsomehr wird die in dieser Meinung dadurch bestärkt, daß dieselben auch mit den einfachsten Hilfsmitteln hergestellt werden oder wurden; so ohne Musterstreifen, ohne Stecknadeln, statt deren die Dornen des wilden Birnbaumes in Gebrauch waren.

Dazu erlaube ich mir zu bemerken:

Das dichte Geflecht der Spitze erforderte weder einen Musterstreifen noch viele Stecknadeln, da diese beiden Behelfe nur bei schütterten Mustern nötig sind, ersterer, um die Kreuzungen der Fäden anzuzeigen, letztere, um diese festzustecken. Die Breite der Spitze zeigte der Anfang oder das bereits fertige Stück Arbeit an.

Da nun die Schweden, wie die Verfasserin selber mitteilt, ebensolche Spitzen und mit ähnlich einfachen Hilfsmitteln arbeiteten und — wieder nach Angabe der Verfasserin — bereits im 14. Jahrhundert ähnliche Spitzen in Italien zu Hause waren, ist der Grundsatz des slawischen Alleinbesitzes an der vermeintlichen Urspitze durchbrochen. Die Kenntnis derselben kann ebenso oder eher aus Italien und dem byzantinischen Orient zu den Slawen als von diesen zu jenen gekommen sein.

Daß übrigens bloß die slawischen Klöpplerinnen imstande waren, ihre Spitzen aus dem Gedächtnisse, ohne alle Mustervorzeichnung zu arbeiten, ist unrichtig; selbst für die bis 40 oder 50 cm breiten Kirchenspitzen gab es in meiner Heimat zum Beispiel keine Vorzeichnung auf den Papierunterlagen, welche einfach quadratisch ausgestochen waren und nicht die geringste Andeutung eines Musters enthielten, so daß die verschiedensten

Figuren, so viele ihrer die Arbeiterin beherrschte, zu Spitzen verschiedener Breite auf ein und demselben Unterlagsstreifen zusammengestellt werden konnten.

Die Verfasserin glaubt, beim Studium der slawischen Spitze den Weg gefunden zu haben, auf dem sich die Klöppeltechnik entwickelte. Aus diesem Stufengange der Entwicklung vom Weben zum Klöppeln, dessen Veranschaulichung übrigens nicht ganz lückenlos aus einer Reihe heute noch in slawischen Gebieten geübter Arbeiten zusammengestellt wurde, bezüglich deren das Nacheinander, wie es angenommen wurde, gar nicht zu beweisen ist, schließt sie, daß die Erfindung der Klöppelei bei den Slawen erfolgt sein müsse. Von diesen hätte sich diese Kunst nach Italien und von da in das übrige Westeuropa verbreitet.

Es ist aber durch Dr. Dregers Geschichte der Entwicklung der Spitze sichergestellt, daß man im westlichen Europa, bevor man hier die eigentliche Spitze kannte, jahrhundertlang schon buntfarbige Posamenterien klöppelte.

Die Verfasserin verlegt den Schwerpunkt der Frage, wem die Erfindung der Klöppelei zuzuschreiben sei, auf die Behauptung, daß das Klöppeln aus einer Art Webetechnik entstanden sei. Dabei verweist sie auf die örtlich vereinzelt verwendete Krosienky, eine Art von Handwebstühlen zur Erzeugung spitzenähnlicher Besätze. Weit naturgemäßer als aus der Webe läßt sich die Entwicklung der Klöppelei aus der Flechttechnik herleiten, und die Posamentierer, die sich schon lange vor der Erfindung der eigentlichen Spitze der Klöppel bedienten, sind auch diejenige Zunft, der in alter Zeit die Spitzenklöppler angehörten, wie zum Beispiel in Nürnberg.

3. Da die Verfasserin für ihre Behauptung des slawischen Ursprungs der Klöppelei keinen tatsächlichen Beweis erbringen kann, sucht sie diese auf weiteren Umwegen zu erhärten, wobei sie sich zu den Sätzen versteigt: „Bei den Slawen war die Klöppelei eine Arbeit, die zu den Lebens-, National- und Kulturbedürfnissen des Volkes gehörte; in Westeuropa aber war sie hauptsächlich Erwerbsquelle.“ Ferner:

„Die Klöppelei entsprang den Bedingungen, die allen Slawen gemeinsam waren“ und
 „Der Slawe fertigte sich alles selbst, was er brauchte, auch die Spitze.“

Sie beruft sich auf die Volkskunde, welche lehrt, daß die Slawen der Vorzeit alle Bestandteile ihrer Tracht im eigenen Haushalte angefertigt haben; da nun die Spitze ein Bestandteil der Tracht sei, so sei damit bewiesen, daß bei den Slawen die Klöppelei von jeher zu Hause, ja geradezu Volkssache war.

Volkskunde und Kulturgeschichte bezeugen den ersten Satz auch für die übrige Bevölkerung Europas. Zu der Zeit aber, da die Spitzen, die doch nur zum Schmuck der erst auf später Stufe aufkommenden Festtagskleider dienten, in Nachahmung städtischer Mode in Gebrauch kamen, war die Arbeitsteilung auch in den ländlichen Verhältnissen längst eingetreten. Zur Anfertigung dieser dauerhaften und nach der eigenen Angabe der Verfasserin bei der Wäsche sorgfältig geschonten Schmuckstücke muß für jeden größeren Gau eine einzige Arbeiterin genügt haben, wie ja bis heute noch bei den Choden einzelne wenige Frauenzimmer die Stickereien für die noch immer fleißig getragene weibliche Tracht anfertigten, wenn diese Spitzen nicht aus orts- oder gar stammesfremden Gebieten durch den in den Erwägungen der Verfasserin gar wenig in Betracht gezogenen Faktor „Handel“ besorgt wurden, was bezüglich der Spitzen für die Choden- und die Blatter Tracht nachgewiesenermaßen seit jeher der Fall war. Diese Stämme erzeugten weder ihre Trachtenstücke noch deren Spitzenschmuck im eigenen Hause; auch die besseren Kleiderstoffe lieferte der Handel. Die Verfasserin übersieht in ihrer Darstellung vergangener Zustände, daß zwischen der so früh angesetzten Erfindung der Klöppelei und dem wirklichen Bedürfnisse, der diese Erfindung erst anregenden Mode der spitzengezierten Bauertracht ein kleiner Abstand von mehreren Jahrhunderten klafft.

Zur weiteren Widerlegung der Behauptung von der angeblich allgemein unter den Slawen verbreitet gewesenen Klöppelei verweise ich auf das Fehlen aller Berichte; eine so tief einschneidende „Volkssache“ bleibt nicht unbemerkt, sie muß sich in der schönen Literatur, in Inventaren, Biographien und geschichtlichen Werken, namentlich Chroniken spiegeln. Wir lesen aber, was Böhmen betrifft, weder in Zibrtz noch in Winters gründ-

lichen kulturgeschichtlichen Werken, noch in der altböhmisches Belletristik, die sich den Stoff gewiß nicht hätte entgehen lassen, von einer so schönen uraltslawischen Hauskunst. Alle schweigen von ihr, auch der alte Lomnický von Budeč sowie die phantasiereichen Hajek von Libočan und Vítězslav Hanka. Sogar die Statistiker Schaller und Sommer, die doch bei jedem Gutsgebiete die Beschäftigung der Untertanen ausführlich verzeichnen, wissen nur von sehr wenigen Orten die „Erzeugung artiger Spitzen“ zu berichten.¹⁾

Überhaupt kann, was die Beweismittel der Verfasserin betrifft, die Berufung auf die wiederholt zur Hilfe gerufenen „volkskundlichen und traditionellen Nachrichten“, die keine sicheren oder doch allgemein gültigen oder auf den Streitgegenstand bezüglichen Angaben und Daten, sondern belanglose Nachrichten und teils romantische Meinungen voll völkischer Eigenliebe sind, nach keiner Richtung hin genügen.

Was auf Seite 37 von den Luxusarbeiten im 16. Jahrhundert gesagt wird, deren Herkunft übrigens nicht sichergestellt ist, zeigt gewiß von Wohlstand in einigen besonderen und auch nur deshalb auffallenden Fällen; dann, daß die von der Obrigkeit verbotene „holländische Leinwand und die Spitzen an den Hemden“ kein einheimisches und schon gar kein hausgemachtes Erzeugnis waren. Derartige Luxusmandate waren durchaus keine böhmische Spezialität.

Ich habe nirgends verlangt, daß in das Werk auch die deutschböhmisches Klöppelei hätte aufgenommen werden sollen; ich habe bloß vom Standpunkt des vergleichenden Studiums die Meinung geäußert, daß bei der Behandlung der tschechischen Klöppelei übersichtshalber auch Umfang und Wesen der in Böhmen weit verbreiteten und auch der Erzeugung nach wichtigeren, übrigens auch älteren und auf die nachbarlichen Verhältnisse nicht ganz einflußlosen deutschen Klöppelei hätte berührt werden sollen. Dieser Vorgang wäre bei einer gerade in Böhmen so wenig ans Volkstum gebundenen Hauskunst sehr belehrend gewesen, wie überhaupt eine kartographische Übersicht der Klöppelgenden viel zur Anschaulichkeit und Klarheit beigetragen hätte. Die Verfasserin mißt ja selbst dem gegenseitigen Kultureinfluß der Völker sehr viel bei; zum Beispiel das eine Mal, wo sie behauptet, daß sich die Spitzenklöppelei von den Südslawen übers Meer nach Italien und von da in das übrige Europa verbreitet habe — und das andere Mal, wo sie Anlaß zu der bezeichnenden Klage über den unheilvollen Einfluß der westeuropäischen Kultur auf die Slawen findet. Hat nicht gerade das tschechische Volk seine alle übrigen slawischen Stämme überragende Kulturhöhe neben seiner natürlichen Befähigung seinem mitteleuropäischen Wohnsitze zu verdanken, in dem es so vielseitigen der Bildung förderlichen Einflüssen und Anregungen zugänglich war?

Während die Verfasserin von der älteren Zeit der Slawen, in der die Frauen bei allen Stämmen oder Völkern angeblich aus nationalem und anderem Bedürfnisse zumeist Spitzen klöppelten, so viel Romantisches zu berichten weiß, versagt ihr Wissen für die neuere Zeit fast völlig. Sie beruhigt uns volkskundlich unerfahrene Kindsköpfe darüber mit der Mitteilung, daß in den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts die Volkskunst in den slawischen Ländern — (aus welchen Ursachen und warum so ganz spurlos?) eingegangen sei! Nicht nur die Spitzenklöppelei, sondern auch andere überlieferte Arbeiten, wie das Spinnen, Weben und Sticken, verschwanden „und doch falle es keinem Menschen ein, zu zweifeln, daß diese Fertigkeiten einst existierten“.

Wieder ein schlagender Grund für das mit den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts leider restlos abgeschnittene Dasein der uraltslawischen Klöppelei. Und da war sie wirklich tiefinnerste Volkssache gewesen?

Die Verfasserin beschuldigt mich, ich hätte ihre Ansicht über die Herkunft der Klöppelei deshalb bekämpft, weil sie die Erfindung der Technik auf Grund der slawischen Spitze aufgehellt habe. Ich weise die Unterschiebung gehässiger Absichten entschieden zurück. Ich habe die Mitteilungen ihres Werkes über die Klöppelei bei den österreichischen und ungarischen Slawen dankbar begrüßt und wäre der Verfasserin auch — wie viele andere — für die Lösung der Erfindungsfrage sehr verbunden gewesen, wenn

¹⁾ Schallers Topographie erschien um 1789, die Sommersche um 1839.

diese heute überhaupt mehr möglich wäre, ausgenommen auf Grund — heute aber kaum mehr wahrscheinlicher — neuer archivalischer Funde.

Die Verfasserin beschwert sich über den in meiner Besprechung angeschlagenen Ton, der ihre Beweisführung angeblich ins Lächerliche zu ziehen suche. Bin ich daran schuld, wenn ihre in Unkenntnis der kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Vorzeit größtenteils aus irrigen Voraussetzungen, Sophismen, allgemeinen, aber hier nur sehr bedingt geltenden Sätzen und Phrasen aufgebaute Beweisbrücke über eine von vornherein uferlos formulierte Frage einer sachlichen Schwerprobe in keiner Hinsicht standzuhalten vermag und kläglich zusammenbricht, sobald man sie unvoreingenommen im wissenschaftlichen Geiste prüft?

1. Deutsches Lesebuch für österreichische höhere Gewerbeschulen und diesen gleichgestellte höhere Fachschulen. IV. Bd. Mit 94 in den Text gedruckten Bildern. Von Schulrat Rudolf Fiedler, Wien. Im k. k. Schulbuchverlag 1912.

Es ist ein wertvoller Gedanke gewesen, für die besonderen Bildungsbedürfnisse der gewerblichen Jugend ein Lese- und Erbauungsbuch zu schaffen. Frühzeitig kündigt sich schon in der Wahl der Lektüre die besondere Veranlagung, die künftige Streberichtung des Talents an und hierbei die zunächst unsicher tastende und suchende Jugend zu leiten, ihr sofort den heißbegehrten Gedankenstoff in reicher und ausgewählter Fülle vorzulegen, ist ein wirkliches pädagogisches Verdienst, das gewiß vortreffliche Erfolge zeitigen wird. Entsprechend dem geistigen Horizont der Zöglinge unserer gewerblichen Bildungsanstalten ist die Auswahl, die aus dem deutschen Schrifttum getroffen worden ist, nicht nur auf dichterische Produktion beschränkt worden, die ja allerdings die Jugend, diese ästhetische Altersstufe par excellence, nirgends missen mag und darf; die Abschnitte III (Natur und Heimat), IV (Arbeit, Gewerbe, Industrie, Volkswirtschaft) und V (Geschichte, Kulturgeschichte, Kunstgeschichte, Bürgerkunde) bringen vielmehr aus dem mannigfaltigen wissenschaftlichen und künstlerischen Bildungstoff, der dem Gewerbler geistig am nächsten liegt, eine wirklich überaus anregende, abwechselnde und gehaltvolle Auswahl, in die sich jeder strebende Geist in seinen Mußestunden mit Lust und Gewinn vertiefen mag. Es ist dabei kaum eine Seite der modernen Kultur und Volkswirtschaft unberücksichtigt geblieben und es sind auch die bedeutendsten Schriftsteller und Fachmänner auf diesen Gebieten hierbei zu Worte gekommen; einige kleine Ergänzungen ließen sich vielleicht bei einer nächsten Auflage nachtragen. So vermisse ich ungern eine kleine Auswahl aus den ausgezeichneten Werken des großen Kulturhistorikers Riehl; dessen Buch „Die deutsche Arbeit“ oder „Naturgeschichte des Volkes“ sind eine Fundgrube von klassisch schönen und gehaltvollen Ausführungen, welche in den Rahmen des Lesebuches vortrefflich gepaßt hätten. Auch die heimische Volkskunde hätte vielleicht ausgiebiger als es geschehen ist, zur Bereicherung des mitgeteilten Lesestoffes herangezogen werden können; ich empfehle diesbezüglich etwa ein Werk wie die „Deutsche Volkskunde“ von Elard Hugo Meyer oder die 18 Bände der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, in der sich manch trefflicher Aufsatz findet, der der gewerblichen Jugend von großem Interesse sein würde; ich nenne nur die ausgezeichneten, mannigfachen Themen behandelnden Arbeiten von F. Lentner, J. Blau, R. J. Bünker, R. Meringer und andere mehr. Mit Vergnügen finde ich im vorliegenden Band einen orientierenden Aufsatz über das Bauernhaus von Österreich aus der Feder unseres ersten Fachmannes Anton Dachler. Naturgemäß würde mit einer derartigen Erweiterung des Stoffkreises auch der Illustrationsschmuck des Lesebuches in sehr erwünschter Art erweitert werden; speziell für volkskundliche und volkskünstlerische Themen aus Österreich würde die Schriftleitung der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ gern die Zinkstöcke zu den betreffenden Arbeiten zur Verfügung stellen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

2. Österreichische Kunstschatze. Herausgegeben von Wilhelm Suida. Kunst- und Verlagsanstalt J. Löwy. I. und II. Jahrg. Folio.

Ein überaus verdienstliches Unternehmen, das sich inhaltlich auch vielfach mit dem wissenschaftlichen Interessenkreis der Volkskunde und Volkskunst berührt, ist in dieser

schönen und inhaltreichen periodischen Veröffentlichung des rühmlichst bekannten Kunstverlages zu begrüßen. In den österreichischen Landesmuseen, in zahlreichen Kirchen, in Privatsammlungen ist so viel edles und lehrreiches künstlerisches Gut österreichischer Herkunft vorhanden, das zum großen Teil erst der kunstwissenschaftlichen Bearbeitung harret, daß die vorliegende Publikation sich mit der Zeit zu einem Quellenwerk ersten Ranges herausbilden wird. Sie wird in dem großen Stil, in dem sie durchgeführt erscheint, immer eine sehr willkommene Ergänzung der „Österreichischen Kunsttopographie“ bieten, die von der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege mit der Absicht, eine vollständige Übersicht über den österreichischen Kunstschatz zu gewinnen, veranstaltet wird. Mitunter bringt aber die vorliegende Sammlung erfreulicherweise auch unmittelbar die Volkskunde interessierende Beiträge, wie dies mit den 8 Blättern von M. Loder im II. Jahrg., Tafel 9—16, der Fall ist. Besonders Nr. 13 Trachtenbild aus Leoben, Nr. 14 Aflenzler Hochalpe, Nr. 15 Engelmanshütte, Nr. 16 Sennerin auf der Weiderlingalpe liefern uns bemerkenswertes Material. Bisher sind hauptsächlich die Kunstschatze der deutschen Alpenländer herangezogen worden. Es wird von großem Interesse sein, auch diejenigen der Sudeten- und Karpathenländer mit der Zeit zugemittelt zu erhalten, und wir möchten da auch die immer mehr dem Verfall und völliger Vernichtung ausgelieferten Holzkirchen Galziens und der Bukowina mit ihrem Bilder- und sonstigem Kunstmaterial der Aufmerksamkeit des Herausgebers empfehlen. Die jeder Tafel beigegebene Erklärung erläutert in knapper, aber ausreichender Weise Inhalt und Stellung des dargestellten Kunstwerkes. Dem verdienstlichen Unternehmen ist nur der beste Fortgang zu wünschen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

3. Friedrich Ranke: Die deutschen Volkssagen. Deutsches Sagenbuch in Verbindung mit Friedrich Ranke und Karl Alex. v. Müller, herausgegeben von Friedrich von der Leyen. München 1910. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

In der bekannten Sammlung: „Deutsches Sagenbuch“ bringt der letzte Teil eine reiche Auswahl aus dem Sagenschatze des deutschen Volkes, von einem sagenwissenschaftlichen Kommentar begleitet. Religionsgeschichtlich sehr verschiedene Arten dieser volkstümlichen Geistesprodukte sind in 13 Kapiteln zusammengestellt; neben den auf dem Boden des Seelenglaubens erwachsenen Erzählungen (Kap. 1—4), welche sich mit den analogen Vorstellungen der Naturvölker enge berühren, erscheinen animistische Vorstellungskreise in den Sagen von den Zwergen, Kobolden, wilden Waldleuten, Wassermann und Nixe und geheimnisvollen Tieren (Kap. 5—9) oder pseudohistorische Stoffe (Riesen und Räuber, von großen Freveln und ihrer Strafe, von Schätzen und Glocken). Ein letztes Kapitel endlich handelt kurz vom Teufel, wobei Legenden und Schwänke, die beide nicht mehr im Rahmen des Sagenbuches liegen, oft schwer von den eigentlichen Sagenstoffen unterschieden werden. Außer dem fortlaufenden Kommentar sorgt eine gehaltvolle Einleitung für das wissenschaftliche Verständnis des mitgeteilten Stoffes. Zum *Selbststudium und für Schulen ein vortrefflicher Wegweiser.*

Prof. Dr. M. Haberlandt.

4. Adalbert Jungbauer: Das Peilsteiner Weihnachtsspiel. (Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums in Prachatitz 1912.)

In seinem Buche über „Das Weihnachtsspiel des Böhmerwaldes“¹⁾ verspricht der Verfasser eine eingehende Behandlung des Peilsteiner Weihnachtsspiels, das damals wegen seiner modernisierten Form zunächst ausgeschaltet worden war. Die genaue Untersuchung hat nun solche Ergebnisse gezeitigt, daß der Aufsatz mehrfach als eine wesentliche Ergänzung des genannten Buches bezeichnet werden muß.

Schon die Geschichte der Handschrift ist bemerkenswert. Es wird durch lebende Zeugen nachgewiesen, daß das Spiel zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgeführt wurde und lange Zeit im Volke lebendig war. Der bekannte oberösterreichische Mundartdichter Hanrieder, der 1869 als Kooperator nach Peilstein kam, arbeitete es für eine Neuaufführung um, da es schon längere Zeit nicht mehr gespielt worden war. Daß er dabei mit liebevoller Schonung des Alten vorging, bedarf nicht erst der ausdrücklichen Versicherung

¹⁾ Vergl. meine Besprechung des Buches im XVIII. Jahrg. dieser Zeitschrift, p. 191 ff.

eines Mannes wie Hanrieder und wird überdies durch die Erinnerung alter Leute, die Verse des unumgearbeiteten Spieles auswendig wissen, bestätigt. Die alte abgenützte Handschrift wurde einem Spieler zur Aufbewahrung übergeben und ist verschwunden.

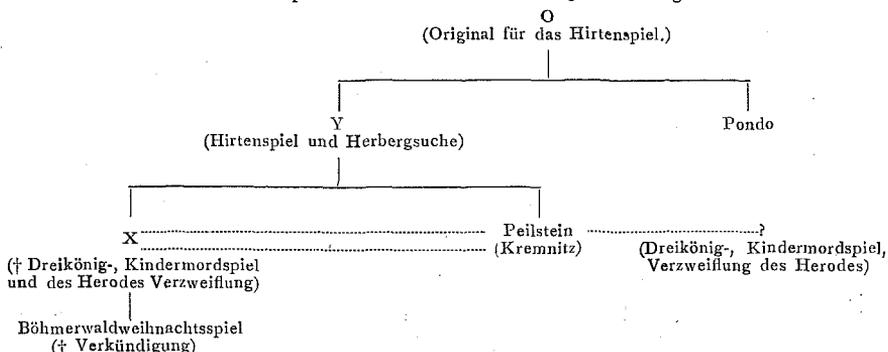
In Hanrieders Fassung lebte das Spiel für kurze Zeit neu auf. Es wurde bis 1896 vom Peilsteiner katholischen Gesellenverein aufgeführt. Pater Gottfried Vielhaber, der auf diesem Gebiete verdiente Schlägler Geistliche, erwarb 1894 für die Stiftsbücherei ein Textbuch, und dieser Fürsorge verdanken wir die Erhaltung des Spieles, eine andere Überlieferung ist nicht mehr vorhanden.

Die Umgestaltung zu einem bestimmten Zweck ist an der Technik des Spieles bemerkbar. Die Rolle Marias ist stumm, da sie von einem Manne gegeben werden mußte, denn auf Gesellenvereinsbühnen pflegen Frauen nicht aufzutreten. Ein alter Bestandteil, der Wechselgesang der Herbergsuche, ist damit verloren. Das Spiel ist in sieben Akte und ein Schlußstück abgeteilt, die ersten zwei Akte zerfallen in je zwei Auftritte. Diese Einteilung ist dem Böhmerwaldspiele fremd, nur das nahe St. Oswalder hat Ähnliches. Auch die Verwendung von Kulissen, die sonst ungebräuchlich sind, gehört hierher. Lieder fehlen in der Handschrift, nur einmal fordert eine Spielanweisung „Gesang unter der Szene“, es ist wohl das Gloria der Engel. Hanrieder flocht nach dem Wunsche der Zuschauer Lieder ein, doch wechselte er ab. Es wäre lehrreich, zu wissen, welche Lieder von ihm verwendet wurden.

Noch in anderem weicht das Peilsteiner Spiel ab. Die Verkündigungsszene, auch im Böhmerwaldspiel eine jüngere Zutat, ist nicht vorhanden, der derbe Bauer und die feilschenden Juden fehlen noch. Die Hirtenszenen sind frei von den kräftigeren Überreibungen des Böhmerwaldspieles, wie denn überhaupt der Ton einheitlicher ist. Spielleiter ist Herodes, nicht Kaiphas, die einzelnen Abteilungen werden nicht durch eigene Sprüche eröffnet.

Die eigenartige Stellung des Spieles geht aber aus dem Text hervor. Von den 605 Versen stimmen 136 fast wörtlich mit dem Böhmerwaldspiel und sie verteilen sich größtenteils auf den Eingangsspruch des Engels, die Herbergsuche und das Hirtenspiel, so daß für diese Teile eine gemeinsame Vorlage angenommen werden muß, während die übrigen Übereinstimmungen als spätere Entlehnungen oder zufällige Anklänge erklärt werden können. Das Hirtenspiel hat aber auch mit Pondo niederdeutscher Weihnachtskomödie¹⁾ 45 Verse gemein, 35 kommen auch im Böhmerwaldspiel vor, 10 haben keine Entsprechung, umgekehrt aber auch Pondo und dem Böhmerwaldspiel gemeinsame keine im Peilsteiner. Alle drei müssen also für das Hirtenspiel eine gemeinsame Quelle gehabt haben. Wörtliche Übereinstimmungen im Zwiegespräch der Hirten nach der Anbetung lassen auch das Kremnitzer Weihnachtsspiel als hierher gehörig erkennen.

Das Verhältnis dieser Spiele zueinander stellt Jungbauer folgendermaßen dar:



Das Beachtenswerte ist, daß im oberen Mühlviertel, in unmittelbarer Nähe des Böhmerwaldes, neben dem Böhmerwaldspiel, das uns im St. Oswalder begegnet, ein zum Teil auf gemeinsame Quelle zurückgehendes, stellenweise wohl beeinflusstes, in wesentlichen

¹⁾ Reclams Universalbibliothek, 2071.

Teilen aber ganz unabhängiges Weihnachtsspiel im Peilsteiner bis ans Ende des 19. Jahrhunderts weiterlebte, das vielleicht mit dem Obergrundner teilweise auf gleichen Ursprung zurückgeht.

Damit hat die Frage nach Heimat und Wanderung der Weihnachtsspiele dieser Gegend zwar keine Lösung gefunden, aber eine neue Wendung genommen. Daß das Weihnachts- und Dreikönigspiel in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts „im Bayrischen Walde nördlich von Passau üblich war, von wo es bayrische Spielgesellschaften in die der Grenze nahegelegenen Dörfer des Böhmerwaldes brachten“, hat Hartmann erwiesen, Pailler bezeugt für die Siebziger- und Achtzigerjahre die Wanderung von Deutsch-Reichenau in Böhmen nach St. Oswald, Haslach und anderen Orten des Mühlviertels. In der deutsch-österreichischen Literaturgeschichte Nagl-Zeidlers, p. 354, ist aus der Rohrbacher Marktrechnung des Jahres 1667 nachgewiesen, daß Aigner, Oberplaner und Höritzer dort Weihnachtsspiele aufführten. Das alles macht die Wanderung des Böhmerwaldspieles von Bayern über Böhmen ins Mühlviertel im 17. und 19. Jahrhundert wahrscheinlich. Im Mühlviertel lebte aber gewiß schon im 17. Jahrhundert ein vom Böhmerwaldspiel unabhängiges Weihnachtsspiel, dessen letzten Ausläufer wir im Peilsteiner vor uns haben. Beide Spiele mögen an der Grenze hin und her gewandert sein und einander beeinflußt haben, das Böhmerwaldspiel gewann das Übergewicht.

Noch eins! Hanrieder unternahm es, das im Absterben begriffene Peilsteiner Spiel mit Hilfe des dortigen katholischen Gesellenvereines neu zu beleben, es gelang für etliche Jahre. Jetzt hat Pater Vielhaber in Wort und Schrift für dessen Wiedererweckung gewirkt und der Aigner katholische Arbeiterverein führte es auf seine Anregung fünfmal in Aigen und zweimal in Schlägl in ganz volkstümlicher Weise mit vielem Beifall auf. Es ist abzuwarten, ob der Versuch, die Arbeitervereine kleiner Orte in den Dienst des Volksschauspieles zu stellen, dauernden Erfolg haben wird. Es wäre wünschenswert! Dr. R. Jordan.

5. Fästskrift till H. F. Feilberg. På 80-årsdagen, den 6 augusti 1911 (= Svenska Landsmål 1911).

Es ist ein imposanter Band, den die Folkloristen und Sprachforscher Skandinaviens ihrem verehrten Nestor, dem Dänen Feilberg, zu seinem achtzigsten Geburtstage als Huldigungsgabe darbringen — imposant nicht nur durch seinen stattlichen Umfang, sondern vor allem durch die Vielseitigkeit und den wissenschaftlichen Wert seines Inhaltes. Wollte man versuchen, jedem einzelnen der fast sechzig Beiträge gerecht zu werden, so müßte man ganze Druckbogen vollschreiben. Hier kann meine Aufgabe nur sein, die Leser dieser Zeitschrift darüber zu orientieren, was sie alles in dem Werke finden können; gleich hier bemerke ich, daß ausführliche französische Resumés den Band beschließen, so daß der hauptsächlichste Inhalt der Aufsätze auch solchen Lesern zugänglich ist, die der skandinavischen Sprache nicht mächtig sind.

Was die nordische Volkskunde schon geleistet hat und welche Aufgaben ihrer noch harren, darüber orientiert in einer übersichtlichen Einleitung J. A. Lundell, der hochverdiente Organisator der schwedischen Dialektforschung. Niemand, der den Aufsatz durchliest, wird sich dem Eindrücke entziehen können, daß sich die folkloristischen Studien in Skandinavien einer Pflege erfreuen, die für die großen Kulturnationen vorbildlich werden sollte. Auch die praktische Art, in der jetzt in Dänemark die Zentralisation der volkskundlichen Sammlungen betrieben wird, verdient das lebhafteste Interesse; hierauf bezügliche Dokumente bilden einen weiteren Beitrag zu der Festschrift.

Eine ganze Reihe von Beiträgen ist der Mitteilung von volkskundlichem Material gewidmet, wobei die allerverschiedensten Gebiete behandelt werden. So schildert C. M. C. Kvolsgaard das Bauernleben in Nordjütland, Krist. Bugge liefert in einem Aufsatz über norwegische Erntebräuche wertvolle Ergänzungen zu dem bisher über dieses wichtige Kapitel Bekannten und R. Th. Christiansen teilt einiges über die Rolle mit, die der Donnerstag in den nordischen Volkssitten spielt. Island ist durch einen reichhaltigen Aufsatz von Jónas Jónasson vertreten, der „Leben und Tod im Volksglauben der Isländer“ behandelt, während uns eine Abhandlung von Gabriel Nikander „Jul und Neujahr auf Åland“ in den Osten des nordischen Sprachgebietes führt. Ferner seien hier

erwähnt die Beiträge von S. Eitrem („Das Salz in Glauben und Aberglauben“), von Knut Liestol („Die Riesen und der Jul“) und von Luise Hagberg („Die Fastenzeit und ihre Gebäcke“).

Während die genannten Aufsätze sich größtenteils mit abergläubischen Gebräuchen beschäftigen, handeln einige weitere über Realien. So behandelt Bernhard Olsen die in der volkstümlichen Kunst eine so große Rolle spielenden Brautgeschenke, Sven Lampa die in Västergötland gebräuchlichen Grüße, ein Beitrag der Fachschule für häusliche Ökonomie zu Upsala teilt Speiserezepte aus Schonen mit.

An der Grenze zwischen Volkskunde und Sprachwissenschaft steht Erik Modins Aufsatz über Pflanzennamen und mit Pflanzen verknüpfte Gebräuche aus Härjedalen und der höchst interessante Beitrag von Marius Kristensen: Volkstümliche Pflanzenfamilien, ein Stück unwissenschaftlicher Botanik. Der Verfasser untersucht darin, nach welchen Gesichtspunkten die volkstümliche Naturkunde die Gewächse zu Familien vereinigt; seine Ergebnisse und sein Material werden der etymologischen Wissenschaft sicher noch gute Dienste leisten.

Die größte Aufmerksamkeit verdienen auch die Beiträge von v. Friesen und Schetelig, weil sie beweisen, welch außerordentliche Treue der volkstümlichen Tradition innewohnen kann.

An eine Örtlichkeit im Småland, Brödraballa („Brüderstein“), knüpft sich, wie v. Friesen berichtet, eine Sage, daß dort zwei Brüder begraben liegen. Nun wurde vor kurzem dort ein Runenstein gefunden, dessen Inschrift diese Angabe der Volkssage in evidenten Weise bestätigt; vom Anfang des 12. Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag hatte sich also die Kunde von dieser Tatsache durch mündliche Tradition erhalten. Noch merkwürdigere Fakta ähnlicher Art bringt Schetelig bei; als man daran ging, einen norwegischen Grabhügel aus der Römerzeit zu untersuchen, wußten die Leute der Umgebung zu berichten, daß ein Gefäß, ein Armband und ein Fingerring darin lägen. Und tatsächlich wurden Gefäß und Fingerring durch die Ausgrabungen zutage gefördert.

Zur Mythologie hinüber führen die Aufsätze von L. F. Löffler, der nachzuweisen sucht, daß der immergrüne Baum zu Upsala eine Eibe gewesen sei, und bei dieser Gelegenheit reiches Material zur volkskundlichen Stellung dieser Pflanze beibringt, und von N. E. Hammarstedt, der in schwedischen Hochzeitsbräuchen Reste alter Kult-handlungen zu Ehren des Gottes Frey nachzuweisen sucht.

Unter den rein mythologischen Arbeiten nimmt Axel Olriks Beitrag „Die Mythen von Loki“ unbedingt die erste Stelle ein. Er untersucht darin, welche Elemente sich in dieser Göttergestalt, wohl der kompliziertesten der nordischen Mythologie, vereinigt haben. Der Scharfsinn und die Kombinationskraft, die Olriks früheren Arbeiten einen so seltenen Wert verleihen, verleugnen sich auch hier nicht. Als ein kleiner Mangel muß es freilich bezeichnet werden, daß er auf etymologischem Gebiete so schlecht beraten ist; wenn er zum Beispiel Lokis Beinamen Lódur auf ein indogermanisches *lakr zurückführen will, so übersieht er eine lautliche Schwierigkeit, die diese Etymologie unmöglich macht (kt müßte im Nordischen zu tt werden).

Auch der Finne Kaarle Krohn hat einen mythologischen Aufsatz beigesteuert, der aber leider zu mancherlei Bedenken Anlaß gibt. Es ist ja in den letzten Jahrzehnten gelungen, in der nordischen Göttersage eine Menge christlicher Motive nachzuweisen, aber wenn man nun meint, für jeden Zug der nordischen Mythologie wohl oder übel ein christliches Vorbild nachweisen zu müssen, so scheint mir dies auf einer Verkennung der Sachlage zu beruhen. In dieser Hinsicht geht nun Krohn weiter als all seine Vorgänger.

Bekanntlich erzählt die Edda, daß die Götter den Fenriswolf überredeten, sich zum Scherz fesseln zu lassen, wobei ihm Tyr die Hand in den Mund legte und sich so für die guten Absichten der Götter verbürgte; als diese dann den Wolf nicht mehr befreien wollten, biß er Tyr's Hand ab. Diese Geschichte soll nun nach Krohn auf die biblische Erzählung von Simson zurückgehen, den seine Landsleute gebunden den Philistern ausliefern wollen, wobei er sie schwören läßt, daß sie ihn nur fesseln, nicht töten würden. Die Analogie ist, wie man sieht, so vag wie nur möglich, denn der weitere Verlauf ist in

den beiden Erzählungen gänzlich verschieden: Simson befreit sich selbst, während der Fenriswolf gefesselt bleibt, und die charakteristische Geschichte von der verpfändeten Hand hat in der Bibel überhaupt keine Entsprechung. Statt dessen führt Krohn an, daß auf nordisch-englischen Münzen des 10. Jahrhunderts die rechte Hand Gottes abgebildet ist, und zwar freischwebend, also gewissermaßen vom Körper abgetrennt. Dieses Symbol hätten dann die Nordleute mit der Simsongeschichte zu einer Legende kombiniert, nach der Gott seine Rechte geopfert hätte, um die Fesselung des Bösen zu bewirken. Durch mindestens ebenso gewagte Konstruktionen sucht er dann auch noch andere nordische Sagenmotive aus christlichen Erzählungen abzuleiten. Dies alles hätte nun nicht viel auf sich, wenn Krohn seine Ausführungen als das hinstellen wollte, was sie sind: Hypothesen, die man geistreich finden mag, denen aber jede Beweiskraft fehlt. Statt dessen spricht er von seinen Vermutungen in einem Stil, als ob es erwiesene Tatsachen wären; unter solchen Umständen möge man den Referenten entschuldigen, wenn er ein Wort des Protests nicht unterdrücken kann.

Auch einige Aufsätze, die auf etymologischem Wege Problemen der nordischen Religionsgeschichte beizukommen versuchen, scheinen mir nicht zu befriedigenden Resultaten zu führen: so versucht Brate vergeblich, eine unmögliche Etymologie von isländisch *höknótt* (ein Fest während der Weihnachtszeit) zu verteidigen und stellt eine gleichfalls völlig unannehmbare Erklärung des isländischen Monatsnamens *Góí* auf. Steffen will in dem schwedischen Namen des Blocksberges, *blåkulla*, einen Beinamen der nordischen Todesgöttin *Hel* erkennen, was kaum das Richtige trifft.

Weit größere innere Wahrscheinlichkeit besitzt Magnus Olsens interessante Erklärung des isländischen Wortes *skáld* (Dichter); er verbindet es mit dem Stamme von deutsch *schaun*, so daß als Grundbedeutung „Seher“ anzusetzen wäre.

Ein Zweig der Etymologie, der sich unter den Bemühungen gerade nordischer Gelehrter zu einer selbständigen und vielversprechenden Wissenschaft auszubilden beginnt, ist durch drei Arbeiten trefflich vertreten, die Adolf Noreen, der schwedische Altmeister dieses Forschungsgebietes, und zwei seiner Schüler, J. Sahlgren und O. Lundberg, beigesteuert haben; volkskundlich im engeren Sinne des Wortes ist allerdings nur der Aufsatz des Letzterwähnten, der auf das Problem der Totenverehrung eingeht; wer aber weiß, wie zahlreich und wesentlich die Berührungen zwischen Ortsnamenforschung und Volkskunde sind, der kann nicht umhin, darauf hinzuweisen, wie viel die Folkloristen aller Länder sachlich und vor allem methodisch von der skandinavischen Ortsnamenforschung zu lernen haben.

Ein Problem von weittragender ethnologischer Bedeutung behandelt Edw. Lehmann, der die konstituierenden Merkmale und den Ursprung des Totemismus festzustellen sucht.

Indem er hervorhebt, daß die soziale Bedeutung desselben, wegen der Ehehindernisse, die er bedingt, weit größer ist, als die religiöse, kommt er zu einer neuen Theorie über die Entstehung dieser merkwürdigen Erscheinung. Frühzeitig hätte man beobachtet, daß geschlechtlicher Verkehr zwischen nahen Verwandten zur Degeneration der Nachkommenschaft führe; um nun die schädlichen Folgen der Inzucht zu vermeiden und um der sonstigen Vorteile teilhaftig zu werden, die eine scharfe Gliederung des Stammes in kleine Gruppen auf einer primitiven Kulturstufe mit sich bringen mußte, habe man jedes Gemeinwesen in Unterabteilungen eingeteilt, deren Mitglieder nur exogamisch heirateten. Jede dieser Gruppen habe dann eine Tierart gewählt, um durch enge Verbindung mit derselben „die Gesellschaftsordnung über das Zufällige und Vergängliche im Menschenleben zu erheben und sie so unverrückbar zu machen, wie die Natur selbst“.

Ohne Religionshistoriker vom Fach zu sein und ohne mir in dieser außerordentlich schwierigen Frage ein entscheidendes Urteil anmaßen zu wollen, möchte ich doch hervorheben, daß sich gegen Lehmanns Hypothese eine Reihe, wie ich glaube, schwerwiegender Einwände erheben läßt.

Zunächst wird man kaum zugeben dürfen, daß der Totemismus gewissermaßen künstlich geschaffen worden sei, weil man eine feste soziale Einteilung brauchte. Eine

Erscheinung, die so weit verbreitet ist, wie der Totemismus, muß doch wohl tiefere Gründe haben, als das Bedürfnis, die einzelnen Gruppen eines Stammes fein säuberlich voneinander abzugrenzen. Auch die Annahme, daß die nachteiligen Folgen der Inzucht schon auf einer so frühen Stufe bemerkt worden seien, scheint mir sehr unwahrscheinlich. Wie hätte man etwas Derartiges wohl konstatieren können? Wurde ein Kind krank oder gedieh es schlecht, so hatte man ja die Erklärung zur Verfügung, die bei allen Naturvölkern in solchen Fällen angewendet wird, daß es nämlich verzaubert sei; unmöglich konnte man den Grund darin suchen, daß das Kind dem geschlechtlichen Umgang zwischen Verwandten entstammte. Und wie steht es mit der Voraussetzung, daß die Verbindung der einzelnen Totemklans mit Tierarten die Unverrückbarkeit der totemistischen Gesellschaftsordnung symbolisieren und zugleich garantieren solle? Reuter ski ö l d, der das Totemismusproblem vor kurzem ausführlicher und, wie ich glaube, weit glücklicher behandelt hat, behauptet ja ganz im Gegenteil, daß der primitive Mensch überhaupt keine festen Grenzen innerhalb der Natur kenne; nichts in seiner Weltanschauung spreche dagegen, daß sich ein Tier in ein beliebig anderes verwandeln könne. Endlich glaube ich auch, daß Lehmann die religiöse Komponente des Totemismus unterschätzt; wenn wirklich die Exogamie so unauflöslich mit dem Totemismus verbunden ist, wie Lehmann meint — was keineswegs allgemein zugegeben wird — so scheint es mir undenkbar, daß eine Gesellschaftsordnung, die einen so energischen Eingriff in die sexuelle Freiheit des Menschen bedingt, sich hätte ausbilden und halten können, wenn sie nicht in religiösen Vorstellungen eine Stütze gehabt hätte.

Indem ich eine Reihe von Aufsätzen, die wohl nur für nordische Leser von Interesse sind, übergehe, erwähne ich nur noch die interessante Abhandlung über die Visionsdichtung des Mittelalters von Hjalmar Falk und Moltke Moe und Tobias Norlind's Aufsatz über den Schwert- und Bogentanz.

Der greise Forscher, dem zu Ehren eine so achtunggebietende Menge an Fleiß, Gelehrsamkeit und Scharfsinn, wie sie die Festschrift darstellt, aufgeboten wurde, hat wahrhaftig allen Grund, mit der Gabe seiner Freunde und Jünger zufrieden zu sein. Zeigt sie ihm doch, daß die wissenschaftlichen Ideale, denen er so viele Jahrzehnte lang gedient hat, heute in seiner nordischen Heimat über eine Schar von Anhängern gebieten, wie sie zahlreicher und besser wohl keine zweite Geisteswissenschaft ins Feld stellen kann. Und kein Freund der Volkskunde wird zögern, von ganzem Herzen in die warmen Dankesworte einzustimmen, die die skandinavischen Forscher dem Jubilar zurufen: „Und darum sammelt sich unser Gruß in einen warmen und ehrerbietigen Dank, einen Dank für leuchtendes Beispiel, für vorsichtige, eingehende Forschung, für eine Hilfsbereitschaft, die zum Sprichwort geworden ist, für die reine, hohe Luft, die eine edle Persönlichkeit umgibt!“

Hans Sperber.

6. Vom Kainachboden. Ein Buch der Heimat von Dr. Hans Kloepfer mit Buchschmuck von Emmy Singer. Herausgegeben vom Verein für Heimatschutz in Steiermark. Verlag von Ulr. Moser. Graz 1912. 4^o. 115 S.

Das fein ausgestattete Buch ist das stimmungsvolle Werk eines Arztes, der mit feinem Aug' und offenem Herzen die Welt und besonders die engere Heimat ansieht. Es stehen in dieser Sammlung nicht Materialien aus historischem oder volkskundlichem Gebiet, systematisch in Zettelkästen gesammelt, beisammen, sondern ein Dichter, der die Sprache kunstmäßig beherrscht, spricht zu uns und stellt uns einzelne Ausschnitte aus dem Leben des Volkes und der stilleren Natur, teilweise in Kabinettsstücklein, vor Augen. Dabei beobachtet Dr. Kloepfer gut und sieht aus der Enge auch stets in die Weite. Das Kapitel „Vom Bauerntum“ ist innig gefühlt, scharf beobachtet und prächtig, plastisch gearbeitet. Das Stück Land, das wir bedacht sehen, der Kainachboden um Köflach und Voitsberg, muß einem lieb werden mit all seinen historisch wertvollen Erinnerungen, seinen stillen Winkeln, seinen eigenartigen Bewohnern, seinem Sagengeräune und seiner Volksüberlieferung jeglicher Art. Manches trockene volkskundliche Büchlein könnte sich hier Rats holen, wie man mit Herz und Aug' schaut und schreibt, und manches wieder

könnte lernen, wie man mit seiner persönlichen Note den Stoff durchgeistigt, ohne aufdringlich zu werden. Kurz — ein Büchlein, das hellen Schein wirft und lieb und herzlich von Volk und Heimat zu sprechen weiß. Bilder und Zierstücke sind prächtige Motive aus jener Landschaft oder Zeugnisse alter Volkskunst (Schmuckformen an alten Kachelöfen und Löffelhaltern, Wandbemalungen in Bauernhäusern u. a. m.).

Graz.

Dr. Alfred Webinger.

7. „s Judenburger G'läut'." Obermurtaler Bauerngeschichten, Gedichte und Skizzen von Josef Steiner-Wischenbart. Mit einem Vorwort von H. Fraungruber und dem Bildnis des Verfassers. 2. Aufl. Verlag „Alpenheim“. Graz 1912. 8°. 144 S.

Für uns kommt in diesem Büchlein lediglich in Betracht, was an volkstümlicher Überlieferung festgehalten ist. Eigenartige, rare Bauerncharaktere, wie sie die abgeschlosseneren Seitentäler unserer Alpenländer häufig aufweisen, finden wir geschildert, daneben fällt auch manches für Sitte und Brauch ab; das Einlegerleben wird anschaulich gezeichnet, der Oberwölzer Kirchtag mit besonderer, ortseigener Überlieferung zieht vorüber und der Verkehr auf der Rottenmanner-Tauernstraße, soweit er mit dem Viehhandel älterer Zeit zusammenhängt, wird eingehend charakterisiert. Dabei lernen wir auch viehhändlerische Fachausdrücke kennen.

Graz.

Dr. Alfred Webinger.

8. Dr. Artur Halberstadt: Eine originelle Bauernwelt. (Das Volksleben im Semmeringgebiete.) Mit Abbildungen, 76 Liedern, Jodlern und Tanzweisen. Wien 1912, K 4.

Der Verfasser ist augenscheinlich ein genauer Kenner seiner Heimat und deren Bewohner und hat auch durch Umfragen vieles erfahren, so daß der Leser ein ziemlich klares Bild des behandelten Gebietes erhält. Es ist erklärlich, daß die vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts von der Außenwelt abgeschlossenen, in Einschichten wohnenden, groß bestifteten Bauern scharf ausgeprägte Eigentümlichkeiten bewahrt haben mußten. Der Verfasser gesteht aber zu, daß viele derselben gegenwärtig nur mehr von älteren Leuten geübt oder ihnen bewußt sind. Sein Verdienst ist es, sie vor dem völligen Vergessen bewahrt zu haben.

Durch die günstigen Verhältnisse infolge der Fremdenindustrie führen die Landleute dort ein etwas üppiges Leben in Essen und Trinken. Der Verkehr der jungen Leute beiderlei Geschlechtes ist ziemlich frei, wie überall, wo reiche Städte und Sportsleute hinkommen. Die erotischen Lieder sind von einer nicht zu überbietenden Klarheit, wie derlei in Wien nur bei den untersten Klassen, in Dörfern der Ebene oder kleinen Städten kaum zu finden sein werden. Auch mit der ehelichen Treue wird es beiderseits nicht genau genommen. Weitere Leidenschaften sind Wildern, Kartenspiel und das leidige Trinken. Man erntet zwar Obstmost, bereitet sich aber selbst Früchtenschnaps und trinkt reichlich Wein. Der Bauer verträgt leider in letzterer Beziehung so viel, daß er nicht vom Magen, sondern erst vom Kopf aus zur Mäßigung gemahnt wird. Manche dieser Leidenschaften verursachen auch das Herabkommen einzelner Familien.

Viele Volksfeste und Gebräuche sind aufgegeben, so auch der Brechel- und der Schnittertanz. Dagegen haben sich die Formen der Hochzeit ziemlich erhalten, die von jenen des niederösterreichischen Gebirges nur wenig abweichen. Die Hochzeiten sind „geweist“ oder „geschenkt“, der gewandte Brautführer, die Vorführung falscher Bräute, die Abbitte der Braut an die Eltern, das Aufhalten des Zuges, das Überspringen des Tisches, die verschiedenen Tänze der Braut, das Abnehmen des Kranzes und mehreres Andere findet sich da und dort.

Wenn ich über die geschilderten Menschen nicht viel Gutes berichten konnte, so will ich den Verfasser damit nicht tadeln. Er hat mit möglichster Schonung seiner Landsleute ihre Schattenseiten verraten und die angenehmen nicht verschwiegen. Beide kennt er genau und daher wird dieses Werk der Volkskunde und dem Vergnügen dienen. Es wird daher auch an den lustigen Semmeringgästen verständnisinnige Leser finden. Sehr wertvoll und vortrefflich gewählt sind die 76 musikalischen Beilagen, Lieder, Jodler und Tanzweisen, welche von Prof. Sommer begutachtet sind. Selbstredend können nicht

alle gut und richtig singen, was ohne Unterricht unmöglich ist, doch finden sich überall naturbegabte Sänger, welche drei- oder vierstimmig mit Verwendung der Zusammenklänge, auch der Septimen, richtig singen. Es ist klar, daß diese Stücke mit ihren einfachen, oft wiederkehrenden Wendungen städtische Zuhörer in städtischer Umgebung bei bescheidener Aufführung bald langweilen würden. Denken wir uns aber den Schauplatz im Dorfwirtshaus, mitten in der Natur, ohne die schreiende städtische taghelle Beleuchtung, die Zuhörer ohne Ziererei, in ungezwungener Lustbarkeit sich dem Vergnügen hingebend, das Paschen, Strampfen und Jauchzen der Burschen, in Überkraft die Mädchen küpfend, so wird jeder fremde Zuhörer, dessen Nerven überhaupt solchem Ansturm gewachsen sind, einen vollen Blick in das Volksleben getan haben. Keineswegs jedoch ist es Städtern zu raten, für die weibliche Jugend stärkeres Interesse an den Tag zu legen.

Anton Dachler.

9. Dr. Ceněk Zibrť: Navedení mladistvého věku ku poctivým mravům. (Anleitung des jugendlichen Alters zu achtbaren Sitten.) Nr. 46 der Sammlung: „Osení, knihy mladých čtenářů.“ (Die Saat, Bücher für junge Leser.) F. Topič, Prag 1912.

Der in der älteren kulturhistorischen Literatur der Tschechen sehr bewanderte Verfasser vermittelt hier der Jugend seines Volkes die Kenntnis der Zustände, Ansichten und Bestrebungen, wie sie sich auf dem Gebiete der Jugendlehre, der Eß-, Trink- und Gastgebräuche, im geselligen Umgange und in der Gesundheitspflege im tschechischen Schrifttum vergangener Jahrhunderte abspiegelten. Die Schrift ist — abgesehen von ihrem erzieherischen Werte — sehr gut geeignet, in der Jugend die Anteilnahme an verfallenen Kulturzuständen zu wecken.

B.

10. Věstník městského Musea v Klatovech 1909—1911. (Herausgegeben von der Museumsverwaltung 1912.) 152 S.

Den ersten, die Zeit von 1882—1908 umfassenden Bericht dieses Museums habe ich auf S. 181, Jahrg. XVII, dieser Zeitschrift angezeigt. Nun liegt der zweite Bericht vor. Das Museum hat in der letzten Zeit eine weitere Ausgestaltung erfahren, indem es 1910 in ein „Gewerbemuseum für den Böhmerwald“ und das „historische und volkskundliche Museum der Stadt Klattau“ geteilt wurde. Die Sammlungen wurden auch in der letzten Zeit wieder vermehrt, so daß dieses Museum bereits zu den größeren Kulturanstalten dieser Art in Böhmen zählt.

Dem eigentlichen Berichte folgen reich illustrierte Aufsätze über „Die Wohngruben bei Tajanov“ vom Museumsdirektor Dr. Karl Hostaš, über „Die alte Wasserwirtschaft in Klattau“ vom Historiker der Stadt Dr. Heinrich Vančura, endlich eine Abhandlung über „Die Glocken- und Kannengießer in Klattau“ vom k. k. Konservator Prof. Ferdinand Vaněk.

B.

11. Dr. Moritz Hoernes: Urgeschichte der Menschheit. Vierte, völlig neu bearbeitete Auflage. Sammlung Göschen. Bd. 42. Berlin und Leipzig 1912.

In überaus übersichtlicher Form bei tunlichster Konzentrierung des Inhalts gibt die vierte Auflage dieses allseits beliebten Wegweisers einen vollkommenen Überblick über die derzeit gesicherten Ergebnisse der prähistorischen Kulturforschung unter Berücksichtigung auch der Tatsachen, welche die prähistorische Anthropologie und indogermanische Altertumskunde bezüglich der rassenhaften und ethnographischen Beschaffenheit der alten Bewohner Europas ans Licht gefördert hat. Jedem, der sich von all diesen Dingen ein einwandfreies Bild zu machen wünscht, sei das Büchlein bestens empfohlen. Jeder Volkskundler muß sich heute mit den Problemen und Ergebnissen der Urgeschichtsforschung wenigstens in den Grundzügen vertraut machen.

Dr. A. Haberlandt.

Richtigstellung. In der Besprechung von: Otto Rank: Mythos von der Geburt des Helden, diese Zeitschrift, XVIII, S. 232, soll es heißen: Derartige Fälle werden wohl nicht bestritten werden, da wir uns dieser Symbolisierungen bewußt sind, weniger bekannt dürfte es sein, daß auch unbewußte Symbolisierungen in unserem Seelenleben eine große Rolle spielen, das heißt wir können einen Gegenstand sehen, der für unser bewußtes Denken als das Objekt erscheint, das es ist, das Unbewußte (statt „Unterbewußtsein“) aber tönt (statt „tönen“) bei dem empfängenen Eindruck mit . . .

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

Jahresbericht

des

Vereines für österreichische Volkskunde für das Jahr 1912.

Der raschere und mächtigere Fluß, in welchem die von uns seit Jahren angestrebte günstigere Entwicklung unseres vaterländisch so bedeutungsvollen Unternehmens nunmehr fortschreitet — wofür in erster Linie der huldvollen Fürsorge des erhabenen Vereinsprotektors Seiner k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand, sodann dem einsichtsvollen Wohlwollen Ihrer Exzellenzen des Herrn Ministerpräsidenten Grafen K. Stürgkh und des Herrn Ministers für Kultus und Unterricht Dr. M. Ritter von Hussarek der untertänigste und ehrerbietigste Dank geschuldet wird — wurde im Berichtsjahre vor allem durch zwei bedeutungsvolle Ereignisse gekennzeichnet. Erstlich erfolgte zu unserer hohen Befriedigung die von uns als Lebensfrage des Museums für österreichische Volkskunde erkannte Lösung der Personalfrage seines Gründers und Direktors, indem Seine Majestät der Kaiser den bisherigen Museumsvorstand Prof. Dr. M. Haberlandt allergnädigst zum staatlichen Direktor unseres Museums zu ernennen geruhte, womit derselbe seiner Dienstverpflichtungen am k. k. naturhistorischen Hofmuseum entbunden und in den Stand gesetzt worden ist, neben seinem Universitätslehrberuf sich ausschließlich in den Dienst unserer Sache zu stellen. Indem der hohen Unterrichtsverwaltung der wärmste Dank für diese gütige und einsichtsvolle Verfügung ausgesprochen wird, sei zugleich festgestellt, daß weitere ergänzende Maßnahmen behufs dienstlicher Unterstützung des Museumsdirektors sowie die Einrichtung eines bescheidenen Kanzleidienstes — angesichts der außerordentlich gesteigerten und umfangreichen wissenschaftlichen, publizistischen und musealen Agenden und der vielseitigen Inanspruchnahme durch den Parteienverkehr und das Publikum in unserem Museum — sich mit zwingender Notwendigkeit anschließen müssen, wenn der Museumsdienst in manch wichtigen Belangen nicht stocken und zum Teil nicht gänzlich unterbunden werden soll. Wir bitten die hohe Regierung, diese selbstverständliche und ganz unumgängliche Ergänzung ihrer Fürsorge für unser patriotisches Institut schon für die allernächste Zeit ins Auge fassen zu wollen, denn ebenso wie der unbeschreibliche räumliche, sofort zu erörternde Notstand des Museums für österreichische Volkskunde, ist der völlige Mangel auch

des bescheidensten Beamtenstatus, wobei dem Direktor bisher so gut wie ausschließlich die ganze Arbeitslast, von den wissenschaftlich-organisatorischen Leistungen und der redaktionellen Betätigung bis zur geringfügigsten Kanzleiarbeit aufgebürdet erschien — von freiwilligen Hilfsleistungen ihm nahestehender Kräfte abgesehen — unmöglich länger aufrechtzuerhalten.

Das zweite überaus bedeutungsvolle Ereignis des Vereinsjahres 1912 war die im Mai desselben Jahres erfolgte Kündigung der Museumslokalitäten, welche nur durch die huldvolle Intervention unseres erhabenen Protektors Seiner k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand und die gütige Vermittlung der hohen Regierung bis zum Maitermin 1915 hinausgeschoben werden konnte. Damit ist die schon seit Jahren von uns eingeleitete Aktion, welche auf die Sicherung eines eigenen entsprechenden und würdigen Heims für unser Museum gerichtet ist, in ein akutes Stadium getreten, und wir erwarten und erbitten, unter Hinweis auf die an der Spitze unserer »Zeitschrift für österreichische Volkskunde«, Band XIX, Heft 1/2, zum Abdruck gelangte Denkschrift, in dieser allerdringendsten Angelegenheit von der hohen Regierung wie von der gesamten Öffentlichkeit die energischste und nachdrücklichste Unterstützung. Wir dürfen um so getroster auf eine rasche und befriedigende Lösung dieser Lebensfrage unseres Museums hoffen, als dieses Institut die hohe Auszeichnung genießt, bei allen auf die Sicherung seiner Zukunft gerichteten Schritten der höchstgnädigen Förderung seines erhabenen Protektors gewürdigt zu werden.

Nur die feste Zuversicht auf eine baldige radikale Änderung der Raumfrage läßt die Museumsdirektion überhaupt den gegenwärtig herrschenden räumlichen Notstand, der jeder Schilderung spottet, ertragen. Die aufs äußerste getriebene Ausnützung jedes verfügbaren Plätzchens für die Schausammlung, die Vollpfropfung aller Kästen und Truhen in unseren Interieurs mit dem wertvollsten Ausstellungsgut, die Überfüllung unserer Magazine mit den kostbaren Textil- und Kostümsammlungen, dazu die Unmöglichkeit der Beheizung und die Mangelhaftigkeit der Beleuchtung unserer Ausstellungsräume, welche selbst an den hellsten Tagen dunkel, an trüben Tagen aber in nächtliche Finsternis getaucht sind, endlich der gänzliche Mangel an Manipulationsräumen, an einer Präparierwerkstätte, an einem Bibliotheksraum — die schon sehr umfangreiche, stark benützte Bibliothek befindet sich in dem einzigen, ohnedies überfüllten und unbeheizbaren Kanzleiraum des Museums — all dies zusammen ergibt ein so unerhörtes und unglaubliches Bild äußerster Raumnot, daß es der ganzen Aufopferungsfähigkeit der für ihre Schöpfung begeisterten Museumsleitung bedarf, um hier überhaupt noch mitzutun.

Diesen krassen, unwürdigen und jeder Billigkeit hohnsprechenden Verhältnissen muß je eher ein kategorisches Ende gesetzt werden; das Prestige der österreichischen volkskundlichen Wissenschaft und Arbeit darf vor den Besuchern, vor der großen Öffentlichkeit des In- und Auslandes nicht länger in solcher Weise bloßgestellt werden. Wenn an die Verhältnisse der anderen Wiener Museen gedacht wird, die doch mindestens über halbwegs ausreichende Ausstellungs- und entsprechende Arbeitsräume verfügen, wenn Staat und Öffentlichkeit berechtigtermaßen ihre volle und höchst ergebnisvolle Unterstützung verschiedenen erst werdenden Museen leihen, die ihre Sammlungen mit der Zeit erst zu schaffen haben, so muß die Aschenbrödelrolle unseres Museums, dessen Sammlungen anerkanntermaßen überreich und von erstem europäischen Range sind, wahrhaftig unbegreiflich und unerhört scheinen, um so mehr als keinerlei Museum dem patriotischen Fühlen unserer Bevölkerung näherstehen kann als das unsere.

In glänzendem Gegensatz zu dieser beispiellosen Ungunst der äußeren Verhältnisse hat sich wie in den Vorjahren so auch im Berichtsjahr die innere Entwicklung unseres Unternehmens nach jeder Richtung hin auf das Erfreulichste gestaltet. Wir haben unser Museum *in allen seinen Teilen in ganz ungewöhnlichem Maße bereichert* und haben unsere wissenschaftlich-publizistische Tätigkeit mit großem Erfolge erweitert; die vielseitige Inanspruchnahme unseres Museums, unsere wissenschaftliche Einflußnahme auf den Betrieb der österreichischen Volkskunde durch Beispiel und Lehre hat sich neuerlich in der erfreulichsten Weise gesteigert. Diese allseitige Steigerung spiegelt sich auch deutlich in dem starken Anwachsen unseres finanziellen Haushaltes, der auf mehr als die doppelte Höhe der letztjährigen Bilanzen gehoben erscheint. Sie spiegelt sich in der imposanten Ziffer von über 2800 Erwerbungen qualitativ hochstehender Art für unsere Sammlungen, von denen ein ausgewählter Teil in einer eigenen Ausstellung der Öffentlichkeit vorgeführt werden konnte, in der starken Erweiterung unserer Publikationstätigkeit, indem zwei umfangreiche Supplemente zur »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« herausgebracht, die Begründung einer neuen Zeitschrift großen Stils unter dem Titel »Werke der Volkskunst«, als eines Organs unseres Museums, eingeleitet und die Herausgabe der von unserem Mitarbeiter J. R. Bünker gesammelten »Volkschauspiele aus Steiermark und Kärnten« vorbereitet wurden. Äußerst umfangreich ist auch die Frequenz und Benützung der Sammlungen in allen ihren Teilen sowie der Bibliothek und namentlich auch der Photographien- und Bildersammlung geworden; ebenso hat sich der allgemeine Besuch des Museums beträchtlich gehoben. Nach der Richtung der in unserem Programm vorgesehenen

Vortragstätigkeit ist ebenfalls im Berichtsjahr ein Fortschritt gemacht worden, indem ein Zyklus von fünf Vorträgen über österreichische Volkskunde in Waidhofen a. d. Thaya mit großem Erfolg stattfand, abgesehen von den zahlreichen seminaristischen Übungen, die mit den Hörern der k. k. Universität im Museum abgehalten worden sind. Noch ist das hochgesteckte Ziel und das weite Ausmaß dessen, was einer zentralen Pflegestätte der österreichischen Volkskunde an Wirksamkeit und Einfluß im Wissenschaftsbetriebe der Volkskunde, in Heimatschutz und Nationalitätenpflege zukommt, nicht erreicht. In dieser Richtung suchen wir immer mehr den Anschluß an verwandte Institutionen zu gewinnen, und sind sicher, ihnen gute Dienste leisten zu können. In erster Linie ist hier an die k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege gedacht, welche sich, dem Zug der Zeit und aus ihrem eigenen Schoße hervorgegangenen gewichtigen Stimmen folgend, der Fürsorge auch für die volkskundlichen und volkskünstlerischen Interessen der österreichischen Volksgebiete nicht entziehen wird und kann, weiters an die Arbeiten der vom hohen k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht eingesetzten Volksliederkommission, an die von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien geplante Schaffung eines Wörterbuches der bayrisch-österreichischen Mundart, an den Betrieb der kunsthistorischen Institute der k. k. Universität, an die Tätigkeit der Heimatschutzverbände, nach welchen Richtungen allen unsere Tätigkeit fördernd, vermittelnd und orientierend einzugreifen berufen und gesonnen ist.

Wie schon hervorgehoben worden ist, standen uns im Berichtsjahr dank der Munifizenz verschiedener Freunde und Gönner unseres Unternehmens sehr beträchtlich gesteigerte Mittel zur Verfügung. Es war dank der Höhe der unserem Museum zugewendeten gütigen Widmungen nicht nur möglich, den außerordentlich gesteigerten Kostenaufwand (inklusive Transportkosten) für die Vermehrung unserer Sammlungen im Betrag von *K* 17.827·55 (gegen *K* 10.080·72 im Jahre 1911) zu decken, sondern auch sämtliche, in den Jahren 1907 bis 1910 dem Hausfonds leihweise für Sammlungszwecke entnommenen Summen im Gesamtbetrag von *K* 8900 demselben rückzuerstatten, so daß derselbe wieder auf seine volle Höhe im Gesamtbetrag von *K* 23.365·67 gebracht erscheint. Wir danken diese äußerst erwünschte und dringend notwendig gewesene finanzielle Stärkung den hochherzigen Widmungen Seiner Durchlaucht des regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein (*K* 4500), des Herrn Dr. med. et phil. Rudolf Trebitsch (*K* 15.000), des Herrn Philipp Ritter v. Schoeller (*K* 5000) und des Herrn Anton Dreher (*K* 1000). Herrn Dr. Rudolf Trebitsch verdanken wir außerdem die Widmung der bretonischen Sammlung sowie die Zuweisung mehrerer überaus interessanter Kollektionen aus Italien, Rußland

und Spanien im Anschaffungsbetrag von zusammen K 5000. Für freundliche Zuwendung von weiteren Barspenden oder größeren Sammlungen sind wir Seiner Exzellenz dem Herrn Grafen Heinrich Lamberg in Steyr, Herrn Bergrat Max Ritter v. Gutmann, der Direktion der k. k. priv. Österreichisch-ungarischen Bank, der Ersten Österreichischen Sparkasse, dem Komitee des Industriellenballes, der Unionbank, dem Bankhaus Rothschild sowie Herrn und Frau Heinrich Hirt in Gastein zu wärmstem Danke verpflichtet.

Die regelmäßigen Subventionen des hohen Ministeriums für Kultus und Unterricht (K 8000), des hohen Ministeriums für öffentliche Arbeiten (K 1000), der Gemeindevertretung der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien (K 1200), der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer (K 800), der hohen niederösterreichischen Statthalterei (K 200), des hohen niederösterreichischen Landtages (K 200) gingen uns auch im Berichtsjahre zu, wofür der ergebenste Dank abgestattet wird. Zu unserem lebhaften Bedauern hat uns jedoch das hohe Ministerium für Kultus und Unterricht eröffnet, mit Rücksicht auf die Übernahme der Bezüge des Museumsdirektors auf den Staatsschatz pro 1913 eine Kürzung der bisher bezogenen Subvention auf K 6000 eintreten lassen zu müssen. Wir werden nicht ermangeln, bei dem genannten hohen Ministerium um eine angemessene Erhöhung dieses Subventionsbetrages einzuschreiten, dessen geringe Höhe weit hinter dem Betrag zurückbleibt, den verwandte Institute von viel geringerem Umfang aus Staatsmitteln beziehen.

Eine bedeutungsvolle Reform der Vereinsorganisation, welche durch die immer stärker hervortretende Bedeutung unseres Museums im Gesamtgefüge der Vereinstätigkeit längst zum dringenden Bedürfnis geworden war, erfolgte durch die in der Jahresversammlung am 28. Februar 1912 einhellig beschlossene Änderung der Vereinssatzungen, die durch Erlaß der k. k. niederösterreichischen Statthalterei vom 25. Juni 1912 bestätigt worden ist. Als wichtigste Änderungen der Satzungen stellen sich dar: 1. Die rechtliche Fixierung und statutenmäßige Festlegung des k. k. Museums für österreichische Volkskunde; 2. die Neuschaffung von fördernden Mitgliedern mit einem Jahresbeitrag von mindestens K 100; 3. die Erhöhung des Stiftungsbeitrages auf K 1000; 4. die Neuschaffung von korrespondierenden Mitgliedern.

Unseren Mitgliedern, deren Zahl sich um eine allerdings sehr bescheidene Ziffer (19) vermehrt hat, danken wir für ihr treues Ausharren unter unserer Fahne sowie für das aus ihren Reihen unseren Arbeiten und dem Museum für österreichische Volkskunde vielfach bewiesene Interesse. Zahlreichen Mitgliedern sind

wir für Spenden an Objekten, Bildern und Büchern, die immer sehr willkommen sind, wärmstens zu Dank verbunden. Einigen unserer hervorragendsten Gönner haben wir im Berichtsjahr Gelegenheit gehabt, durch ihre Wahl zu Ehrenmitgliedern unsere tiefe Dankbarkeit zu bezeugen; es sind dies Seine Durchlaucht der regierende Fürst Johann von und zu Liechtenstein, Seine Exzellenz der Herr Ministerpräsident Graf Karl Stürgkh und Seine Exzellenz Herr Graf Heinrich Lamberg. Wir bitten diese hochsinnigen und hochgestellten Förderer unserer patriotischen Sache auch weiterhin um ihr gütiges Wohlwollen für unser Unternehmen.

Möge das begonnene neue Arbeitsjahr uns ähnliche Erfolge bringen wie das abgelaufene, und möge insbesondere die Sicherung der Zukunft unseres Museums durch eine entsprechende Lösung der Hausfrage gelingen! Es ist in jeder Hinsicht die höchste Zeit dafür geworden.

Tätigkeitsbericht des k. k. Museums für österreichische Volkskunde für das Jahr 1912.

Erstattet vom k. k. Museumsdirektor **Prof. Dr. M. Haberlandt.**

Wenn ich schon im Vorjahr auf die erfreulichen, sehr namhaften Fortschritte hinweisen konnte, welche dem meiner Leitung unterstellten Institut dank der Allerhöchsten Auszeichnung durch den Titel „kaiserlich-königlich“ und meiner ausschließlichen Betätigung im Dienst des Vereines und des Museums für österreichische Volkskunde beschieden waren, so darf ich eine noch merkbare und fast sprunghaft rasche, günstige Entwicklung auf allen Linien auch für das Berichtsjahr 1912 mit großer Freude und Genugtuung feststellen. Mit tiefstem und alleruntertänigstem Dank gedenke ich zunächst meiner durch die Allerhöchste Gnade Seiner Majestät des Kaisers mit 1. Oktober erfolgten Ernennung zum k. k. Direktor des k. k. Museums für österreichische Volkskunde, in welcher ich den kräftigsten Ansporn finde, das große der Vollendung nahe Werk in jeder Beziehung auf die höchst-erreichbare wissenschaftliche Höhe zu führen. Den ehrfurchtsvollsten und untertänigsten Dank schulde ich im gleichen Sr. k. u. k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Franz Ferdinand für zahlreiche Beweise höchster Huld und gnädigsten Interesses an den Schicksalen unseres Museums und seiner Entwicklung, und ich vereinige meine untertänigsten Bitten mit jenen des verehrten Vereinspräsidiums, der erhabene Protektor möge dem Museum höchstseinen Schutz und seine huldvolle Förderung besonders auch in der Lösung der Lokalitätsfrage, welche die brennende Lebensfrage desselben bedeutet, angedeihen zu lassen geruhen.

Die innere Ausgestaltung unseres Museums suchte ich auch in diesem Jahre nach verschiedenen Richtungen weiterzuführen, erstens durch rastlose entsprechende Vermehrung und Ergänzung unserer systematischen Sammlungen, zweitens durch die Erweiterung unserer publizistisch-wissenschaftlichen Tätigkeit, drittens durch die fortgesetzte Erweiterung der Museumsfrequenz und Benützung der Sammlungen seitens der Interessenten, und viertens endlich, durch Einrichtung von Museumsführungen und Museumskursen nach Art der erweiterten Universitätskurse. Nur die krasse und unerträgliche Ungunst der räumlichen Verhältnisse behindert die volle und energische Verfolgung all dieser Ziele, wobei besonders die im dritten und vierten Punkt bezeichneten Aktionen vielfach unterbunden erscheinen. Um so intensiver wurde trotz aller

Schwierigkeiten das Mögliche geleistet und die in dieser Zeitschrift, S. 79 f., 131 f., 199 f., 237 ff., gelieferten reichen Einzelnachweise bezüglich der Museumstätigkeit im wissenschaftlichen, künstlerischen, kunstgewerblichen und Schüler-Parteienverkehr beweisen wohl hinlänglich die erfreulich gewachsene innige Eingelebtheit unserer Anstalt und ihre Unentbehrlichkeit für die weitesten Kreise der Residenz. Nicht weniger als 58 Schulen, in wiederholten Partien, aus allen gewerblichen Zweigen, von der Volksschule bis zur Universität und den Kunstakademien herauf, gehörten zu den gern gesehenen Besuchern unserer Sammlungen und, wenn irgend möglich, wurde denselben sachkundige Führung und Erläuterung zuteil. Abgesehen von den wissenschaftlichen, im Museum selbst abgehaltenen Übungen für die Hörer der k. k. Universität, der k. k. Akademie der bildenden Künste und namentlich der k. k. Kunstgewerbeschule wurde im Berichtsjahr auch mit der Abhaltung volkstümlicher Vorträge über volkskundliche Fragen außerhalb Wiens begonnen, indem der Museumsassistent Dr. Artur Haberlandt auf Einladung der Sektion Waidhofen an der Thaya des Allgemeinen niederösterreichischen Volksbildungsvereines im November und Dezember 1912 einen Zyklus von fünf Vorträgen über Volkskunde und Volkstum unter lebhafter Beteiligung der dortigen Bevölkerung abhielt. Die Museumsleitung ist mit Zustimmung des Ausschusses gesonnen und bereit, derartige Museumskurse über Themen der österreichischen Volkskunde nach dem unten folgenden Programm¹⁾ durch jüngere, von ihr ausgebildete Gelehrte in verschiedenen Orten zunächst Niederösterreichs, sodann aber auch der anderen Kronländer abhalten zu lassen, wofern wenigstens ein Teil der Kosten durch die Gemeindevertretungen oder die betreffenden Veranstalter (Vereine, Schulen, Landes- oder Ortsmuseen) getragen wird. Wir dürfen uns mit dieser Propagierung der volkskundlichen Wissenschaft und ihrer neueren Fortschritte die besten Erfolge in der Bevölkerung versprechen und hoffen damit eine Saat auszusäen, welche die wünschenswertesten Früchte für die Stärkung und Vertiefung des Heimatgefühles zeitigen wird.

Was die Vermehrung unserer Sammlungen betrifft, so verfolgte ich wie bisher die beiden Hauptrichtungen unserer schon vieljährigen Sammeltätigkeit, indem einerseits aus dem Kunst- und Antiquitätenhandel, soweit sich derselbe überschauen ließ, alle für die Ergänzung unserer Bestände noch wünschenswerten Stücke angekauft wurden, und indem ich andererseits — und dies im Berichtsjahr dank der mir gegönnten größeren Bewegungsfreiheit in besonderem Maße — durch direkte Aufsammlungstätigkeit im Felde selbst eine Reihe von Volksgebieten nach Zeit und Gelegenheit persönlich sowie durch Assistenten Dr. Artur Haberlandt und eine kleine Zahl meiner bewährten Hörer und Hörerinnen eingehend durchforschte. Mit lebhaftem Dank gedenke ich hier der eifrigen und erfolgreichen Bemühungen des Herrn Vejsil Čurčić in verschiedenen Teilen von Bosnien und der Herzegowina, des Herrn Dr. Edmund Schneeweis in Serbien und Bosnien, Fräulein Hella v. Schürer im Ötztal, Fräulein stud. phil. Eugenie Goldstern im Tessin (Schweiz), Fräulein Marianne Schmiedl im Ötztal, Dr. Oswald Menghin im Vintschgau, Dr. Artur Haberlandt in verschiedenen Teilen Tirols und

¹⁾ Programm der Museumskurse.

I. Zyklus von fünf Vorträgen:

1. Volkskunde und Volkstum.
2. Die Völker Österreich-Ungarns.
3. Die Völker der Erde.

II. Zyklus von drei Vorträgen:

1. Volkskunst.
2. Haus und Hausrat.
3. Über die Volkstrachten.

III. Einzelvorträge:

1. Über Volksmedizin.
2. Über Wallfahrts- und Motivwesen.
3. Das festliche Jahr.
4. Das Volkslied.
5. Das Volksschauspiel.
6. Alte Rechtsbräuche.

Istrien (Insel Arbe). Dank unseren vielen sonstigen Beziehungen sind auch aus verschiedenen anderen österreichischen Volksgebieten ganze Serien oder Einzelstücke unseren Beständen zugewachsen, so daß auch in diesem Jahre noch vorhandene Lücken mehrfach in sehr zufriedenstellender Weise gefüllt werden konnten. Wir erfreuten uns dabei der freundlichen Unterstützung zahlreicher bewährter Mitarbeiter, von denen Frau Baronin Stephanie v. Rubido-Zichy, Frau Roma de Lattre, Direktor Gustav Funke, J. Mayerhofer in Haslach, Dr. Richard Heller in Salzburg, Direktor A. Menghin in Meran, Frau Nat. Bruck-Auffenberg, k. k. Musiklehrer Josef Weber in Innsbruck, Dr. K. v. Radinger in Innsbruck, G. Sagmeister in Bregenz, Fräulein Magd. Wankel in Prag, L. Jakibiuk, früher in Riczka, Fr. Ravenegg und andere mit verbindlichstem Dank genannt seien.

Die Gesamtzahl der Erwerbungen betrug 2887 Stücke (gegen 2086 Nummern im Vorjahre), wovon 1776 durch Ankauf, 857 geschenkwise und 254 durch Tausch mit anderen Museen oder Privatsammlungen in unseren Besitz gelangten. Unter den geschenkwise eingelangten Sammlungen ist zunächst die große und überaus wertvolle Bestecksammlung und volkskundliche Sammlung (359 Nummern) hervorzuheben, die wir der Munifizienz unseres Ehrenmitgliedes Sr. Exzellenz des Herrn Grafen Heinrich Lambert in Steyr verdanken, wobei ich der gütigen Vermittlungen unseres verehrten Ausschusses Direktors Alfred Ritter v. Walcher mit wärmstem Dank zu gedenken habe. Mit lebhafter und dankbarer Freude nenne ich weiters die schöne Sammlung (94 Nummern) aus dem Gasteiner Tal, welche wir der Freundlichkeit des Herrn Realitätenbesitzers Heinrich Hirt und dessen Frau Gemahlin in Gastein verdanken; verschiedene andere wertvolle Gaben sind von bewährten Freunden und Gönnern unseres Museums zugebracht worden, denen auch an dieser Stelle, besonders Herrn Direktor A. v. Walcher, Herrn Konrad Mautner, Herrn und Frau Hans v. Medinger, Dr. A. Figdor, Direktor Gustav Funke, der verbindlichste Dank ausgedrückt sei.

Schon im Vorjahre hatte ich von einer neuen und schwierigen Aufgabe Mitteilung gemacht, die wir uns in Übereinstimmung mit dem Präsidium und Ausschuss aus wichtigen sachlichen Gründen stellen mußten. Es ist dies die Anlage einer für vergleichende Studien unerläßlichen europäischen Typensammlung. Durch Herrn Dr. Rudolf Trebitsch, der uns bei der Durchführung dieser Aufgabe mit besonderem Eifer und seltener Munifizienz unterstützte, sind wir im Berichtsjahr außer der Ende 1911 eingelangten hochinteressanten bretonischen Sammlung in den Besitz einer höchst wertvollen Sammlung aus der römischen Campagna (46 Nummern), eines mordwinischen Weiberkostüms und verschiedener volkstümlicher Stickereien aus Rußland und Griechenland (22 Nummern) und endlich einer kleinen spanischen Kollektion (14 Nummern) gekommen, für welche Erwerbungen Herr Dr. R. Trebitsch insgesamt den Betrag von K 5000 in munifizenter Weise aufgewendet hat. Ich danke diesem hochgesinnten Freunde der volkskundlichen Wissenschaft mit ganz besonderer Wärme und Freude für seine bedeutungsvolle Unterstützung und bitte ihn, uns auch weiterhin bei der Verfolgung unserer wissenschaftlichen Ziele tatkräftig zur Seite stehen zu wollen.

Mit Vergnügen habe ich hervorzuheben, daß wir im Berichtsjahr auch durch unsere Tauschbeziehungen zu verwandten Instituten und zu Privatsammlern in die erfreuliche Lage kamen, nicht weniger als 254 Stücke bester Qualität unseren Sammlungen zuzuführen.

Für Sammlungszwecke (Bibliothek, Bilder- und Photographiensammlung eingeschlossen) wurde der Betrag von K 16.538.45 verausgabt, wozu noch die Kosten für Transporte und Akquisitionsreisen im Betrag von K 1289.40 zu ziehen sind. Der Zuwachs der Photographien betrug 291, derjenige der Abbildungen 147 Nummern; die Bibliothek wurde außer den Fachzeitschriften um 112 Nummern vermehrt. Es betrug demnach der Stand unserer Sammlungen am Ende des Jahres 1912: 1. Ethnographische Hauptsammlung an eigenem Besitz 30.538 Nummern, an geliehenen Stücken 4103, mithin

insgesamt 34.641 Nummern; 2. Photographiensammlung: 2555 Nummern; 3. Abbildungen: 1756; 4. Bibliothek: 1908 außer den Fachzeitschriften. Die Führung der Bibliotheksgeschäfte besorgte wie im Vorjahre Herr Fachlehrer J. Thirring mit dankenswertester Umsicht und Genauigkeit.

Von größeren Publikationen, welche die Museumsleitung veranlaßte, erschienen im Berichtsjahre:

1. *Textile Volkskunst aus Österreich*. 45 Lichtdrucktafeln, Folio. Mit Vorwort. Herausgegeben von Prof. Dr. M. Haberlandt. Verlag der Hofkunstanstalt J. Löwy.

2. *Beiträge zur bretonischen Volkskunde*. Erläuterungen zur bretonischen Sammlung des k. k. Museums für österreichische Volkskunde in Wien. Von Dr. Artur Haberlandt. Mit 8 Textabbildungen und 65 Figuren auf 8 Tafeln. (VIII. Supplement-Heft zur Zeitschrift für österreichische Volkskunde.)

In Vorbereitung befindet sich:

3. „*Werke der Volkskunst*.“ Periodisches Organ des k. k. Museums für österreichische Volkskunde; jährlich 40 Lichtdrucktafeln (achtfarbig) mit 100 Seiten illustriertem Text; Groß-Quart. Verlag der Hofkunstanstalt J. Löwy.

4. *Moderne Pfahlbauten in Bosnien und der Herzegowina*. (Dolina a. d. Save.) Von Vejsil Ćurčić. Mit zirka 100 Abbildungen.

Der Besuch des Museums hat auch im Berichtsjahr wieder eine erfreuliche Steigerung erfahren. Zahlende Besucher wurden 2096 (gegen 1786 im Vorjahr), mit freiem Eintritt zirka 8400 Personen, zumeist Studierende, Vereinsangehörige, Schüler der Fachschulen, die Teilnehmer des eucharistischen Kongresses u. s. w., gezählt. Die Einzelansweise sind in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Band XVIII, S. 80, 132, 200, 239, zu finden. So lange die unbeschreibliche Raumnot in unserem Museum fort-dauert, ist ein stärkerer Besuch der Sammlungen, so sehr wir ihn wünschen und herbeiführen möchten, kaum gut zu denken. Bei günstigeren Raumverhältnissen und in günstigerer Städtlage würde sich der Besuch von selbst sofort um ein Vielfaches steigern. Wir vertrauen auf unsere gute und vaterländische Sache, die sich unbedingt — früher oder später — zu voller Würdigung in der Öffentlichkeit durchsetzen muß. Eine Zeit, die ihrer Vergangenheit nicht achten wollte, hat auch keine Zukunft.

Ausweis über den Stand des Hausfonds

am 31. Dezember 1912.

Bankguthaben (Union-Bank) am 31. Dezember 1912 (laut Ausweis)	K 14.106·40
Refundierung der Darlehen 1907—1910	" 8.900—
Zinsen bis 30. Juni 1912	" 278·62
Zinsen bis 31. Dezember 1912	" 345·15
	K 23.630·17
Für Bankintercalarzinsen, Spesen etc. 1907—1912	" 264·50
	Bestand . . K 23.365·67

Wien, 1. Jänner 1913.

Prof. Dr. M. Haberlandt
Schriftführer.

Graf V. Latour
Präsident.

Geprüft und richtig befunden:
Alfred Walcher Ritter v. Moltheim, Robert Eder
als Revisoren.

Rechnungsabschluss des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien
Einnahmen. für das XVIII. Vereinsjahr 1912. Ausgaben.

	Kronen	Heller		Kronen	Heller
Kassarest vom Jahre 1911	979	40			
I. Ordentliche Einnahmen.					
1. Mitgliederbeiträge und Bezugsgebühren	3.164	40	1. Personal, Remunerationen und Gehälter	10.698	20
2. Subventionen:			2. Ethnographische Sammlung und Bibliothek	16.538	45
a) Hohes k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht	K 13.250		3. Installation und Konservierung	629	55
b) Hohes k. k. Ministerium für öffentliche Arbeiten	1.000		4. Beleuchtung und Beheizung	467	43
c) Reichshaupt- und Residenzstadt Wien	1.200		5. Frachten, Transporte und Reisen	1.289	40
d) Niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer	800		6. Mietzins und Versicherung	2.188	74
e) Hohe k. k. niederösterreichische Statthalterei	200				
f) Hoher niederösterreichischer Landtag	200		II. Verein.		
g) Österreichisch-Ungarische Bank	200		1. Kanzleiauslagen (inklusive Gebühren und Stempel)	313	53
h) Erste österreichische Sparkassa	100		2. Porti	455	05
3. Museumseinnahmen	16.950		3. Zeitschrift:		
4. Zinsengutschrift	785	20	a) Kilschees und Zeichnungen	K 506.87	
	21	04	b) Honorare für Mitarbeiter	" 426.50	
			c) Buchdruckerei (inklusive Drucksorten für die Kanzlei)	" 3.377.90	
II. Außerordentliche Einnahmen.					
1. Spenden:			4. Rückzahlung an den Baufonds	8.900	
a) Se. Durchlaucht Fürst Liechtenstein	K 4.500		5. Vorträge und Versammlungen	341	
b) Herr Dr. Rudolf Trebitsch	15.000		6. Steuern	169	13
c) Herr Philipp Ritter v. Schoeller	5.000				
d) Herr Anton Dreher	1.000				
e) Herr Max Ritter v. Gutmann	200				
f) Industriellenball-Komitee	100				
g) Union-Bank	100				
h) Bankhaus S. M. v. Rohschild	100				
i) K. k. Polizeipräsident	30				
k) Herr Alfred Walcher Ritter v. Mollthein	30				
2. Sonstige verschiedene Einnahmen:					
a) Verkauf von Tauschgegenständen	K 856				
b) Verkauf von Druckschriften	357.29				
c) Retundierungen	319.80				
Summe der Einnahmen	49.493	13			
Wien, am 1. Jänner 1913.					
Anton Daxler Geschäftsführer					
Graf V. Latour, Präsident.					
Julius Thüring Kassier					
Alfred Walcher Ritter v. Mollthein, Robert Eder Rechnungsrevisoren.					
Geprüft und richtig befunden:					
Summe der Ausgaben	46.301	75			
Kassarest auf neue Rechnung	3.191	38			
	49.493	13			

Protector:

Seine kaiserl. u. königl. Hoheit der durchlauchtigste Herr
Erzherzog **Franz Ferdinand.**

Die Vereinsleitung

im Jahre 1912:

Seine Exzellenz Herr **Graf Vinzenz Latour.**
Präsident. (1910.)

Hofrat Prof. Dr. V. Ritter v. Jagić **Kommerzialrat Oskar v. Hoefft**
Erster Vizepräsident. (1894.) Zweiter Vizepräsident. (1897.)

K. k. Regierungsrat Prof. Dr. **Michael Haberlandt**
Schriftführer. (1894.)

Prof. Dr. **Arthur Petak**
Schriftführer-Stellvertreter. (1899.)

Oberingenieur **Anton Dachler**
Geschäftsführer. (1903.)

Bürgerschullehrer **Julius Thirring**
Kassier. (1898.)

Ausschußräte:

a) In Wien:

Robert Eder , Oberkurator a. D., Mödling. (1905.)	Generalkonsul Hans Edler v. Medinger. (1908.)
Architekt Hartwig Fischei. (1907.)	Prof. Dr. Eugen Oberhammer. (1907.)
Direktor Gustav Funke. (1907.)	Prof. Dr. Milan Ritter v. Rešetar. (1901.)
Prof. Dr. Valentin Hintner. (1903.)	Stadtpfarrer Chorherr J. Schindler. (1894.)
Chefarzt Dr. Oskar Edler v. Hovorka. (1907.)	Hofrat Prof. Dr. Josef Strzygowski. (1911.)
K. k. Oberbaurat Julius Koch. (1906.)	Direktor Alfred Walcher Ritter v. Moltheim, k. u. k. Artillerie-Oberleutnant a. D. (1905.)
Prof. Dr. Paul Kretschmer. (1899.)	Regierungsrat Karl Romstorfer. (1894.)

b) In den Königreichen und Ländern:

Dr. med. Richard Heller , Salzburg. (1897.)	Josef Lukašek , k. u. k. Feldkurat, Zara. (1907.)
Prof. Dr. R. Meringer , Graz. (1897.)	Notar J. Palliardi , Mähr.-Budwitz. (1894.)
Prof. Dr. Mathias Murko , Graz. (1900.)	Prof. Dr. L. Niederle , Prag. (1894.)
Hofrat Dr. V. Pogatschnigg , Graz. (1899.)	Prof. Dr. A. Hauffen , Prag. (1894.)
Hofrat Dr. Fr. Ritter Wieser v. Wiesenhort , Innsbruck. (1894.)	Direktor Dr. E. Braun , Troppau. (1901.)
Prof. Dr. Otto Jauker , Laibach. (1902.)	Direktor Roman Zawiliński , Tarnow. (1894.)
Direktor J. Šubić , Laibach. (1901.)	Prof. V. Szechiewicz , Lemberg. (1901.)
Direktor F. Bulić , Spalato. (1901.)	Dr. Iwan Franko , Lemberg. (1907.)
	Hofrat A. Ritt. v. Vuković , Makarska. (1901.)

Verzeichnis der Stifter.

Adolf Freih. Bachofen v. Echt sen., Wien.	Graf Konstantin Prezdzedzki †.
Graf Karl Lanckoronski, Wien.	Johann Presl †.
Anton Dreher, Schwechat.	Paul Ritter v. Schoeller, Wien.
Nikolaus Dumba †.	Philipp Ritter v. Schoeller, Wien.
Amalie v. Hoefft, Wien.	Fürst Jos. Adolf Schwarzenberg, Wien.
Dr. S. Jenny †.	Dr. med. et phil. Rudolf Trebitsch, Wien.
Fürst Johann von und zu Liechtenstein, Wien.	K. k. priv. Creditanstalt, Wien.

Ehrenmitglieder.

Prof. Dr. Richard Andree †, München.	Fürst Johann von und zu Liechtenstein, Wien.
Hofrat Dr. Max Höfler, Tölz.	Ministerpräsident K. Graf Stürgkh, Wien.
Hofrat Dr. V. Ritter v. Jagić, Wien.	Graf Heinrich Lamberg, Steyr.

Korrespondenten.

Franz Andreß, Lehrer, Dobrzan bei Pilsen.	Leo Rzeszowski, Fachlehrer, Podgórze.
Josef Blau, Oberlehrer in Freihöls.	Wilhelm Tschinkel, Morobitz.
Dr. Ignaz Buxbaum, Wischau.	Magdalene Wankel, Prag.
Heinrich Moses, Lehrer, Neunkirchen.	Alois Menghin, Bürgerschuldirektor, Meran.
Hugo v. Preen, Gutsbesitzer, Osternberg.	Prof. Vid Vuletić-Vukasović, Ragusa.
Stephanie Baronin v. Rubido-Zichy, Abbazia.	

Verzeichnis der Mitglieder.

Die mit * Bezeichneten sind Abonnenten der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.	
*Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog Rainer, Wien, †.	Benesch Ladislaus, Edler v., k. u. k. Oberstleutnant i. R., Wien.
*Abraham Ant. Franz, Präparator und Lehrmittelhändler, Wien.	*Beneš Julius, Gymnasialdirektor, Wiener-Neustadt.
*Adler Heinrich, Redakteur, Wien.	*Berchtold Leopold, Graf, *k. u. k. Minister des Äußern, Wien.
*Adrian Karl, Fachschullehrer, Salzburg.	*Berchtold Ferdinandine, Gräfin, Wien.
*Ammann Josef, k. k. Schulrat, Meran.	Berg Wilhelm, Freih. v., Wien.
*Andree-Eysn Marie, München.	Berger Vitus, Regierungsrat, Wien.
*Andreß Franz, Lehrer, Dobrzan.	*Bezirkslehrerbibliothek Floridsdorf und Umgebung in Groß-Enzersdorf.
*Andrian-Werburg Ferdinand, Dr., Freih. v., Wien.	*Bianchi Luise, Baronin, Rubbia.
*Auersperg Karl, Fürst, Goldegg.	*Bibliothek des Stiftes Wilhering.
*Austria, Sektion des deutsch-österreichischen Alpenvereines, Wien.	*Blau Josef, Oberlehrer, Freihöls.
*Baar Jakob, Spediteur, Wien.	*Bouchal Leo, Dr., Wien.
*Bach Theodor, Oberbaurat, Prag.	*Bouchal Leonhard, Bankier, Wien.
Bachinger Augustin, Prof. d. R., Horn.	Braun Edmund, Dr., Direktor, Troppau.
*Baer Josef, Buchhändler, Frankfurt a. M.	*Bräuer Wenzel, Oberlehrer, Schluckenau.
*Bařina Franz, Abt, Brünn.	*Brausewetter Benno, Ingenieur, Wien.
*Bena Marie, Malerin, Wien.	Brem Karoline, Hainburg.
*Benediktiner-Ordensstift Melk.	*Breitfelder Franz, k. k. Statthaltereirat, Wien.
*Benediktiner-Stift St. Peter, Salzburg.	*Brenner - Felsach Joachim, Freih. v., Gainfarn.
*Benesch Anna, Wien.	Breycha Artur, Dr., k. k. Sektionschef a. D., Wien.
Benesch August, Dr., Direktor, Bodenbach.	*Brioschi Anton, Wien.
Benesch Fritz, Dr., kais. Rat, Wien.	

- *Bronner F. J., Dr. München.
 Brüll Rudolf, Dr., Wien.
 *Bünker J. R., Lehrer, Ödenburg.
 *Bugiel Wladimir, Dr., Paris.
 *Bulič Franz, Dr., Regierungsrat, Spalato.
 *Ceipek Leo, Ritt. v., Dr., Innsbruck.
 Charlemont Hugo, akad. Maler, Wien.
 *Chorinsky Rudolf, Graf, Hofrat, Laibach.
 *Chotek Marie Henriette, Gräfin, Wien.
 *Clam-Martinic Heinrich, Graf, Geh. Rat, Smečna.
 Collmann Elsa, Wien.
 Czartoryski Georg, Fürst, k. k. Geh. Rat, Wiązownica, †.
 *Czech v. Czechenherz Jaroslav, Wien.
 Czech v. Czechenherz Zdenka, geb. Baronin Villani, Wien.
 *Dachler Anton, Obeingenieur, Wien.
 *Dalberg Friedrich, Freih. v., Datschitz.
 *Degner Karl, Prof., Wien.
 *Deping A., Dr., Görz.
 *Deutscher Böhmerwaldbund, Budweis.
 *Deutscher Volksgesangverein, Wien.
 *Diehl Friedrich, k. k. Hofrat, Wien (lebenslänglich).
 *Doblhoff Josef, Freih. v., Wien.
 *Domlivil Ed., Prof., Walachisch-Meseritsch.
 Doppelreiter Johann, Pfarrer, Altenmarkt a. d. Triesting.
 Drechsel Artur, Freih. v., Dr., Hofrat, Wien.
 Ebner Laurenz, Pfarrer, Schöngrabern.
 *Eder Robert, Oberkurator a. D., Mödling.
 Ender Artur, Oberingenieur, Wien.
 *Enzenberg Artur, Graf, Dr., Innsbruck.
 *Feilberg H. F., Dr., Askov, Dänemark.
 *Fierlinger Klaudius, Freih. v., Dr., Wien.
 *Figdor Albert, Dr., Bankier, Wien.
 *Figdor Eduard, Großgrundbesitzer, Wien.
 *Fischer Karl R., Bürgerschullehrer, Gablonz a. d. Neisse.
 Fischhof Robert, Bankbeamter, Wien.
 Fischhof Moriz Johann, Oberrevident der k. k. Staatsbahnen, Wien.
 *Fischel Hartwig, Architekt u. Oberingenieur, Wien.
 *Förster-Streffleur Rud., Ritt. v., Ministerialrat, Wien.
 Franko J., Dr., Lemberg.
 Frimmel v. Traisenau Fanni, Wien.
 *Frischauf Eugen, Dr., Eggenburg.
 Frischauf Marie, Eggenburg.
 *Fritze Elise, Fabriksbesitzerin, Wien.
 *Fuchs Hans Maria, Dr., Vöslau.
 Fuchs Justine, Wien.
 *Fuchs Theodor, Hofrat, Wien.
 *Funke Gustav, Direktor, Wien.
 *Gaber Karl, Dr., k. k. Landesgerichtsrat, Wien.
 Gall Hans, Abteilungsvorstand-Stellvertreter der k. k. Staatsbahnen, Floridsdorf.
 Gasser Heinrich, Bozen.
 *Gautsch v. Frankenthurn Paul, Dr., Freih., Ministerpräsident d. R., Wien.
 Gehrigh Susanna, Hainburg a. D.
 *Geographisches Institut der k. k. Universität, Graz.
 *Geramb Viktor, Edl. v., Dr., Graz.
 *Gerisch Ed., Regierungsrat, Wien.
 *Gerlich Karl, Oberlehrer, Ober-Gerspitz.
 *Germanisches Seminar der kön. Universität, Berlin.
 *Geyling Remigius, akad. Maler, Wien.
 Glas Alfred, Dr., Wien.
 Glas Ida, Wien.
 *Glasser Franz, Prof., kais. Rat, Wien.
 Goldmann Emil, Dr. jur., Wien.
 *Goldstern Eugenie, stud., Wien.
 *Goll Jaroslav, Hofrat, Prof. Dr., Prag.
 *Gołuchowski-Gołuchowo Agenor, Graf, Geh. Rat, Prag.
 *Gomperz Theodor, Prof. Dr., Hofrat, Wien, †.
 *Grillmayer Johann, Gutsbesitzer, Linz.
 *Groß Konrad, Dr., Wien, †.
 *Großherzogliche Hofbibliothek, Darmstadt.
 Guttman Max, Prof., Wien.
 *Gymnasium, k. k. Akademisches, Wien.
 *Haas Wilhelm, Dr., Hofrat, Wien.
 Haberlandt Artur, Dr. phil., Wien.
 Haberlandt Karoline, Hainburg.
 *Haberlandt Friedrich, Oberbaurat, Graz.
 Haberlandt Katharina, Lehrerin, Wien.
 Haberlandt Lola, Wien.
 *Haberlandt Michael, Prof. Dr., k. k. Regierungsrat, Wien.
 *Halberstadt Artur, Dr., Wr.-Neustadt.
 *Haller Karl, Bürgerschuldirektor, Wien.
 *Hamburger Fritz, Neubruck.
 *Hammel Rudolf, Prof., Regierungsrat, Wien.
 *Hamza Ernst, Fachlehrer, Oberalm.
 *Hanakamp Paul, Architekt, Wr.-Neustadt.
 Handl Norbert, Dr., Wien.
 Handler Willi, Perchtoldsdorf.
 Hardegg Franz, Graf, Wien.
 Haudeck Johann, Oberlehrer, Leitmeritz.
 *Hauffen Adolf, Prof. Dr., Prag.
 *Haupt Johann, Photograph, Iglau.

- Hausotter Alexander, Nordbahnbeamter,
Pohl bei Zauchtl.
- *Heckhausen Chr., Dr., Notar, Treis (Mosel).
- *Heim Josef, Dr., k. k. Regierungsrat, Chef-
arzt der k. k. Theresianischen Akademie,
Wien.
- *Helf Moritz, Dr., Wien.
- *Heller Richard, Dr., Salzburg.
- *Hellwig Albert, Dr., Kammergerichtsrefe-
rendar, Waidmannslust b. Berlin.
- *Helmer P. Gilbert, Abt, Tepl.
- *Herttle Hermann, Regierungsrat, Wien.
- Herrmann Anton, Dr., Budapest.
- *Herzfeld Albert, Kommerzialrat, Wien.
- *Hielle Klothilde, Wien.
- *Himmel Rudolf, Inspektor der k. k. Staats-
bahnen, Wien.
- *Hintner Valentin, Prof. Dr., Wien.
- *Hitschmann Hugo, Dr., Zeitungseigentümer,
Wien.
- Hlawaczek Max, Gesellschafter der Firma
Lenoir & Forster, Wien.
- *Hoefft Oskar, Edl. v., k. u. k. Truchseß, Wien.
- *Höfler Max, Dr., Hofrat, Tölz.
- *Höhere Handelsschule (Handelsakademie
für Mädchen), Wien.
- *Hörzinger Franz, k. u. k. Major, Innsbruck.
- *Hoffmann Josef, k. k. Professor, Regierungs-
rat, Wien.
- *Hoffmann-Krayer, Prof. Dr. E., Basel.
- *Hofmann Ig., k. u. k. Militäroberlehrer i. P.,
Baden.
- *Hornbostel Erich, Ritt. v., Dr., Berlin.
- *Horowitz Eduard, Ritt. v., Geh. Rat, k. u. k.
Sektionschef, Wien.
- Hoyos Stanislaus, Graf, k. u. k. Kämmerer,
Wien.
- *Hovorka Oskar, Edl. v., Dr., Chefarzt, Wien
- Huber Marie, Fusch.
- Huemer Johann, Dr., Hofrat, Wien.
- *Hunyady de Kethely Ida, Gräfin, Hofdame,
Wien.
- *Hupka Stanislaus, Dr., Krakau.
- *Jagić Vatroslav, Ritt. v., Dr., Hofrat, Wien.
- Jank Marie, Lehrerin, Wien.
- *Jauker Otto, Prof. Dr., Laibach.
- Jauker Karl, k. k. Regierungsrat, Graz.
- *Jireček Josef Konst., Hofrat, Prof. Dr., Wien.
- *Jungwirth Josef, Prof., akad. Maler, Wien.
- *Kärntner Verein, Klagenfurt.
- Kaindl Raimund Friedr., Dr., Czernowitz.
- *Kałużniacki Emil, Prof. Dr., Czernowitz.
- *Keitler Irma, Wien.
- *Keßler Engelbert, Schriftsteller, Wien.
- *Kiss-Schlesinger Siegmund Egon, Wien.
- Kittner Marie, Obervorsteherin des Offiziers-
weiseninstituts i. P., Baden.
- *Klarwill Georg, Ritt. v., Wien.
- *Kling Oskar, Dr., Frankfurt a. M.
- Klvaňa Josef, Gymnasialdirektor, Gaya.
- *Koch Julius, k. k. Oberbaurat, Wien.
- *Königliche Bibliothek, Berlin.
- *Königliches Benediktiner-Stift Emaus, Prag.
- *Kralik v. Mayrswalden Mathilde, Wien.
- *Kralik v. Mayrswalden Richard, Ritt., Dr.,
Wien.
- *Kramař Karl, Dr., Reichsratsabg., Liebstadl.
- *Krek Bogumil, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat,
Wien.
- *Kretschmer Paul, Prof. Dr., Wien.
- Kreuzinger Hans, Mitglied des Hofopern-
orchesters, Wien.
- *Krizik Franz, Herrenhausmitglied, Karo-
linalental.
- *Kroboth Benjamin, Oberlehrer, Ober-
themenau, †.
- *Krögler Johann, Prof. Dr., Salzburg.
- Kropf Emil, Oberrevident, Wien.
- Kuenburg-Stollberg Berta, Frau Gräfin, Aigen.
- *Kuffner Moritz, Edl. v., Wien.
- *Kuhlmann Georg, Schloß Urstein bei
Hallein.
- *Kuhn Konrad, Dr., Wien.
- *Kulka Richard, Dr., Wien.
- *Küttler Edmund, Dr., Brünn.
- *Kuziela Zeno, Dr., Czernowitz.
- *Kyrle Georg, Dr., Wien.
- *Landes-Real- und Ober-Gymnasialschule,
Stockerau.
- Langer Eduard, Dr., Braunau, Böhmen.
- Langer Ludwig, Bürgerschullehrer, Wien,
- Larisch Emilie, Edle v., Wien.
- Larisch Rudolf, Edler v., Regierungsrat, Prof.,
Wien.
- *Lasne Otto, Architekt, München.
- *Latour-Baillet, Vinzenz, Graf, Wien.
- *Latre Roma de, k. u. k. Oberstengattin,
Wien.
- Lebeda Sophie, geb. Edle v. Stark, Prag.
- *Leeb Willibald P., Prof. der Theologie,
Grünau, Post Hofstätten.
- Lehrkörper der Knabenbürgerschule, Wien.
- *Lehrkörper der Mädchen-Volks- und Bürger-
schule, Wien.
- *Lehrkörper des k. k. Staatsgymnasiums,
Wien.
- *Lehrerinnenbildungsanstalt, Wien.

- *Lehrkörper der Volksschule für Knaben und Mädchen, Wien.
- Leisching Eduard, Dr., Hofrat, Wien.
- Leisching Julius, Architekt, Direktor des mährischen Gewerbemuseums, Brünn.
- *Lewetus A. S., Schriftstellerin, Wien.
- Lhotzky Alfons Josef, Chorherr, Klosterneuburg.
- Lilek Emilian, Prof. am serbo-kroat. Obergymnasium, Cilli.
- *List Kamillo, Dr., k. u. k. Kustos, Wien.
- Loewenthal Dagobert, Dr., Fabriksbesitzer, Iglau.
- *Löwy J., k. u. k. Hofphotograph, Wien.
- Lorang Emilie v., Wien.
- *Lorang Ludwig v., k. k. Rechnungsrat, Wien.
- Lorenz v. Liburnau Ludwig, Ritt., Prof. Dr., k. u. k. Direktor, Wien.
- *Lukašek Josef, k. u. k. Feldkurat, Zara.
- *Luschan Felix v., Prof., Direktor am Museum für Völkerkunde, Berlin.
- *Luxburg Friedrich, Graf von, königl. bayr. Legationsrat, Rom.
- *Mährisches Gewerbemuseum, Brünn.
- Malovich Eduard, Fabriksbesitzer, Wien.
- Malovich Eleonore, Wien.
- *Mandelbaum Albert, Privatier, Wien.
- *Marat Franz, Generalgroßmeister, Prag.
- *Maresch Rudolf, Dr., Hofrat, Wien.
- Matiegka Heinrich, Prof. Dr., Prag.
- *Mattula Ludwig, Lehrer, Unter-Retzbach.
- *Mattuš Karl, Dr., Oberdirektor der Landesbank des Königreiches Böhmen, Prag.
- Matyas Karl, Edl. v., Dr., k. k. Bezirksoberkommissär, Bochnia.
- *Mautner Jenny, Wien.
- *Mautner Konrad, Wien.
- *Mautner Stephan, Wien.
- *Mayer Karl, Dr., Universitätsprofessor, Innsbruck.
- *Mayrhofer Johann, Tischlermeister, Haslach.
- *Medinger Hans, Edl. v., Brauhausbesitzer, k. dän. Generalkonsul, Wien.
- *Meier John, Prof. Dr., Freiburg im Breisgau.
- *Menghin Alois, Direktor, Meran.
- *Mensi Franz, Freih. v., Graz.
- *Meran Johann, Graf v., Dr., Stainz bei Graz.
- *Merhar Ivan, Prof. Dr., Triest.
- *Meringer Rudolf, Prof. Dr., Graz.
- *Mettal Otto, Herrenhausmitglied, Zdechowitz.
- *Meyersberg Hermann, Wien.
- *Minor Jakob, Hofrat, Dr., Wien, †.
- Mitteregger Emma, Zentralkonzeptschreiberin, Klagenfurt.
- *Mogk E., Prof. Dr., Leipzig.
- *Mosser Koloman, k. k. Professor, Wien.
- *Moses Heinrich, Lehrer, Neunkirchen.
- *Much Rudolf, Dr., Universitätsprofessor, Wien.
- *Müller Karl, Prof., Architekt, Wien.
- *Müller Leopold Karl, stud. techn., Wien.
- Müller Wilhelm, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler, Wien.
- Murko Matthias, Prof. Dr., Graz.
- *Musées Royaux des arts decoratifs et industriels, Brüssel.
- *Museum „Carolino-Augusteam“, Salzburg.
- *Museum für Völkerkunde, Hamburg.
- *„Die Naturfreunde“, Touristenverein, Wien.
- Nettwall Heiner, fürstl. Oberverwalter, Mähr.-Trübau.
- Neuber Wilhelm, kais. Rat. k. k. Kommerzialrat etc., Wien.
- Neumann Adolf, kais. Rat, Wien.
- *Neuman Alexander, Handelsgesellschafter, Wien.
- *Neumann Wilhelm Anton, Hofrat, f. e. geistl. Rat, Universitätsprofessor, Mödling.
- Niederle Lubor, Prof. Dr., k. k. Konservator, Žižkow.
- *Oberhammer Eugen, Prof. Dr., Wien.
- *Orlik Emil, Ritt. v., Prof. a. D., Kunstgewerbeschule, Berlin.
- *Ogradi Franz, inf. Abt, f. e. Konsistorialrat, Cilli.
- Palliardi Jaroslav, Notar, Mähr.-Budwitz.
- *Panschab Justin, Abt, Lilienfeld.
- *Pauli Hugo, Buchhändler, Wien.
- *Petak Artur, Dr., Gymnasialdirektor, Nikolsburg.
- *Pfanhauser Wilh., Fabrikant, Wien.
- Pichler Gabriel, Wien.
- *Pick Alfred, k. k. Landesgerichtsrat, Wien.
- *Pick Rudolf, Maler, Wien.
- *Pininski Leo, Graf, Geh. Rat, Lemberg.
- *Pogatscher Heinrich, Dr., Rom.
- *Pogatschnigg Valentin, Dr., k. k. Hofrat, Graz.
- *Polek Johann, Dr., k. k. Hofrat, Czernowitz.
- *Polivka Georg, Prof. Dr., Prag.
- *Polzer Artur, Ritt. v., k. k. Hofrat, Wien.
- Pommer Josef, Regierungsrat, Prof. Dr., Wien.
- *Powolny Michael, Prof., Bildhauer, Wien.
- *Pražak Wladimir, Freih. v., Hofrat, Wien.
- *Preen Hugo v., akad. Maler, Osternberg.
- *Preindlsberger - Mrazović Milena, Schriftstellerin, Sarajewo.

- *Přikril Franz, Dr. phil., Pfarrer, Thein bei Leipnik, Mähren.
- *Printz Hans, k. u. k. Hauptmann d. R. und akad. Maler, Wien.
- *Probst Karl, akadem. Maler, Wien.
- Purschke Karl, Dr., k. k. Landwehroberintendant, Leitmeritz.
- Rabel Henriette, Hauptmannswitwe, Wien.
- Rack Heinrich, kais. Rat, Seitenstetten.
- Reich Edl. v. Rohrwig Otto, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
- Reisch Emil, Prof., Dr., Wien.
- Reiterer Karl, Oberlehrer, Wettmannstätten.
- Rešetar Milan, Ritt. v., Universitätsprofessor, Wien.
- *Reuschl Karl, Dr., Dresden.
- *Richter Ferdinand, k. u. k. Oberst, Wien.
- *Rigler Franz, Edl. v., Dr., Graz.
- Robitschek Johann, Prof., Wien.
- *Rodler Günter, Dr., Wien.
- *Rößler Stephan, kais. Rat, Abt des Zisterzienser-Ordensstiftes, Zwettl.
- *Romstorfer Karl A., k. k. Regierungsrat und Konservator, Wien.
- Rothberger Moritz, k. k. Kommerzialrat, Wien.
- *Rubido-Zichy Steph., Baronin, Abbazia.
- *Rzeszowski Leo, Bürgerschullehrer, Podgorce.
- Sachs Edl. v. Sachsenhall Leopold, kais. Rat, Wien.
- *Salzer Josef, Wien.
- *Sarg Karl, Fabriksbesitzer, Liesing bei Wien.
- *Schachinger Norbert, kais. Rat, Konsistorialrat, Abt etc., Schlägl, Post Aigen.
- Schallud Franz, Dekorationsmaler des Deutschen Volkstheaters, Wien.
- Schedle Anton, k. k. Baurat, Linz.
- *Scherer Rudolf, Wien.
- Schick Georg, Dr., Wien.
- Schima Karl, Dr., Ministerialrat, Wien.
- *Schindler Franz, Wien.
- *Schindler Jakob August, Stadtpfarrer, Klosterneuburg.
- Schlumberger Edl. v. Goldegg Gustav, Wien.
- *Schmidl Marianne, stud., Wien.
- *Schmidt Georg, Prof., Mies.
- Schmidt Karl, Buchbinder, Wien.
- *Schneeweis Edmund, Dr., Zwittau.
- Schönach Julius, Dr., Präfekt der k. k. thesianischen Akademie, Wien.
- Schranzhofer Leopold, Professor an der thesianischen Akademie, Wien.
- *Schürer v. Waldheim Lina, Wien.
- Schulz v. Straszniczki Luise, Wien.
- *Schwäger v. Hohenbruck Oskar, Baron, Innsbruck.
- *Schwegel Josef, Freih. v., k. k. Geheimer Rat, Wien.
- Schwetter Bertha, Wien.
- *Sektion Mark Brandenburg, Berlin.
- *Seidl Leopoldine, Wien.
- *Seifert Franz, akad. Bildhauer, Wien.
- *Seim Anna, Wien.
- Siebenrock Friedrich, k. u. k. Kustos, Wien.
- *Sieger Robert, Prof. Dr., Graz.
- *Silva-Tarouca Ernst, Graf, Geh. Rat, Prag.
- *Šlebinger J., Prof. Dr., Laibach.
- *Sperber Hans, Dr., Upsala.
- *Springer Hugo, Dr., Abt des Benediktiner-Ordensstiftes Seitenstetten.
- *Staatsgewerbeschule, k. k., Salzburg.
- *Staatsgewerbeschule, k. k., Wien.
- *Staatsgewerbeschule, k. k., Czernowitz.
- *Staatsgymnasium, k. k., Bielitz.
- *Staatsgymnasium, k. k., Iglau.
- *Staatsgymnasium, k. k. II., Czernowitz.
- *Stadt-Museum Znaim.
- *Städtisches Pädagogium, Wien.
- *Steiermärkisches kulturhistorisches und Kunstgewerbe-Museum, Graz.
- *Steindachner Franz, Dr., k. u. k. Hofrat, Wien.
- *Stele Josef, Stein in Krain.
- Stenzl Franz, kais. Rat, Oberpräfekt der k. k. thesianischen Akademie, Wien.
- *Stift Hohenfurt.
- *Stift Reichersberg am Inn.
- *Stolz Friedrich, Professor, Innsbruck.
- *Strakosch Ignaz, Glaser, Wien.
- *Strele-Bärwangen Richard, Ritt. v., Regierungsrat, Vorstand der öffentlichen Studienbibliothek, Salzburg.
- *Studienbibliothek, Olmütz.
- *Studienbibliothek, Salzburg.
- *Stürgkh Karl, Graf, k. k. Geh. Rat und Ministerpräsident, Wien.
- *Sturm Josef, Regierungsrat, Professor, Wien.
- *Subič Johann, Direktor, Laibach.
- *Suppan Michael, Wien.
- *Sydow C. W., v., Dr., Lund, Schweden.
- *Sztranyak Josef, Photozinkograph, Wien.
- Szombathy Josef, k. u. k. Regierungsrat, Wien.
- *Szuchiewicz Wladimir, Professor, Lemberg.
- Teschner Richard, akad. Maler, Wien.
- *Thirring Julius, Bürgerschullehrer, Wien.
- Thirring Marietta, Wien.

- *Tobner Paul P., Stifstkämmerer, Lilienfeld.
 Toldt A., Dr., Augenarzt, Salzburg.
 Toldt Karl jun., Dr., Wien.
 *Toldt Karl, Dr., Hofrat, Wien.
 *Tollich Adolf, Oberförster, Fulnek.
 Tomaschek Edl. v. Stratowa Robert Bellarmin, Dr., k. k. Regierungsrat, Wien.
 *Tomiuk Vasili v., Erzpriester, Radautz, Bukowina.
 *Treich Leopold, Beamter der Österreichischen Sparkassa, Wien.
 Trojanis Natalis, Dr., Erzpriester, Curzola.
 *Tschinkel Wilhelm, Oberlehrer, Morobitz, Post Rieg, Krain.
 *Tschurtschenthaler Paul, k. k. Richter, Bruneck.
 *Tzigara-Samurcas Al., Professor, Bukarest.
 *Udziała Severin, k. k. Bezirksschulinspektor, Podgorze, Galizien.
 Ulrich Max, Direktor, Wien.
 *Universitätsbibliothek, Czernowitz.
 *Universitätsbibliothek, Graz.
 *Universitätsbibliothek, Innsbruck.
 Urban Eduard, kais. Rat, Bankier, Brünn.
 *Verein der niederösterreichischen Landesfreunde, Ortsgruppe Kaltenleutgeben.
 *Verein für bayrische Volkskunde, Würzburg.
 *Verein für sächsische Volkskunde, Leipzig.
 *Vidossich Josef, Dr., Capodistria.
 *Volkov Theodor, Prof. Dr., St. Petersburg.
 *Volkslieder - Ausschluß für Mähren und Schlesien, Brünn.
 Vonwiller Heinrich, Inhaber der Ersten Wiener Walzmühle, Wien.
 *Vukovič v. Vucydol Anton, Ritt. v., Hofrat, Makarska.
 *Wachs Edmund, Spediteur, Wien.
 Wachs Karoline, Wien.
 Wachtl Fritz A., Professor, Wien.
 Wähner Franz, Prof. Dr., Prag.
 *Wärndorfer August, Baden-Weikersdorf.
 *Wärndorfer Friedrich, Wien.
 *Walcher v. Molthein Alfred, Direktor, Wien.
 *Waldmann Mathilde, Altenmarkt a. d. Triesting.
 Wartenegg Wilhelm v., k. u. k. Regierungsrat, Wien.
 Weber Anton, Baurat, Wien.
 Weil v. Weilen Alexander, Dr., Universitätsprofessor, Wien.
 *Weiß-Olak Valerie v., Wien.
- *Welzel Hans, Regierungsrat, Syndikus, München.
 *Weslowski Elias, k. k. Fachschuldirektor, Kimpolung.
 *Widmann Johann, Prof. Dr., Salzburg.
 *Wieser Ritt. v. Wiesenhort Franz, Prof. Dr., Hofrat, Innsbruck.
 *Wigand Moritz, Privatier, Preßburg.
 *Wilczek Hans, Graf, k. k. Geh. Rat, Wien.
 *Wilhelm Franz, k. k. Gewerbeschuldirektor, Pilsen.
 *Wimpffen Franz, Freih. v., k. k. Geh. Rat, Salzburg.
 *Wissenschaftlicher Klub, Wien.
 *Wolf L. v., Professor, Ostende.
 *Wolf Sandor, Wien.
 *Wolfram Alfred, Wien.
 Wretschko Alfred, Ritt. v., Professor, Innsbruck.
 *Zawiliński Roman, Direktor, Tarnów.
 *Zeller Ludwig, Präsident der Handels- und Gewerbekammer, Salzburg.
 *Zillner Anna, Salzburg, †.
 Zimmermann Franz, Archivar, St. Pölten.
 *Zingerle Oswald v., Prof. Dr., Czernowitz.
 *Ziskal Johann, Wien.
 *Zovetti Ugo, Kunstmaler, Wien.
 Zsigmondy Karl, Prof. Dr., Wien.
 *Zsigmondy Otto, Dr., Wien.

Ackerbauschulen.

- Direktion der höheren landwirtschaftl. Landeslehranstalt, Dublany.
 Direktion der Ackerbauschule, Eger.
 Direktion der höheren Gartenbauschule, Eisgrub.
 Direktion der Landesacker-, Obst- und Weinbauschule, Feldsberg.
 Direktion der Ackerbauschule, Klagenfurt.
 Direktion der landwirtschaftl. Lehranstalt, Oberalm bei Hallein.
 Direktion der k. k. önologischen und pomologischen Lehranstalt, Klosterneuburg.
 Direktion der Landesackerbauschule, Kotzobendz.
 Direktion der Ackerbauschule, Kremsier.
 Direktion der Acker-, Obst- und Weinbauschule, Leitmeritz.
 Direktion der höheren Forstlehranstalt, Mähr.-Weißkirchen.
 Direktion der landwirtschaftl. Lehranstalt „Francisco Josephinum“, Mödling.

Direktion der landwirtschaftl. Landesmittelschule, Ober-Hermsdorf.	Direktion der landwirtschaftl. Landeslehranstalt, Rotholz bei Straß, Tirol.
Direktion der Ackerbauschule, Pisek.	Direktion der Landes-Wein-, Obst- und Ackerbauschule, Stauden bei Rudolfswert.
Direktion der landwirtschaftl. Landesmittelschule, Prerau.	Direktion der höheren landwirtschaftlichen Landeslehranstalt, Tetschen-Liebwerd.
Direktion der Landesacker- und Obstbauschule, Ritzlhof.	Direktion der Acker- u. Weinbauschule, Znaim.

Dazu 102 Exemplare an den k. k. Schulbücher-Verlag in Wien, für die Bibliotheken verschiedener Gymnasien und Lehrerbildungsanstalten in Österreich.

Tauschverkehr und Widmungsexemplare.

- Akademie der Wissenschaften, anthropologische Kommission, Krakau.
Altertumsverein für Södermanland, Direktor der k. Universitätsbibliothek Axel Andersson, Uppsala.
Anthropologische Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7.
Anzeiger der ethnogr. Abteilung des Ung. Nationalmuseums, Budapest.
Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Berlin W., Kaiserin Augustenstraße 73.
Badische Heimat (Herrn Prof. Dr. F. Pfaff) in Freiburg in Breisgau.
Blondel Georges, Professor am Collège Libre des sciences Sociales, Paris, rue de Belechasses 31.
Bibliothek der k. k. Technischen Hochschule, Wien, IV. Technikerstraße.
Bosnisch-herzegowinisches Institut für Balkanforschung in Sarajewo.
Bund der Deutschen Nordmährens, Olmütz.
Deutscher Volkslied-Verein, Wien.
Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen (Dr. E. Langer), Braunau i. B.
Deutsch-österreichischer Alpen-Verein (Herrn Heinrich Heß), Wien.
Direktion der Lehrerbildungsanstalt, Görz.
Direktion der städtischen Bibliothek, Wien, I. Rathausplatz.
Finnisch-ugrische Gesellschaft in Helsingfors.
Fortbildungsverein in Berndorf.
Franz Josef-Museum für Kunst und Gewerbe, Troppau.
Geographisches Seminar der k. k. Universität, Wien.
Germanisches Museum, Nürnberg.
Gesellschaft der Freunde der böhm. Altertümer, Prag.
Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich (Prof. Dr. G. Loesche), Wien.
Gesellschaft für Landeskunde, Salzburg.
Gesellschaft für siebenbürgische Landeskunde, Direktor Emil Sigerus, Hermannstadt.
Gewerbeschulkommission, Wien, I. Wipplingerstraße 8.
Großherzoglich badische Universitätsbibliothek, Heidelberg.
Handels- und Gewerbekammer, Wien, I. Stubenring 8/10.
Hessische Vereinigung für Volkskunde, Gießen.
Hofbibliothek, k. u. k., Wien.
Holzinger Fr., Lehrer in Taufkirchen.
Institut für Kultur- und Universalgeschichte, Leipzig, Schillerstraße 7.
Krauletz-Gesellschaft in Eggenburg.
Konservator A. Hausotter, Pohl bei Zauchtl.
Lamperto Loria, Prof. (Società d'ethnografia Italiana), Rom.
Mährische Museumsgesellschaft in Brünn.
Ministerium des Innern.
Ministerium für Kultus und Unterricht.
Musealverein für Krain in Laibach.
Museum Ferdinandeum, Innsbruck.

- Museum für deutsche Volkskunde, Berlin, Klosterstraße 36.
 Museum „Francisco Carolinum“, Linz.
 Museums-gesellschaft des Königreiches Böhmen, Prag.
 Museums-gesellschaft in Bergen (Pommern).
 Museums-gesellschaft (Prof. E. Domluyil), Wal.-Meseritsch.
 Museumsverein in Schärding.
 Museumsverein in Waidhofen a. d. Ybbs.
 Revista Lusitana, Lissabon.
 Niederösterreichische Landesbibliothek, Wien, I. Herrngasse 13.
 Nordiska Museet, Stockholm 14.
 Oberhessischer Geschichtsverein, Gießen.
 Ons Volksleben (J. Cornets), St. Antonius bei Wünegkem, Provinz Antwerpen.
 Polska Sztuka Stosowana, Krakau, Wolska 14.
 Redaktion „Pro Cultura“, Trient.
 Redaktion des „Český Lid“ (Dr. Č. Zibrť), Prag, Na Sloup 12.
 Redaktion des Internationalen Archivs für Ethnographie, Leyden.
 Redaktion des Schweizer Archivs für Volkskunde (Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer), Basel,
 Hirzbodenweg.
 Redaktion of S. Landsmälen, Upsala.
 Redaktion der Zeitschrift für Egerländer Volkskunde (A. John), Eger.
 Seiner Majestät Oberstkämmereramt, Wien.
 Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften (Volodymyr Hnatyuk), Lemberg.
 Slowenischer Geschichtsverein, Marburg.
 Societé des Bollandistes, Bruxelles, 14 rue des Ursulines, Belgien.
 Städtisches Museum, Steyr.
 Südslawische Akademie der Wissenschaften in Agram.
 Tschechoslawisches ethnographisches Museum, Prag.
 Tvrdý Josef, Prof., Wischau.
 Universitätsbibliothek, k. k., Wien.
 University of Illinois, Nordamerika.
 Verein „Brage“ (Otto Anderson), Helsingfors, Finnland.
 Verein Deutsche Heimat, Wien.
 Verein für Landeskunde von Niederösterreich, Wien, I. Herrngasse 13.
 Verein für Heimatkunde des Bezirkes Reichenberg.
 Verein für ostniederländische Volkskunde (Dr. J. Bergsma), Groningen, Holland.
 Verein für Volkskunst und Volkskunde, München, Grufstraße 1.
 Vorstand der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin SW.,
 Königgrätzerstraße 120.
 Vorstand der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Breslau, XIII. Körnerstraße 40.
 Vorstand des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Prag.
 Vorstand des Vereines für Volkskunde, Berlin W. 62, Bayreutherstraße 43.
 Vorstand des Vereines für Volkskunde, Lemberg.
 Württembergische Vereinigung für Volkskunde (Prof. K. Bohnenberger), Tübingen.
 Zeitschrift „Adria“ (Josef Stradner), Triest, Via della Borsa.
 Zeitschrift „Deutsche Erde“ (Justus Perthes) in Gotha.
 Zeitschrift für deutsche Mundarten (Prof. O. Heilig), Rastatt, Baden.
 Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Österreichisch-Schlesien, Troppau.
 Zeitschrift für Heimatforschung „Deutsche Gaue“ (Kurat Chr. Frank), Kaufbeuren.
 Zeitschrift des Vereines für rheinische und westfälische Volkskunde (K. Wehrhan), Frank-
 furt a. M.-Bockenheim.
 Zweigverein Drosendorf und Umgebung des Allgemeinen niederösterreichischen Volks-
 bildungsvereines, Drosendorf.

Mitteilungen aus dem Verein.

1. Subventionen und Spenden.

Das hohe k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht hat die pro 1913 bewilligte Subvention im Betrage von K 6000 überwiesen. Herrn med. und phil. Dr. Rudolf Trebitsch verdanken wir die Widmung des Betrages von K 400 zur Deckung der Illustrationskosten für das VIII. Supplementheft, welches die Publikation der von Herrn Dr. R. Trebitsch gespendeten bretonischen Sammlung gebracht hat. Für beide Zuwendungen wird der verbindlichste Dank abgestattet.

2. Jahresversammlung.

Am 15. Februar d. J. fand im Vortragssaal des Wissenschaftlichen Klubs unter zahlreicher Beteiligung der Mitglieder und unter Vorsitz der beiden Herren Vizepräsidenten Hofrat Prof. Dr. V. Ritter v. Jagić und k. k. Truchseß Oskar Edlen v. Hoefft die statutenmäßige Jahresversammlung statt. Die Jahresberichte des Präsidiums sowie der Museumsdirektion wurden mit lebhaftem Beifall zur Kenntnis genommen, dem Kassier für den geprüften Kassabericht pro 1912 die Entlastung erteilt. Die Wiederwahl des bisherigen Präsidiums sowie des Schriftführers, des Geschäftsführers und der ausscheidenden Ausschüßräte erfolgte unter lebhaften Ovationen einhellig durch Zuruf. Zu Ehrenmitgliedern wurden gewählt: Ihre Exzellenz Frau Gräfin Leopold Berchtold und Herrenhausmitglied Philipp Ritter v. Schoeller. Als korrespondierende Mitglieder bestätigte die Jahresversammlung die Herren Karl Adrian in Salzburg, Oberkustos Lehrer J. R. Bünker in Ödenburg, Notar Dr. Eugen Frischauf in Eggenburg, Prof. Wladimir Hnatiuk in Lemberg, Regierungsrat Ludwig v. Hörmann in Innsbruck, Dr. Richard Ritter v. Kralik in Wien, Regierungsrat Prof. Dr. Josef Pommer in Wien, Direktor Julius Leisching in Brünn, Prof. Josef Tvrđý in Wischau. Zum Schluß der Versammlung hielt Herr Kustos Dr. Artur Haberlandt einen Vortrag über albanische Volkskunst (unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder), der mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde.

3. IX. Ergänzungsheft.

Das IX. Ergänzungsheft zum 19. Band der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ wird die nachfolgende Abhandlung enthalten: Die rezenten Pfahlbausiedlungen von Donja Dolnina von Vejsil Gurčić, zirka sechs Druckbogen mit rund 90 Abbildungen auf 14 Tafeln und im Text. Ladenpreis K 8. Für die Mitglieder des Vereines für österreichische Volkskunde und die mit demselben in Tauschverkehr stehenden Gesellschaften K 5. Das Heft erscheint im April dieses Jahres. Bestellungen zum ermäßigten Preis nimmt ausschließlich die Vereinskanzlei, I/4. Wipplingerstraße 34, entgegen.

4. Mitgliederbewegung.

Seit dem letzten Ausweise sind verstorben die Mitglieder: Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog Rainer, Josef Ammann, k. k. Schulrat, Meran. Neu eingetreten sind: Dr. Hans Halm, Langenzersdorf; Dr. Rudolf Jung, akademischer Maler, Wien; Landesoberrealschule Zwittau; Richard Seyfert, Wien; Prof. Dr. Karl v. Spieß, Wien.

Mitteilungen aus dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

1. Personalien.

Der Ausschüß hat in seiner Sitzung am 25. Jänner d. J. auf Vorschlag des Präsidenten Seiner Exzellenz des Herrn Grafen V. Latour den bisherigen Assistenten Dr. Artur Haberlandt in Anerkennung seiner ausgezeichneten Verwendung zum Kustos des k. k. Museums für österreichische Volkskunde ernannt.

2. Herausgabe der Museumszeitschrift „Werke der Volkskunst“.

Der große und allgemein anerkannte Erfolg der im Jahre 1911 erschienenen umfassenden Museumspublikation: „Österreichische Volkskunst“ von Professor Dr. M. Haberlandt hat die Museumsdirektion veranlaßt, die hier begonnene wissenschaftliche Arbeit fortzusetzen und für die Darstellung und Erforschung der Volkskunst, besonders in Österreich, ein dauerndes Organ zu schaffen. Im Verlag der Hofkunstanstalt J. Löwy erscheint nunmehr als Vierteljahrsschrift eine Zeitschrift großen Stils unter dem Titel „Werke der Volkskunst“. Eine größere Zahl namhafter Mitarbeiter — Dr. E. Braun, Direktor des Kaiser Franz Josefs-Museums in Troppau, Prof. Josef Donat, Regierungsrat Dr. M. Dreger, Dr. Artur Haberlandt, Prof. Franz Kulstrunk in Salzburg, Direktor Julius Leisching in Brünn, Dr. K. v. Radinger in Innsbruck, Hofrat Professor Dr. J. Strzygowski, Prof. J. Tvrdý in Wischau, Direktor Dr. H. Ubell in Linz, Direktor Alfred Ritter v. Walcher u. s. w. sind gewillt, sich im Verein mit dem Herausgeber Prof. Dr. M. Haberlandt in den Dienst der Sache zu stellen, wodurch auch die gebotene Mannigfaltigkeit der Darbietungen gewährleistet erscheint.

Die Zeitschrift „Werke der Volkskunst“ soll in mustergiltigen Abbildungen (40 Lichtdrucktafeln pro Jahrgang, davon 6 bis 8 in Farben) fortgesetzt neuen Volkskunststoff aus allen Gebieten, zusammen mit dessen wissenschaftlicher Behandlung im Textteil bringen. Es werden in anregender Abwechslung alle Volkskunstzweige (Holzarbeiten, Keramik, Textilien, Schmiedewerke, Volksschmuck, künstlerische Volkstrachten, Zierformen des Bauernhauses) zur Darstellung gelangen; Monographien einzelner namhafter Volkskünstler wie berühmter Ortsgewerbe sind vorgesehen. Die volkskünstlerischen Neuerwerbungen der österreichischen Museen, vor allem des k. k. Museums für österreichische Volkskunde, sodann der Landes- und Ortsmuseen sowie auch der Privatsammlungen, welche besonderes Interesse beanspruchen, werden fortgesetzt zur Kenntnis unseres Publikums gebracht werden; an mannigfaltigen Notizen über wissenschaftliche Einzelheiten aus diesem unerschöpflichen Gebiet wird es nicht fehlen.

Das I. Heft dieser Zeitschrift ist soeben erschienen. Es enthält neben dem Programmaufsatz des Herausgebers eine Arbeit über die Werke des Schnitzers Johann Georg Kieninger von Prof. Dr. M. Haberlandt (mit 5 Tafeln und 8 Textabbildungen); eine Abhandlung von Hofrat Prof. Dr. Josef Strzygowski: „Ein Werk der Volkskunst im Lichte der Kunstforschung“ (mit 1 Lichtdrucktafel und 5 Textabbildungen), die eine hochinteressante armenische Stickerei des 17. Jahrhunderts aus der Bukowina inhaltlich bis auf persische Vorbilder verfolgt, weiters die Publikation von Wahrsagekerten der Seebensteiner Ritterschaft durch Alfred Ritter v. Walcher (mit Farbentafel) sowie mehrere kleine Aufsätze über Neuerwerbungen des k. k. Museums für österreichische Volkskunde von Dr. Artur Haberlandt und dem Herausgeber.

Es darf mit großer Befriedigung hervorgehoben werden, daß mit Programm und Durchführung dieser Zeitschrift Österreich aufs neue führend in der europäischen Volkskunstbewegung voranschreitet. Möge die wissenschaftliche und künstlerische Unterstützung der Kreise, für welche die neue Zeitschrift in erster Linie bestimmt ist, nicht ausbleiben und mögen die begüterten Kunstfreunde der Residenz wie ganz Österreichs die Unterstützung dieses Unternehmens als eine Ehrensache betrachten. Der beiliegende Prospekt, welcher der Aufmerksamkeit unserer Mitglieder wärmstens empfohlen sei, orientiert über die Bezugsbedingungen und das Programm der Zeitschrift.

3. Vermehrung der Sammlungen.

Ethnographische Hauptsammlung.

Der bisherige Zuwachs durch Ankäufe, Tausch und Geschenke betrug 472 Nummern aus den verschiedensten Teilen Österreichs, sodann der Schweiz und dem Balkangebiete; als Geschenke langten ein:

1. 1 Paar Opanken aus dem Gebiet von Milówka, Ostschlesien. Von Herrn Verwalter R. Schwab in Jablunkau.

2. 2 Votivfiguren aus Silber, Niederösterreich. Geschenk des Herrn *Konrad Mautner*.
3. Holzstück mit eingewachsenen Mauerhaken von volksmedizinischer Bedeutung, Oberösterreich. Von Herrn *J. Grillmayer* in Linz.
4. Beinlöffel mit Gravierung, Sterzing. Von Herrn Architekten *Müller*.

Photographien- und Bildersammlung.

Der Zuwachs an Photographien betrug 57 Nummern, derjenige an Abbildungen 45 Nummern, darunter Geschenke von *Dr. O. Menghin*, Direktor *Gustav Funke*, des königl. *Museums für deutsche Volkskunde* in Berlin und des Herrn Direktors *Alfred Walcher Ritter v. Moltheim*.

Bibliothek.

Zuwachs außer den Fachzeitschriften 20 Nummern, darunter Geschenke von Oberingenieur *Anton Dachler*, *Prof. Dr. M. Haberlandt*, *Dr. A. Martin*, *Dr. O. Menghin*, *Dr. Franz Baron Nopcsa*.

Sämtlichen Spendern wird der beste Dank für ihre sehr willkommenen Gaben ausgesprochen.

4. Museumsarbeiten.

Der vorstehend ausgewiesene Einlauf wurde nach erfolgter Konservierung und Inventarisierung zum geringen Teil durch Auswechslung mit anderen Objekten der Ausstellung zur Aufstellung gebracht, zum größten Teil jedoch weggepackt.

Für eine neue Auflage des Führers, welcher die umfassenden Umänderungen seit 1908 berücksichtigt, wurde der Text ausgearbeitet. Derselbe wird im Frühjahr 1913 zur Ausgabe gelangen.

Die Sammlungen des Museums wurden benützt und besichtigt von Oberbergat *Karl Kronfuß*, *Dr. O. Menghin*, Oberlehrer *J. Blau*, Architekt *A. Dittrich*, *Prof. Josef Tordj*, *Baron Franz Nopcsa*, *Rudolf Kaftan*, Kustos *Alfons Haupoller*, *Dr. Ferdinand Winkler*.

Kustos *Dr. Artur Haberlandt* besichtigte die volks- und völkerkundlichen Museen in Berlin, Leipzig, Eger, Prag und Brünn.

5. Besuch des Museums.

Korporative Besichtigungen erfolgten durch folgende Schulen:

1. Wiener Handelsakademie in wiederholten Partien.
2. K. k. Gymnasium, V. Rainergasse 33.
3. Mädchenbürgerschule, IX. Glasergasse 8.
4. Fortbildungsschule der Kleidermacher, IV. Phorusgasse 10.
5. Fortbildungsschule der Kleidermacher, IV. Schaumburggasse 7.
6. Fortbildungsschule der Kleidermacher, VIII. Lerchengasse 19.
7. Fortbildungsschule der Kleidermacher, XII. Neuwallgasse 26.
8. Fortbildungsschule der Kleidermacher, XVI. Payergasse 18.
9. Fortbildungsschule der Kleidermacher, XVII. Geblergasse 31.
10. Fortbildungsschule der Kleidermacher, XX. Jägerstraße 54.
11. Fortbildungsschule der Kleidermacher, XX. Treustraße 9.
12. Fortbildungsschule der Wäschewarenhersteller, V. Stollberggasse 53.
13. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, II. Darwingasse 14.
14. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, III. Reisnerstraße 43.
15. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, IV. Alleegasse 11.
16. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, V. Castellgasse 25.
17. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, VII. Zieglergasse 49.
18. Öffentliches Mädchen-Lyzeum, I. Werdertorgasse 14.

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Studien zum russischen Dorf im Alt-Novgoroder Ujezd.

Von Dr. Edmund Schneeweis, Zwittlau.

(Mit 12 Textabbildungen.)

(Schluß.)

Die eigentliche Izba.

Die Wände der Izba und auch des Čuľan zeigen bei Armen die nackten Balken, sonst sind sie mit Brettern und Tapeten überkleidet. Beim Eintritt aus dem Vorhaus hat man zur Linken die Schlafstätte (krovát f., in Šimsk auch kójka f.), welche aus einem einfachen Holzgestell, oft nur einer breiten Bank ähnlich, besteht. Betten, Pelze und alte Kleider dienen als Zudecke.

Um sie vor dem Einblick Unberufener zu bewahren, wird sie ringsum von einem gewöhnlich roten Vorhang umgeben, so daß sie also eine Art Himmelbett vorstellt. Seltener sieht man die Poľáti, einen unterhalb der Decke angebrachten Bretterbelag. Er ruht auf zwei Querbalken, die sich auf der einen Seite auf das Ofengerüst, auf der anderen auf die Wandbalken stützen. Besonders im Winter werden die Poľáti wegen der sich unter der Decke sammelnden Wärme gerne aufgesucht. (Dieselbe Schlafstätte benutzen im Schönhengstgau die Knechte in den Pferdeställen und nennen sie Wárák, bei den Polen kennt man sie nach Rhamm, 177, als werék, werko, wyrko, wo aber das Wort als fremd gefühlt wird.) Aus Wologda führt Rhamm, 118 ff., den Konik an, einen Schlafkasten für den Hauswirt, und den Golbec, einen Kasten an der freien Ofenseite.

In Novgorod ist beides unbekannt, auch Sinozerskij berichtet nichts darüber. In Jaroslaw heißt dieser kastenartige Verschlag an der freien Langseite des Ofens kazěnka. Im Sommer schläft man auch im Pogreb und im Heu des rückwärtigen Giebelraumes. Kleine Kinder sind untergebracht in der Zýbka (zu zybát, wiegen), auch Ljúljka, in Jasnaja Poljaná koľybiel' genannt. Sie besteht aus vier Holzrahmen

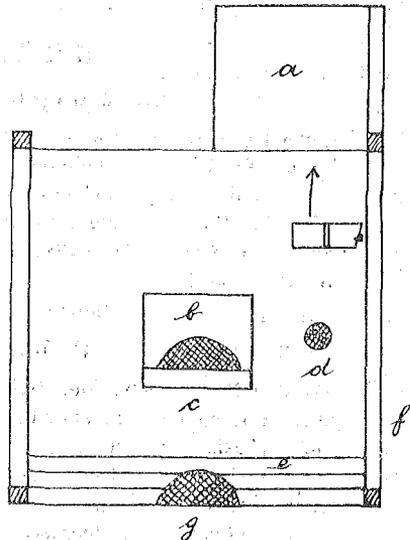


Fig. 7. Skizze der Vorderseite des Ofens.
e = podpěček, hölzerner Unterbau; *g* = podpěčeje, Öffnung zum Hohlraum unter dem Ofen; *f* = opěček, Ofenrahmen; *b* = čeló, Ofenmündung; *c* = ošostok, Plattform vor der Mündung; *d* = dúšnik, Öffnung für das Rauchabzugsrohr des Samowar; *a* = kolpak, Ofenaufsatz.

mit seichtem Leinwandsack daran (Fig. 6), das Ganze ist mittels eines Flachsstrickes an der Decke befestigt. Eine zweite Art der Befestigung ist sehr charakteristisch: Dieselbe Wiege ist angebracht an dem dünneren Ende einer jungen Tanne (jołka f.), die mit dem dickeren Ende an der Čulán-Decke befestigt ist und über die Zabórka hereinragt. Ein Zug an der Zybka genügt, um sie infolge der Elastizität der Tanne geraume Zeit in schwebender Bewegung zu erhalten.

Der vornehmste Platz des Hauses ist der Krásnyj ugól, der dem Ofen schief gegenüberliegt. Eine Menge von Heiligenbildern steht hier gruppiert um ein größeres in der Mitte. (Häufig ist das Bild des heiligen Antonius, der in der Novgoroder Gegend gelebt und Wunder gewirkt hat. Unweit von Novgorod steht auch ein nach ihm benanntes Kloster. Auch erzählte mir eine alte Frau, daß sie von ihren Rückenschmerzen durch ein Bad geheilt worden sei, das sie am Vorabend des Antoniustages in einem Teiche nordwestlich vom Ilmensee genommen habe, zu dessen Antonius-Kapelle alljährlich viele Kranke pilgern und gemeinsam baden.) Über diesen Bildern schwebt eine weiße Taubenform, den heiligen Geist darstellend. Vor der Taube hat man überhaupt in weiten Gebieten Rußlands eine solche Ehrfurcht, daß man sie nicht zu essen wagt; ähnlich ist es mit dem Hasen.

In dieser Ecke stoßen auch die langen, festen Bänke (lavka f.) zusammen, die vorne oft Verzierungen (preselénki pl.) tragen. An den beiden freien Seiten des großen, einfachen Tisches (stoł m.) mit schiefen Beinen, unten verbunden stehen bewegliche Bänke (skamėjka f.) oder Stühle. An der Wand des Čulán steht eine Lade für Kleider (sundúk m.) und ein niedriger Kasten für Gefäße und Glassachen (škap m.). Auch in der Izba sehen wir Wandbretter (połka, połučka f.) für Geschirr und Geräte. Zum Aufhängen von Kleidern dienen Haken (gvozď) und Rechen (věšalka f.).

Was die Beleuchtung betrifft, so war früher das Brennen von Kienspänen herrschend, heute ist die Lampe schon weit verbreitet.

Die Izba des Niederhauses (Fig. 8).

Die Eigentümlichkeiten der Izba des Stockhauses werden uns noch deutlicher, wenn wir einen Blick in die des Niederhauses werfen. Die Unterschiede erklären sich vor allem aus der Stellung derselben zum Dorfweg: Im Norden Giebelstellung mit drei Fenstern an der Gassenseite, im Süden Querstellung, so daß der Gasse die Langseite zugewendet wird, doch ebenfalls nur mit drei Fenstern; im Norden der Ofen an der Türseite, Mündung den Fenstern zugekehrt, im Süden der Ofen gegenüber der Tür. Es erscheint also der Platz des Krásnyj ugól im Süden vom Ofen eingenommen; wie aus Figur 8 ersichtlich ist, befindet sich ersterer hier an der Türseite.

Figur 6 gewährt uns einen Blick in das Innere eines Niederhauses in Jasnaja poljana: Im Hintergrunde steht der von einem Holzgerüst getragene Ofen, unter der Decke hinlaufend das Rauchabzugsrohr, von unten durch ein starkes Holzbrett gestützt, im Vordergrund der mangelhafte Bretterfußboden, rechts die Schlafstätte der Familie (poł, chóry), bestehend aus einem gegen die Hofwand zu ansteigenden Bretterbelag, der sich 80 cm über dem Fußboden in einer Breite von 2 m vom Ofen bis zur Türwand erstreckt. Hier liegen die Bewohner auf Betten, Pelzen, Stroh u. s. w. parallel nebeneinander, die Mutter so, daß sie mit dem Fuße bequem die von der Decke herabhängende Wiege (kołybjél' f.) in Bewegung setzen kann. Rechts sieht man das Ende einer beweglichen Bank, dahinter den von zwei Querleisten abgesperrten, nach unten 1 m tief ausgegrabenen Hohlraum unter dem Poł (im Dialekt pódpoli genannt), wo im Winter Kartoffeln oder Klein-

vieh untergebracht sind, was zur Erwärmung der darüber Schlafenden beiträgt. Auf dem Poł neben dem Ofen steht ein Spinnrad (pr'álka f.). An der Hofseite ist ein Schiebefenster angebracht, das während der Nacht geschlossen wird. Der Čužán, der sich hier ebenfalls vor der Ofenmündung befindet, ist durch eine hölzerne Scheidewand vom übrigen Raume getrennt. Die Sěni, welche gegen die Toreinfahrt zu häufig eine Kammer (auch čužán genannt) oder eine zweite Izba aufweisen, führen in den rückwärtigen Hof, der von einer im Sommer gewöhnlich verbrauchten Strohülle bedeckt wird.

Rückwärts ist der Standplatz der Tiere, von einem Stall ist keine Rede, sondern die Pferde und Kühe (gewöhnlich sind nur ein Pferd und zwei Kühe vorhanden) stehen auch in der grimmigsten Kälte im mangelhaft eingedeckten Hof, während das Kleinvieh in die Stube gebracht wird. Auf Einwürfe, ob es im Hofe doch nicht zu kalt sei, antwortet der Bauer nur mit einem Achselzucken oder einem »ničegó« (sprich: ničáwó), »Das macht ihnen nichts, sie gewöhnen sich daran!«

Das Dach (krýša, króvl'a f.).

Infolge der höheren Lage der Izba überragt auch das Dach derselben das des Dvor um ein Beträchtliches. Seiner Form nach ist es ein Satteldach, das die Sěni und die Izba eindeckt. Während es rückwärts zugleich mit dem Vorhaus endigt, schießt es an der

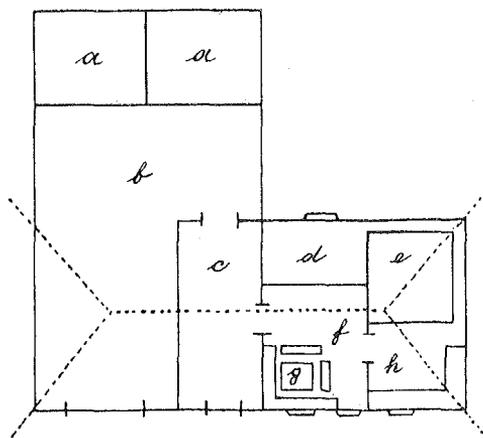


Fig. 8.

Grundriß eines Niederhauses in Jasnaja Poljana. c = sěni, Vorhaus; f = izba, Stube; g = stol, Tisch; d = poł, Schlafpritsche; h = čužán, Küche; e = peč', Ofen; b = dvor, Hof; a = staja, Stall.

Gassenseite beiderseits fast 1 m über die Giebelwand vor. Diese charakteristischen Dachvorsprünge haben vor allem den Zweck, die Frontseite des Hauses sowie die vorne befindliche Zaválinka vor Regen und Schnee zu schützen. Diese Vorsprünge tragen selbst wieder am vorderen Ende Schutzbretter (pričelina f.), die nicht selten reich verziert sind. Eine Querverbindung habe ich nicht bemerkt. Als Bedeckungsmaterial wird beim Dache der Izba gewöhnlich Holz verwendet, und zwar erstens in Form von langen Brettern (tësy pl. m., tësovaja krýša), die dann in zwei Schichten gelegt werden; das obere Brett deckt immer die Fuge zwischen den zwei darunterliegenden. Zur Eindeckung des Firstes (šefóm m.) dienen zwei in einem Winkel zu einer umgekehrten Rinne zusammengenagelte Bretter oder ein Baumstamm, dessen untere Seite ausgehöhlt ist. Eine zweite Art der Holzdeckung ist die mittels Schindeln. Doch sind es nicht große, mit ihren Rinnen ineinandergreifende Schindeln wie bei uns, sondern nur $1\frac{1}{2}$ dm lange und $\frac{3}{4}$ dm breite Späne (so heißen sie auch in Spas Neredicy, nämlich Lučínka »Kienspan«). In Šimsk nennt man sie Šč'epá f., sonst hörte ich auch Strúžka f. (zu strugát »hobeln«). Sie werden vom Traufrand (zastrěka, zastrěcha f.) angefangen bis zum First in parallelen Reihen auf eine einfache Bretterschicht genagelt. Figur 1 zeigt beide Arten des Deckmaterials, der Kryl'có (Treppe) weist auch Deckung mit Baumrinde auf.

Bei ärmeren Bauern wird natürlich auch Stroh als Deckmittel verwendet. Doch auch in diesem Falle bleiben die Dachvorsprünge unbedeckt. (Fig. 5.) Was die Strohtechnik betrifft, so finden wir hier nicht die Zierlichkeit der kleinrussischen Dächer, die durch ihre Eckstufung und die aufragenden Dachreiter außerordentlich malerisch wirken, sondern das Strohdach ist hier einfacher. Es ist meist ein glattes Dach, wobei das Stroh entweder durch übergehängte Stangen (stožiny pl.) festgehalten oder bündelweise an Bretter- oder Stangenunterlagen gebunden wird. Auch in letzterem Falle tritt die Stufung wenig hervor. Eine leichte Eckstufung findet sich beim abgewalmten Hofdach, doch nie beim Izba-Dach.

Das Dach des Hofes (Fig. 9) ist niedriger und flacher gehalten und gewöhnlich mit minderem Material, also Stroh gedeckt. Rückwärts ist es dann abgewalmt; bisweilen gleicht es einem formlosen Strohhaufen, der sich rückwärts an die Izba lehnt. Die Sparren (stropilo n.) gehen unten gewöhnlich in Asthaken aus, welche die zu den Dachbalken (slegá f.) parallele Dachrinne (potók m., auch želób m.) in sich aufnehmen.

Die dem Hof zugekehrte Giebelseite der Izba ist in dem Teil, der nicht vom Hofdach getroffen wird, durch Bretter verschlagen.

Der Giebelraum (čerdák m.) über der Stube bleibt unbenützt, höchstens dient er als Ablagerungsstätte für alte Kleider und Geräte.

Man sieht aus dem Vorhaus frei in diesen Raum, durch den der Rauchfang (trubá f.) aufsteigt und das Dach durchbricht. Hergestellt wird letzterer heutzutage aus Ziegeln, früher bestand er auch aus mit Lehm verschmiertem Flechtwerk. Der Abschluß wird nicht selten mit einem umgekehrten Topf gekrönt. (Fig. 1.)

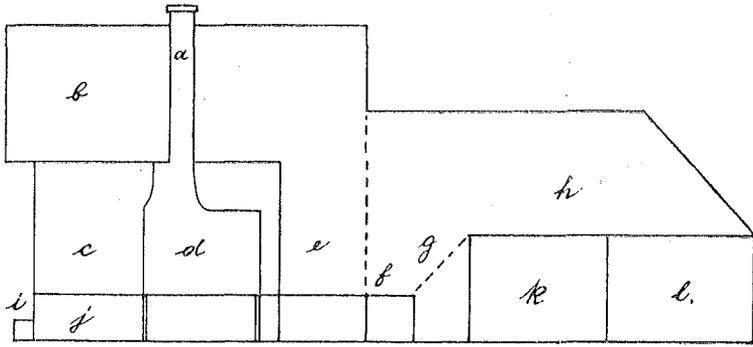


Fig. 9. Längsschnitt durch ein typisches Stockhaus (Šimsk).

j = pogreb, Keller; *i* = zavalinka, Erdbank; *c* = izba, Stube; *d* = peč' Ofen;
e = sěni, Vorhaus; *b* = čerdák, Giebelraum; *a* = trubá, Rauchfang; *f* = ploščadka,
 Plattform; *g* = lěstnica, Leiter, Treppe; *k* = dvor, Hof; *l* = staja, Stall; *h* = povět,
 Giebelraum.

Das vordere Giebfeld (šěipéc m.) besteht entweder aus sich verjüngenden Stämmen (Fig. 1) oder aus Brettern. In ersterem Falle fehlt dann das Simsdach (prikróvlik m.), das sonst ganz beträchtliche Dimensionen annimmt, wenn auch nicht so große, wie ich sie in Westgalizien beobachtet habe. Im Novgoroder Ujezd fand ich die breitesten Simsdächer im Dorfe Vereščinó. Der Giebel trägt gewöhnlich eine Luke (výška f.). Seitlich steht der Dachrand (ókap m.) nur ungefähr $\frac{1}{2}$ m ab. Verzierungen unter dem Dachrand (karnís m. genannt) begegnen nicht zu häufig.

Der Dvor.

Seitlich und rückwärts von der Izba erstreckt sich der Dvor. Es ist kein offener Hof in unserem Sinne, sondern ein gedeckter Aufenthaltsort für das Vieh. Er ist also in erster Linie Viehhof und ersetzt auf diese Weise den Stall, der durchaus nicht in allen Häusern zu finden ist.

Gebaut wird der Hof nicht mehr aus solidem Blockwerk, sondern aus Ständerwerk: Drei Reihen von je drei bis vier starken Säulen (stoľb m.) werden in die Erde eingegraben. Die mittlere Reihe der Firstbäume ist fast doppelt so hoch wie die beiden seitlichen und nimmt die in entsprechende Ausschnitte hineingelegten Firstbalken auf. Zwischen den äußeren Säulen werden Wände aus Baumstämmen, Balken oder Brettern, manchmal auch nur aus Strohgeflecht hergestellt. Die Deckung geschieht gewöhnlich mit Stroh. Der Dvor hat ein Gassentor im seitlichen und ein Nebentor im rückwärtigen

Teil. Hier finden sich die Standplätze für das Vieh, Krippen (jasli pl. f.), Heuleitern u. s. w., bisweilen auch durch Balkenwände und Decken abgegrenzte Ställe (staja f., chlěv m.). Der Giebelraum des Hofes (saráj m., povět m.) dient zur Aufbewahrung von Heu und Stroh und kann von den Sěni aus durch eine Treppe erreicht werden. Im Sommer wird er auch als Schlafstätte aufgesucht. (Vergl. Fig. 4.)

In einem großen Gebiete Rußlands, dessen Grenzen Rhamm (Seite 66) anzugeben sucht, ist der dem Sěni zugekehrte Giebelraum des Hofes in einen Wohnraum (górnicá f.) verwandelt, infolgedessen das Dach des Hofes das der Izba überragt. Wie Rhamm ganz richtig schließt, ist dieser Stockdvor in der alten Heimat der Russen um den Ilmensee nirgends zu finden. Deshalb ist die Bezeichnung desselben als Novgoroder Typus, wie sie Heikel angeführt hat, unzutreffend. (Rhamm, S. 64.)

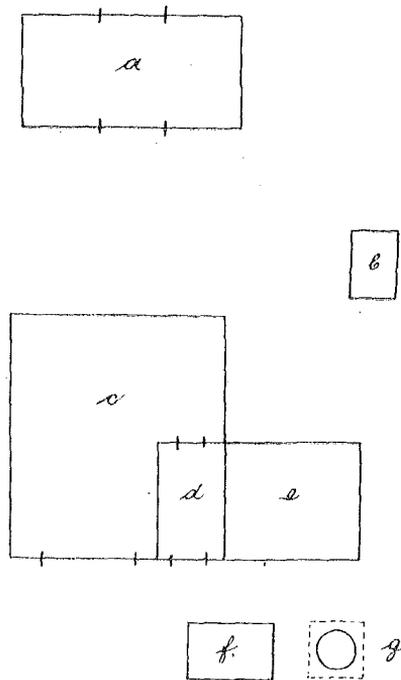


Fig. 10. Skizze zur Gebäudeverteilung des Niederhauses (Jasnaja Poljana).
c = izba, Stube, mit *d* = sěni, Vorhaus, und *e* = dvor, Hof; *f* = ambar, Getreidespeicher;
g = pogreb, Kellergrube; *b* = bani, Badhäuschen; *a* = gumno, Scheuer.

Die Gebäude außerhalb des Wohnhauses.

Wie aus Figur 3 ersichtlich ist, liegen die übrigen Wirtschaftsgebäude, der Ambár (Getreidespeicher), die Banja (Badhäuschen) und Gumno (Scheuer) getrennt voneinander im Garten hinter dem Wohnhaus, und zwar in der aufgezählten Reihenfolge, in Giebelstellung. Das Badhäuschen fehlt bisweilen, da auch 2 bis 3 Bauern gemeinsam eines benützen. Figur 10 erläutert die Gebäudeverteilung beim Niederhaus.

Der Ambar (auch žitnica f.).

Er entspricht dem Kornspeicher der Alpenländer und dem Schüttboden (Bühne) des Waldhufenhauses und ist der Aufbewahrungsort für ausgedroschenes Getreide, Mehl, Obst, Fleisch, Fettwaren u. s. w. Wegen Feuersgefahr steht er in der Mitte zwischen Wohnhaus und Scheuer, im Schutze von Bäumen. Die Größe ist verschieden, gewöhnlich 4 m breit und 5 m lang. Er wird aus festem Blockwerk gezimmert, der Fußboden ist über die Erde erhoben, um die Vorräte vor Nässe zu bewahren, eine Decke fehlt. Die Tür ist dem Wohnhaus zugekehrt und trägt ein festes Schloß. Bei einem solchen Ambar habe ich eine altertümliche Art des Verschlusses beobachtet, ähnlich der im »Textband zum österreichischen Bauernhaus« angegebenen: Durch einen Spalt neben der Tür wird ein rechtwinklig gebogener Eisenstab von entsprechender Länge und Dicke eingeführt, der in die Spalten des innen vorgeschobenen Holzriegels paßt. Letzterer läßt sich auf diese Art wagrecht verschieben und bewerkstelligt das Öffnen und Schließen der Tür. Der Schlüssel wird mitgenommen oder in der Nähe verborgen. Fenster sind keine vorhanden, höchstens ein einfaches Luftloch. Das Innere ist eingeteilt in mehrere von Brettern eingefasste Felder (zasěka f.) zur Aufnahme der verschiedenen Getreide- und Mehlsorten. In Jasnaja Poljana sah ich kleinere Speicher mit Handhaben zum Tragen auf dem Platz vor dem Hause stehen, die bei Feuersgefahr einfach weitergeschafft werden.

Die Badstube (bánja, Fig. 11).

Sie gehört entschieden zu den charakteristischsten Gebäuden des großrussischen Bauern. Beim ersten Anblick ist man verblüfft darüber, mit welchem einfachen und billigen Mitteln er sich den Genuß eines Dampfbades verschafft. Das Häuschen ist aus Blockwerk zusammengefügt, die Grundfläche beträgt durchschnittlich 4×6 m. Durch eine niedrige Tür an der Langseite tritt man aus dem Garten in einen kleinen Vorraum, der zum Ablegen der Kleider und zum Abtrocknen bestimmt ist, den Priperedók (šimsk), sonst auch Pribájník, Peredbájník, Sěni oder Sěnki genannt. Rings herum ziehen sich Bänke. Durch eine zweite Tür gelangt man rechts in den eigentlichen, durch ein kleines Schiebefenster wenig erhellten Bade- raum. Links vom Eingang gewahren wir den primitiven Ofen (kámeňka f.), der eigentlich nur aus einem Haufen von kopfgroßen Steinen besteht, welche auf einer halbkugelförmigen, innen hohlen Lehm- masse angeordnet sind. In dieser Höhlung wird das Feuer angemacht, die Steine erhitzen sich, werden mit Wasser begossen, das natürlich

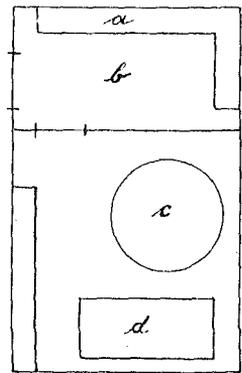


Fig. 11. Grundriß eines Badhäuschens. *b* = pribanik, Vorraum, mit *a* = lavka, Bank; *c* = kámeňka, Badofen; *d* = poľok, Holzpritsche.

gleich verdampft, der Raum füllt sich nach und nach mit Dampf und Rauch, das Dampfbad ist fertig. Das ist die einfachste und verbreitetste Art des Badeofens. Wohlhabendere bauen in diese Halbkugel einen Kessel ein, dessen Wasser zum Waschen verwendet wird. Noch vorgeschrittener ist die dritte Art, wobei auf einen würfelförmigen, gemauerten Unterbau mit Ofenhöhle Steine aufgeschüttet werden mit einem Kessel in der Mitte. (Siehe auch Rhamm, Fig. 42, Sinozerskij, Fig. 26.) Der Fußboden ist mit Brettern oder Stroh bedeckt. Neben dem Ofen erhebt sich ein $1\frac{1}{2}$ m hoher Bretterbelag (pólok m.), auf den man sich hinstreckt und den Dampf auf sich wirken läßt. Bei Wohlhabenderen entwickelt sich der Pólok zu einer terrassenförmig ansteigenden Holzbühne, wie sie auch in unseren Dampfbädern zu sehen sind, doch ist erstere Art die allgemeine.

Die Ausstattung mit Gefäßen ist spärlich, neben dem eingemauerten Kotél fast nur ein einhenkeliges Schälchen (šájka f.). Die übrigen werden jedesmal vom Hause mitgebracht. Nie fehlt der Birkenbüschel zum Peitschen des schwitzenden Körpers. Die Wände sind rauchgeschwärzt, der Abzug des Rauches erfolgt durch ein Loch in der Decke und ein aufgesetztes Rohr. Jeden Samstag unterzieht der Russe sich und seine Familie einer gründlichen Reinigung, während er sich die Woche über nur aus dem Wasser sparenden Rukamójnik wäscht.

Neben dem Baden wird die Bánja auch verwendet bei der Bearbeitung des Flachses, so daß sich die Meinung aufdrängt, die Badstube habe sich aus der Brechstube entwickelt.

Die Scheuer (gumnón).

Als letztes Gebäude steht am Ende des Gartens in Giebelstellung die Scheuer, die an der Langseite ein einziges Tor besitzt, während sich in der gegenüberliegenden Wand nur eine fensterartige, durch einen Ständer oder Laden verschließbare Öffnung befindet. Außerordentlich wichtig und charakteristisch ist die Zweiteilung der Scheuer in Tenne und Dörraum (rīga f.). (Fig. 12.) Letztere umfaßt etwa ein Drittel des Ganzen und besteht wieder aus zwei Räumen: Unten, $1\frac{1}{2}$ m hoch, der Ofenraum, in dem sich ein niedriger aus Lehm errichteter Ofen befindet, der die Form eines 3 m langen, 2 m breiten und 1 m hohen Gewölbes besitzt, darüber der Dörrboden, wo auf einer Überlage von Balken und Stangen (kołósni ki pl.) die feuchten Garben aufgestellt und getrocknet werden. So feuergefährlich diese Methode auch sein mag, für das Klima des nördlichen Rußlands ist sie notwendig. Ohne Rücksicht auf das Wetter kann man also das Getreide heimfahren, während es der Bauer bei uns so lange im Freien lassen muß, bis es halbwegs trocken und druschfähig ist. Von einer zweiten Art des Dörrfens, die ich aber nicht zu Gesicht bekam, berichtet Sinozerskij (S. 430):

Der Dörrofen steht da in einem unterirdischen Raum (podovín m.), Rauch und Hitze steigen durch eine kleine Öffnung in den darüber befindlichen Dörraum (ovín m.). Diese Art soll weniger feuergefährlich, dafür aber bedeutend kostspieliger sein.

Die übrige Bodenfläche nimmt die Tenne ein, in deren Ecken Stöße (skirda f.) von Garben (snop m.) aufgeschichtet sind. Auch im Giebelraum (saráj m.) der Scheuer wird Getreide und Stroh aufbewahrt. Landwirtschaftliche Maschinen sind noch wenig zu finden. Dreschmaschinen (mołotílka f.) sah ich in Gutshöfen, bei gewöhnlichen Bauern nirgends, wohl aber Putzmaschinen (věželka f.) und wie ich es nennen möchte »Flachsbrechgöpel« (mjál'naja mašina), allerdings in jedem Dorf bloß einen oder zwei: Auf einem niedrigen Holzgerüst wird ein 2 m breiter Kreisring (połotnó n.) errichtet, nach innen etwas gesenkt und mit Querleisten versehen. Darüber wird der ungebrochene Flachs ausgebreitet. Eine Walze (válik m.) mit einem steingefüllten Kasten, auch Kinder setzen sich gern hinein, zieht über den Kreisbogen hin und bewerkstelligt so das Brechen der Flachsstengel.

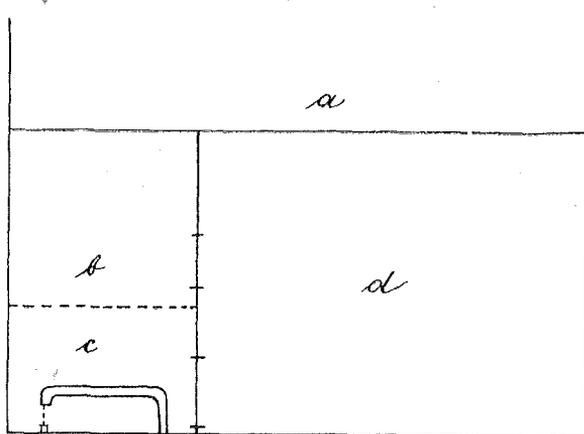


Fig. 12. Längsschnitt durch eine Scheuer.

d = gumnó, Tenerraum; *c* = ríga, Dörrofen; *b* = kołósniki, Stangenbelag, darüber der Dörraum; *a* = saráj, Dachraum.

Die in der Riga getrockneten Garben gleichen im Verhältnis zu unseren dicken, hohen Garben bloß dünnen, kurzen Büscheln, und zwar aus dem Grunde, weil das Getreide nicht über der Wurzel abgemäht wird, sondern in der Hälfte des Stengels mit der Sichel geschnitten wird. Es hängt das zusammen mit der Brachfeldwirtschaft, bei welcher der hohe Stoppel stehen bleibt, was eben ein Jahr der Brache zur Verdauung desselben nötig macht. Weiter hängt damit zusammen wenig Strohverbrauch und wenig Mist-erzeugung wegen des geringen Viehstandes, geringere Arbeitsleistung und mangelhafte Bodenausnützung.

Als Dreschwerkzeuge werden gebraucht: die Egge (boróna f.), die Leiter (lěstnica f.), auf die man mit den Ährenenden loshaut (kołotřf o borónu), bis der größte Teil der Körner herausgefallen ist. Der übrige Teil derselben wird dann mit einem kurzen dicken Stock herausgeklopft. Ähnliche Dienste leistet ein anderes Gerät: Auf einem vierfüßigen Gestell sind zwei Bretter unter einem rechten Winkel angenagelt, so daß ein schmaler Spalt dazwischen bleibt. Mit den Garben schlägt man auf diese Bretterkanten (chvóščut snopy) und die Körner spritzen heraus.

Ein allgemeines Dreschwerkzeug ist natürlich der Flegel (prívóza f., Schriftsprache: cěp m.), bestehend aus Handhabe (kivrě) und Dreschholz (k'ep'éc m.), verbunden durch ein Leder (puto n.). Neben dieser mit der unserigen übereinstimmenden Flegelart gibt es noch eine andere Art, die ich auch im Freilichtmuseum in Helsingfors gesehen habe: die Handhabe ist etwas gebogen, oben vierkantig, das Dreschholz bedeutend länger und bloß in einer Ebene beweglich, nämlich um den Nagel, der Handhabe und Dreschholz verbindet.

Die Garben werden zuerst in gebundenem Zustand gedroschen, dann aufgebunden und ausgebreitet. Das Stroh wird dann zusammengerecht (peregrabl'ájut sołómu grábl'ami) und in Bündel gebunden (v'ážut v kubáčki).

Die unten liegenden ungeputzten Getreidekörner (vóroch m.) werden von den Ähren mittels Rechen und Besen gereinigt (kołósy ispáchyvajut grábl'ami i metlój). Auf einfache Weise erfolgt dann die letzte Reinigung:

Der Bauer sitzt dabei auf einem Klotz (stulik m.) und wirft mit der Schaufel (šopáta f.) das ungeputzte Getreide im Bogen von rechts nach links. Die Zugluft, die durch Tor und Fenster streicht, wirkt in entgegengesetzter Richtung. Die Körner (zěrnočka pl.) fallen nach links, während die Spreu (p'eřá f.) nach rechts getrieben wird. Auf diese Weise wird das Getreide so ziemlich gereinigt, wenn auch nicht so rasch und gut wie mit der Putzmaschine. Die Körner werden in Säcke gefaßt (nasypájut v měški) und in den Ambar getragen, die ausgedroschenen Strohbindel werden angeschichtet (układájut v skirědku).

An sonstigen Geräten findet sich hier noch eine kleine Heugabel (vilóški pl.), eine große (podaválki pl.), ein Trog für Getreide (korýto n.), ein einrädiger Schiebkarren (táčka f.).

Seiner Frömmigkeit gemäß hängt der russische Bauer auch in der Scheuer ein Heiligenbild auf und bekreuzigt sich deshalb beim Betreten derselben.

Hergestellt wird die Scheuer aus Blockwerk, allerdings nicht so sorgfältig wie Izba und Ambar, als Deckmaterial dient Stroh oder Bretter. In ersterem Falle ist das Dach dann gewöhnlich beidseitig abgewalmt, und zwar mit ganzem Walm.

Die Púnja (Strohschuppen).

Mit Rücksicht auf die Feuersgefahr bringt man Stroh und Heu oft abseits vom Dorfe, längs eines Fahrweges in eigens errichteten Schuppen unter. Man nennt sie Púnja oder Saráj (östlich vom Waldai auch Pelevnja, Sinozerskij, 431). Sie sind primitiv gebaut und mit Stroh gedeckt, das durch übergelegte Stangenpaare (gněty pl.) festgehalten wird.

Věšálo (Heuharfe).

In der Nähe der Scheuer, doch auch draußen auf Wiesen und Grasplätzen sieht man Stangengerüste, auf denen Heu, Flachs und Garben zum Trocknen aufgehängt werden (also unseren Harfen und Kleestauchen vergleichbar). Auf einer Bretterlage werden aus Pflöcken (koł m.) 3 bis 4 Paare von Stützen (opóra f.) errichtet, über die dann Querstangen (žérdinka f.) zu liegen kommen. Auf dieses Gerüst wird nun Heu oder Flachs gehängt, das Ganze dann noch beschwert mit 2 bis 3 Stangenpaaren.

Die Kellergrube (pógreb m.).

Getrennt vom Hause sind Kellergruben im Novgoroder Ujezd seltener; sie sind gewöhnlich im Pódval unter der Stube. Regelmäßig findet sie sich dafür im Niederhausgebiet. In Jasnaja Poljana besitzt jedes Haus auf dem Vorplatze eine 3 m tiefe, mit Flechtwerk oder Brettern verschaltete Grube, in die man auf einer Leiter hinabsteigt. Sie dient zur Aufbewahrung von Milch, Erdäpfeln, Nahrungsmitteln u. s. w. Eingedeckt ist sie durch einen Bretterbelag und ein darüber gewölbtes Dach aus Flechtwerk und Stroh.

Der Brunnen (kołódec m.).

Allgemein verbreitet ist der Brunnen mit Schwengelbaum, während ich Pumpen in jenen Dörfern nicht gefunden habe. Der Brunnenschacht hat eine Tiefe von etwa 3 Klaftern und ist mit Steinen, oben auch mit Pfosten ausgelegt (obrúb m.). Über der Öffnung erhebt sich ein durch ein Türchen versperrbarer Kasten (jáščik m.). Dahinter steht der Brunnenbaum (stołb m, in Šimsk stołób m.), der oben die Querstange (sligá f.) trägt, an der wieder die Schöpfstange (óčep m.) mit Haken (krjuk m.) befestigt ist. Daran wird der Eimer (vedró n.) gehängt, um das Wasser zu schöpfen (čerpat' vódu). Befördert werden immer je zwei Eimer an einem bogenförmigen, oft schön bemalten Achselholz (koromýslo n.).

Die Mühle (mélnica větrennaja oder větrjánki pl.).

Die weiten Ebenen Rußlands mit ihren starken, regelmäßigen Winden sowie das schwache Gefälle der Flüsse bringen es mit sich, daß die Windmühle, die unter ähnlichen Verhältnissen auch in der norddeutschen Tiefebene weit verbreitet ist, zu einem charakteristischen Kennzeichen des russischen Dorfes wird. Es kommen zwei Abarten vor:

1. Große Mühlen, die einem Berufsmüller gehören, der ein Gewerbe daraus macht. Sie haben eine Höhe von 15 bis 20 *m* und sind von allen Seiten eingedeckt, so daß sie an einen riesigen Steinpilz mit Windflügeln an dem Hut erinnern. Die Kraft wird übertragen auf die mittlere, vertikal bis auf den Boden verlaufende Achse, von der aus wieder kleinere Maschinen nach Bedarf in Bewegung gesetzt werden.

2. Die kleineren Bauernmühlen (krestjanskaja *m.*), von denen eine gewöhnlich mehreren Besitzern gehört. Sie sind etwa 10 *m* hoch, wovon die Hälfte auf den starken Unterbau aus Baumstämmen entfällt. Auf einer schwebenden Holzterrasse steigt man empor zum eigentlichen Mühlenhäuschen, dessen Stein durch sechs Windflügel in Bewegung gesetzt wird. Von zwei Seiten wird sie durch starke, bis auf den Erdboden reichende Balken gestützt.

Die Mühlen stehen immer außerhalb des Dorfes, in Šimsk am Ufer des Stromes.

Der Zaun (zabór *m.*)

Die Arten der Einfriedung bewegen sich in einfachen Formen. Einen soliden Lattenzaun sieht man höchstens um Kirchen, Kapellen und Schulen. Am verbreitetsten ist folgende Art:

Je zwei lotrecht stehende, 4 bis 5 *m* voneinander entfernte Pfähle werden durch zwei bis drei Reihen von Querstangen, die mit Bast oder Weidenruten an ihnen befestigt werden, verbunden.

Diese Zaunart findet Verwendung bei der Abgrenzung des Weidelandes vom übrigen Ackerland. Da bei der Dreifelderwirtschaft die Weide jährlich um ein Feld weiterwandert, so muß auch der Zaun verlegt werden, was bei dessen einfacher Konstruktion keine Schwierigkeiten macht.

Beim Gartenzaun finden sich auch die Formen *b*) und *c*), bei welchen Birkenäste und Zweige zum Verflechten dienen. Staketenzäune oder gar Blockwerkzäune mit Schindeldach habe ich nicht gesehen.

Zierformen.

Verzierungen am Hause sind im allgemeinen schon ein Zeichen der Wohlhabenheit seines Besitzers, der sein Heim nicht nur nach den Bedürfnissen der Wirtschaft einrichtet, sondern auch der Schönheit einen Platz einräumt. Da nun aber der russische Bauer durch Jahrhunderte in Knechtschaft geschmachtet hat, ohne Besitz, ohne Freiheit, und da auch heute der Grundbesitz im Vergleich zu unseren Verhältnissen sehr klein und karg ist, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn trotz der dem Slawen innewohnenden Vorliebe für Farben und Zierat in dieser Beziehung das russische Bauernhaus nüchtern und ernst gehalten ist. Nur bei Kirchen, Schulen und Teehäusern, deren Besitzer gewöhnlich in Wohlstand leben, kann man reiche Verzierungen sehen; dem Baumaterial entsprechend sind es Holzschnitzereien, mit denen vor allem die Vorlauben, die Tür- und

Fensterumrahmungen, das Giebelfeld mit den Windbrettern u. s. w. geziert sind. Das Bestreben zu zieren artet oft in Überladung aus. Die Zierformen machen an den oben genannten Gebäuden keinen volkstümlichen Eindruck, vielmehr dürften sie aus der Stadt eingedrungen sein, wozu die von den Städtern erbauten und über das ganze Waldgebiet Rußlands zerstreuten hölzernen Landhäuser (dăca f.) sehr viel beigetragen haben mögen.

Die Dorfkapelle (časovnja f.).

Bei der Frömmigkeit des russischen Bauern ist es klar, daß er auf den Bau und die Erhaltung von Kirchen und Kapellen sehr viel hält; umsomehr ist dies der Fall in der Novgoroder Gegend, die ja bekannt ist durch ihren Reichtum an altehrwürdigen Kirchen und Klöstern. Wenn es einem Dorfe schon an den nötigen Mitteln mangelt, eine Kirche zu errichten, dann wird wenigstens eine Kapelle gebaut, in welcher von Zeit zu Zeit ein Pope aus einem benachbarten Kirchdorf (seľó) gottesdienstliche Verrichtungen vornimmt. Ich habe Dörfer gefunden, die zwei Kirchen hatten (eine kinderlose Witwe ließ neben der alten hölzernen eine neue aus Ziegeln bauen), aber keine Schule; es ist das erste Dorf 1 km nördlich von Vereščino. Šimsk besitzt zwei hölzerne Kapellen, eine an der Furt, eine zweite in der Mitte des Dorfes. Stil und Ausstattung sind einfach und schlicht.

Beiträge zum lebenden Ehe- und Familienrecht der Rumänen, insbesondere jener im Süden der Bukowina.

Von Dr. theol. et phil. Nico Cotlarciuc, k. k. Bibliothekar der Universitätsbibliothek Czernowitz.

(Schluß.)

4. Ehetrennung.

Die Ehe gilt beim Rumänen als ein unauslöschliches Sakrament. Wenn er eine Ehe eingegangen hat, so hält er so sehr an ihr, daß er nur Gott als kompetent hält, dieselbe aufzulösen. Daß dieser Glaube sogar stark im Volke eingewurzelt ist, beweisen die vielen Volkslieder, worin das Leben der Rumänen sich widerspiegelt. Eines lautet:

Părinte sfinția Ta	Zu deutsch: Hochwürdiger Vater und Herr,
O sută de lei ț-oiu da	Hundert Gulden geb' ich her,
Dacă mă vei descununa,	Wenn du mir die Ehe trennest.
Să-mi dai încă pe atâta	Sollst mir geben noch so viel,
Tot nu Te-oiu descununa,	Die Ehe trenn' ich dir nicht,
Că nu-i vina mea	Denn es ist nicht meine Schuld.
Ci e vina Ta.	Die Ehespendung war bei mir,
Cununia a fost la mine	Deine Augen im Kopf bei dir;
Ochii tăi în cap la Tine	Warum schautest du nicht gut,
De ce dar n'ai cătat bine	Warum sahst nicht, was sich tut
De ce n'ai cătat anume	Und mit wem du dich verbandest?
Cu cine Te legi pe lume?	Gehe auch zum Erzbischof,
Du-Te și la vladica	Denn auch er wird sagen so!
Că și el Ț-a spune-așa. ¹⁾	

¹⁾ Marian: „Nunta“, p. 781.

Einer weltlichen Macht steht dieses Recht auch nicht zu. Denn es heißt:

Frunză verde avramească	Deutsch: Grünes Blatt vom Avramskraut
Inga scârba de nevăstă	Eine böse Gattin, schaut,
Duce-să la vornicul	Wie sie zum Vorsteher lauft,
Să-și părăscă bărbatul	Zu verklagen ihren Mann.
Dar' vornicu-i om cuminte	Aber der Gemeindevorsteher
O știe mai de'nainte	Ist gescheit, kennt sie von früher;
Iudecată i'a făcut	Urteil hat er ihr gefällt
Și din gură i-a vorbit:	Und mündlich hat ihr geredt:
Mergi femeie la bărbat	Gehe, Weib, zu deinem Mann!
Bărbatul Ți-i împărat	Kaiser ist für dich dein Mann.
De Te-ar bate. cât Te-ar bate	Wie viel er dich schlagen wollte,
Nime nu Te poate scoate	Niemand ist, der dich retten könnte,
Numai șireata de moarte.	Höchstens wenn er sterben sollte.

Daraus ersieht man also, daß auch keine weltliche Macht die Ehe trennen kann. Nur Gott kann durch den Tod eines Ehegatten die Ehe trennen.

Canunia-i lucru mare	Deutsch: Die Trauung ist große Sache,
Nime n'o poate stricare	Niemand kann sie ungiltig machen,
Numai unul Dumnezeu	Nur der Herrgott ganz allein
Și când iartă soțul Tău.	Und wenn dein Gatte tut verzeih'n.
	(Das heißt wenn der Gatte stirbt.)

Selbst die von der Kirche als Ehetrennungsgründe gesetzlich anerkannten Motive werden nicht ausgenützt, um die Ehe aufzulösen oder eine andere einzugehen. Ehetrennungen der Gegenwart eventuell auch vor Gericht, sind nichts anderes als eine jetzt von der modernen Kulturwelt übernommene Unsitte.

Wenn auch vom Volke Eheauflösungen (Ehetrennungen) verpönt und nicht vorgenommen werden, so findet es doch einen Ausweg, um Ehegatten, die nicht zusammenpassen, zum Zusammenleben nicht zu zwingen. Es ist die Scheidung von der Gemeinschaft des Lebens. Diese kann aus mehrfachen Gründen stattfinden. Ehebruch, Treulosigkeit, Trunkenheit, Verschwendung, Arbeitslosigkeit, Armut und Mißhandlung sind die gewöhnlichen Scheidungsmotive.

Die Trennung findet je nach den Gründen auf mehrfache Art statt. Zunächst würde ich die Einteilung nach dem Geschlechte vornehmen.

Der Mann kann die Ehegattin verlassen oder wegjagen. Der erste Fall kommt da vor, wo das Vermögen von der Frau herrührt oder wo ihm solche Hindernisse im Wege stehen, daß er sie wegzu-jagen nicht imstande ist. Sonst ist es aber immer üblich, daß der Mann das Weib wegjagt. Dies tut er aus Gründen, die dem Weibe zur Schuld fallen, wie Ehebruch, Treulosigkeit, Faulheit, Verschwendungssucht und sonstige garstige Eigenschaften, die er während der Ehe entdeckt hat und die nachteilig auf seine Wirtschaftsführung, auf seine Ehe oder sein Gemüt wirken.

Die Ehegattin scheidet von ihrem Manne, sei es als Verlassene oder Weggejagte — wie schon gezeigt wurde — oder als Geflüchtete. Die zwei ersten Fälle stehen nicht in ihrer Macht. Die Initiative geht vom Manne aus. Sie trägt gewöhnlich indirekt durch ihre Eigenschaften die Schuld. Die Flucht jedoch ergreift die Frau. Gründe sind Mißhandlungen, Unarten, Unsitten des Mannes und anderes. Sie kann dies nicht mehr ertragen und sucht ein besseres Dasein im Schoße ihrer Familie oder ihrer Freunde.

Derartige Scheidungen sind gewöhnlich nur zeitweilig. Es intervenieren Verwandte, Nachbarn, Priester und vereinigen die Ehegatten doch wieder.

Es kommt wohl aber auch vor, daß Ehescheidungen dauernd oder gar lebenslänglich sind. Dies kommt gewöhnlich in den Fällen vor, wo die Geschiedenen nach der Scheidung ungesetzliche Gemeinschaften mit Personen des anderen Geschlechtes eingehen und in wilder Ehe leben (trăesc în fărădelege, das heißt leben in ungesetzlicher Ehe). Es ist aber ein verachtetes Verhältnis.

Betreffend die Kinder aus solchen unglücklichen geschiedenen Ehen entscheidet mehr der jeweilige Fall. Hat der Mann die Frau verlassen, so verläßt er auch die Kinder. Er hat sein Haus, wie man zu sagen pflegt, aufgegeben und das Ferne gesucht (a luat lumea în cap = hat die Welt auf den Kopf genommen). Jagt der Mann das Weib weg, so bleiben die Kinder alle bei ihm.

In dem Falle, wenn die Ehefrau sich flüchtet, so treten verschiedene Fälle ein. Gewöhnlich aber läßt sie die Kinder dem Manne.

Die Kinder werden höchstens mitgenommen, wenn die Geflüchtete Mittel hat, um sie zu ernähren, oder wenn sie einen Ort hat, wo sie die Kinder unterbringen kann. Wenn die Mutter bemerkt, daß die Kinder beim verlassenen Manne gut untergebracht sind, dann werden dieselben in der Regel zurückgelassen. Im entgegengesetzten Falle, wenn der Mann ein Säufer und ein Taugenichts ist und wenn die Ehegattin sowieso selbst mit ihrer Hände Arbeit sich und die Kinder ernährt hatte, dann nimmt sie die Kinder mit.

Aus dem Gesagten folgt also, daß die Kinder ohne Unterschied des Geschlechtes im Falle einer ungesetzlichen und gewohnheitsmäßigen Scheidung von der Lebensgemeinschaft bei demjenigen Teile zurückbleiben, wo das Stammvermögen ist.

B. Vaterschaft und Kindschaft.

1. Väterliche Gewalt den Kindern gegenüber.

Der Rumäne betrachtet die Kinder als Gottesgabe. Deshalb wird die Freude um so größer, je zahlreicher die Familie ist. Die Kinderzeugung wird gar nicht hintangehalten. Der Zweck der Kinderzeugung ist beim Volke ein dreifacher. Erstens sehnt sich der Rumäne nach Kindern, um den Namen, das Blut und das Vermögen der

Familie fortzuerhalten. Zweitens braucht der Rumäne im Alter eine Stütze. Diese soll von den Kindern gewährt werden. Drittens benötigen die Rumänen Kinder, damit sie die Eltern bestatten, beweinen, nach dem Tode für ihre Seele beten und ihrer gedenken, kurz, für ihr Seelenheil sorgen.

Insbesondere fällt bei der Kinderzeugung in die Wagschale das praktische Moment der Unterstützung. Dies beweisen die Volkslieder. So lautet ein Wiegenlied:

Are mama doi feciori	Deutsch: Zwei Söhne hat das Mütterchen,
De departe par'că's flori	Von weitem scheinen sie wie Blümchen,
Dar'de aproape-apropșor	Von der Nähe und näher noch
Mama are ajutor. 1)	Hat die Mutter Hilfe jedoch.

Aus Berkîșeștie lautet ein Lied:

Te-am culcat, Te-am legănat	Deutsch: Schlafen gelegt hab' dich und gewiegt,
Doară-i crește mărișor	Daß du größer wächst;
Să-mi fii scump și bunișor	Sollst mir teuer und gut sein
Să fii mamei de ajutor. 2)	Zur Hilfe für Mütterlein.

Aus Tișăuț lautet ein Wiegenlied:

Haide liliu cu mama	Deutsch: Komme liliu mit Mama,
Că mama te-a legăna	Wiegen wird dich die Mama,
Și din gură ț-a cânta	Mit dem Munde wird dir singen,
Ț'-a cânta încelișor	Leise, leise wird sie singen,
Doară-i crește mărișor	Daß du wächst, um größer zu sein,
Să fii mamei de-ajutor.	Und Hilfe leistest dem Mütterlein.

Ein Wiegenlied aus Stroești lautet endlich:

Culeă-te cu mamuța	Deutsch: Leg' dich schlafen mit der Mutter,
Țiță dulce și'oiu mai da	Süße Brust werde ich dir geben,
Tare bine te-oiu căta	Sehr gut werde ich dich pflegen,
Când fi crește mărișor	Daß du wächst und groß gedeihst
Să fii mamei de-ajutor	Und der Mutter zur Hilfe seist.
Să-i duci plugul la ogor	Wirst den Pflug zum Acker führen
Și-i ara și-i sămăna	Und wirst pflügen und wirst säen
Mamuța s'a bucura. 3)	Und die Mutter wird sich freuen.

Demnach wünscht sich der Rumäne viele Kinder. Diese sind Arbeitskräfte und solche braucht er. Der Rumäne sagt auch »Mulțimea copiilor bucuria Românilui« (Die Menge der Kinder die Freude des Rumänen) oder »Mulțimea copiilor averea Românilui« (Die Menge der Kinder das Vermögen des Rumänen).

Die junge Ehefrau hält Fast- und Bittage, wendet Zaubereien und andere Aberglaubensmittel an, um Kinder zu zeugen und um eine Hilfe und Unterstützung zu haben. Mit ihnen hofft der Rumäne sein Eigentum und sein Vermögen zu vermehren und im Alter mit ihrer Unterstützung die Wirtschaft und sich selbst zu erhalten.

1) Aus Stroești. Vergl. Marian: „Nașterea“, p. 436.

2) Marian: „Nașterea“, p. 434.

3) Marian: „Nașterea“, p. 433.

Die Gewalt der Eltern über Söhne und Töchter ist aus diesem Grunde eine unbeschränkte.

a) Der Sohn wird von den Eltern, insbesondere vom Vater, gleich in die Erziehung zur Wirtschaft übernommen. Er muß arbeiten lernen und wie für sich herzhaft arbeiten. Schon ein fünf-, sechsjähriger Bub leistet eine beachtenswerte Arbeit, indem er Gänse, Schweine, Kälber und anderes Kleinvieh weidet. Die Schulzeit fühlt der Landmann und insbesondere der Gebirgsmann deshalb so schwer, weil die Schule ihm das Kind gerade in dem Alter von der Wirtschaft entzieht, wann es ihm die beste Arbeit leistet. Und dieses Alter ist bekanntlich bei uns in Österreich laut Schulpflichtgesetz vom 7. bis zum 13. Lebensjahr.

Die Erziehung des Sohnes zur Wirtschaft ist die hauptsächlichste Sorge der Eltern. Er wird aber zum Wirten, und zwar zu einem anständigen, braven Wirten erzogen. Deshalb wird der moralische Lebenswandel streng überwacht. Der Sohn darf ohne Bewilligung nicht ausgehen, und wenn er ausgegangen ist, wird er nach seinem Gange ausgefragt. In Wirtshäusern wird man Kinder nicht sehen. Erst 17—18jährige Burschen beginnen zum Tanze auszugehen, der aber, Gott sei Dank, in der letzten Zeit in den meisten Dörfern nicht mehr im Wirtshause, sondern in einer Lesehalle stattfindet. Das Ausgehen der Jugend bei Nacht wird von den Eltern insbesondere überwacht, weil man Beteiligung an Diebstählen befürchtet. Eine Ausnahme sind die *claca*, *șezătoarea* und *piveghiu*.

Die *Claca* ist eine gemeinschaftliche Arbeit, wo mehrere Dorfsassen einem aushelfen. Gewöhnlich ist das Kukuruzschälen eine solche Arbeit, die am Abend bis gegen 10 oder 11 Uhr dauert. Dafür bietet der Wirt, dem die Arbeit verrichtet wird, der Jugend eine Unterhaltung. Dabei spielt ein Zigeuner Violine oder ein Bursche bläst Flöte und die Jugend tanzt in Pausen und nach Schluß der Arbeit. Die *Claca* ist bei allen Rumänen üblich. Im Gebirge findet die *Clacagewöhnlich* beim Mähen und Heindeln statt. Daran nehmen jedoch höchstens erwachsene Burschen und Mädchen, sonst aber Wirte und Wirtinnen teil.

Die »*Șezătoarea*« ist eigentlich auch eine *Claca*. Da nehmen aber an der Arbeit nur die Mädchen teil. Es wird gewöhnlich genäht oder gesponnen. Die Burschen kommen nur, um die Mädchen zur Arbeit zu animieren, zu unterhalten und nach der Arbeit auszutanzen. Diese *Șezătoarea* ist im Kimpolunger, Gurahumoraer und Suczawaer Bezirk sehr üblich und von jungen Leuten sehr erwartet.

Piveghiu ist eine gemeinschaftliche Totenwache. Um den Angehörigen des Vorstorbenen ihre Kondolenz zu überbringen, haben die Bauern bei Tag keine Zeit. Deshalb kommen am Abend die Verwandten, Bekannten und Freunde mit einer in einem Stück Leinwand oder in einem Tüchel umgebundenen Kerze. Diese Gaben bringen sie und legen dieselben an die Seite des Toten. Hiemit

unterstützen sich die Leute gegenseitig, denn bei solchen Anlässen werden sehr viel Leinwand und Kerzen gebraucht.

Die Männer legen die Gaben still mit einem »D-zeu să-l erte« (Gott vergebe ihm alles) nieder. Die Weiber beweinen laut den Verstorbenen, und zwar tun dies jung und alt. Die älteren Personen werden von den Hinterbliebenen — wohl für ihre Gaben — mit einem Glas Schnaps oder Bier traktiert. Die Jugend unterhält sich aber draußen. Die Burschen arrangieren spät abends verschiedene Spiele, die sie draußen vorbereiten und im Zimmer vorstellen. Dabei nehmen die Burschen erst nach dem 13. Jahre teil.

Auf die Wahl des Berufes des Sohnes hat der Vater den größten Einfluß. Die Söhne, welche zu Hause die Wirtschaft betreiben, sind die vertrautesten Mitarbeiter. Sie haben zur Vermehrung der Habe des Wirten beizutragen. Deshalb bekommen sie vom Vater nicht das Geld in die Hand, sondern sie verdienen es selber. Das verdiente Geld behält er sich nicht. Es sei denn ein kleines Taschengeld. Sonst gibt er es stets dem Vater oder der Mutter, je nachdem, wer den Schlüssel von der Lade hat. Das Geld wird gemeinschaftlich verwirtschaftet. Die Eltern machen dem Sohne Kleider, die gewöhnlich von der Hausindustrie herrühren. Schuhe, Hüte und Sonstiges kauft man ihm aus der Stadt von der gemeinschaftlichen Kasse oder er behält sich von seinem Verdienste das nötige Geld zurück. Diese Kleiderauslagen belaufen sich im ganzen auf zirka *K* 100 jährlich. Andere Erziehungsauslagen hat der Vater mit dem Sohne, der bei der Wirtschaft bleibt, nicht.

Die besser situierten und intelligenteren Bauern beginnen den Söhnen auch höhere Schulerziehung zu geben. Die Mittelschulen sind bereits überfüllt von Bauernkindern. Der Landmann bemerkt nämlich, daß sein Vermögen nicht mehr ausreicht, um seine Söhne durchgehends mit Grundstücken und Wirtschaften zu versehen. Er trachtet, daß sie daher anderswie mittels der Schule lernen, sich ein Stückchen Brot zu erwerben.

Zu diesem Zwecke arbeitet die ganze Familie, um den Sohn in der Schule erhalten zu können. Bei der Armut unserer Bevölkerung ist aber der Bauer nicht in der Lage, dem studierenden Sohne viel Geld zu geben. Er bringt ihm die Eßwaren und die Kleidung vom Hause aus der Hausindustrie und der Wirtschaft. Es wird dem Sohne daher nur ein Quartier, wo ihm die einfache Kost zubereitet wird, um *K* 4 bis 5 monatlich genommen. In der letzten Zeit sind Knabeninternate errichtet worden, wo der Bauer *K* 6 bis 20 monatlich, sei es in Barem oder in Naturalien, für seinen Sohn zahlt und dieser dort vollständige Verpflegung hat. Schulgeldbefreiungen erreichen dieselben ihrer Armut wegen gewöhnlich leicht, so daß die Ausgaben sich höchstens auf zirka *K* 400 jährlich belaufen. Reichere Wirte geben wohl auch mehr für die höhere Schulerziehung aus.

Sobald der Sohn seine Militärpflicht hinter sich hat, ist die größte Sorge der Eltern, den Sohn zu verheiraten, eigentlich zum Wirten zu machen (să-l gospodărească).

Nach der Heirat bekommt das junge Ehepaar sein Häuschen und seine Dote und beginnt die neue Wirtschaft ganz unabhängig von den Eltern. Es kommen aber auch vereinzelt Fälle vor, und insbesondere bei Söhnen, daß sie im Elternhause weiter verbleiben und eine gemeinschaftliche Wirtschaft führen. Das kommt besonders in den Fällen vor, wo das Elternhaus der Unterstützung des Sohnes noch bedarf. Dieses Mittun bei der alten Wirtschaft wird ihm mit einem größeren Anteile belohnt, wenn er überhaupt nicht in der alten Wirtschaft verbleibt und die anderen aus dem Hause verheiratet.

In diesem Falle hat er einen großen Einfluß, und wenn er auch noch unter väterlicher Gewalt steht, hat er immer ein Wörtchen bei allem mitzureden.

b) Die Tochter ist mehr oder weniger die Stütze der Mutter. Darum ist sie auch hinsichtlich der Erziehung mehr der Mutter überlassen. Dem weiblichen Teile bleibt überhaupt die Hauswirtschaft vorbehalten. In dieser wird daher das Bauernmädchel in erster Linie erzogen. Aber auch die Feldwirtschaft, insbesondere das Heindeln, Säen, Ernten, bleibt ihr nicht erspart, weshalb sie auch diese Arbeit *erlernen und verrichten muß*. *Schulerziehung genießen die Mädchen* in der Regel in der Dorfschule. Für sie besteht die Schulpflicht ebenso wie für Burschen, was in den Augen des Bauern gar keinen Nutzen bedeutet, sondern das Mädchen der Hauswirtschaft vergebens entzieht. Höheren Schulunterricht genießen höchstens Mädchen von besseren und intelligenteren Wirten, in welchem Falle, wenn sie nicht heiraten, sie Anstellungen, gewöhnlich als Lehrerinnen, anstreben. Die Auslagen belaufen sich auf das gleiche wie beim Sohne.

Der Lebenswandel der Mädchen wird viel strenger als jener der Buben überwacht. Vom unerlaubten Ausgehen, Wirtshausbesuchen und dergleichen kann keine Rede sein. Die einzigen Claca, Şezătoarea und Priveghiu sind es, woran sie auch unter Aufsicht, das heißt in Begleitung der Eltern oder eines Bruders, teilnehmen. Auch das ist aber erst um das 14. Lebensjahr statthaft.

Liebschaften, »*traiu bun*«, worunter man ein gutes Leben, gutes Einvernehmen, eine Freundschaft versteht, werden in Ansehung dessen, daß man die Tochter verheiraten will, mit braven Burschen geduldet. Sollte aus dieser geduldeten Liebschaft Aussicht auf eine Eheschließung sein, dann geben die Eltern selbstredend die Zustimmung. Sonst trachten aber die Eltern, die Mädchen gleich vom 15. Jahre an anzubringen. Die Wahl der Partie steht, wie gezeigt wurde, viel mehr den Eltern als dem Mädchen zu.

Die Ehefrau, beziehungsweise die Mutter, schließt sich gewöhnlich der Ansicht des Ehegatten in bezug auf Erziehung wie auch

auf Verhehlichung und Berufswahl der Kinder an. Sollte eine Meinungsdivergenz zwischen den beiden Elternteilen entstehen, so entscheidet kraft der übergeordneten Stellung des Mannes stets der Wille des Vaters.

Die Kinder unterstehen der Leitung der Eltern. Diese halten sich als unbeschränkte Eigentümer ihrer Kinder. Sie müssen in allem den Eltern Gehorsam leisten. Als natürliche Folge bleibt nun, daß die Eltern die Kinder auch strafen können. Die gewöhnliche Kinderstrafe ist aber beim Volke das Schlagen (Prügeln). Dieses geht mitunter zu weit und artet auch in Grausamkeiten aus. Es darf sich nach Ansicht der Eltern niemand hineinmengen, da die Kinder ihnen angehören und niemand sich zu kümmern habe, wie sie sie erziehen und behandeln. Es kommen aber doch Fälle vor, daß einflußreichere Personen, Nachbarn oder Verwandte, gewöhnlich aber der Dorfpriester, zugunsten der Kinder bei Ausschreitungen der Eltern intervenieren. Das Einschreiten des Gerichtes dürfte nur auf Anzeige seitens der Gendarmerie bei der körperlichen Verletzung stattfinden.

2. Elternrechte in bezug auf das Vermögen der Kinder.

Die Kinder gehören zur Familie ihr Leben lang. Im Verbande der Wirtschaft der Eltern verbleiben sie jedoch gewöhnlich nur bis zur Verheiratung und Versorgung mit eigener Wirtschaft. Daher betrachtet der Vater auch alles, was seine Kinder, sei es durch Arbeit oder durch Gewinn oder durch Schenkung oder Erbschaft erwerben, als sein Eigentum. Der Erlös, wenn der Vater etwas davon verkauft, wird für die ganze Familie verwendet.

Es kommen Fälle vor, daß Immobilien, welche aus Schenkungen herrühren, auf die Kinder auch grundbücherlich ersichtlich gemacht werden. In diesem Falle kann der Vater selbstredend nur nach den bestehenden Gesetzen vorgehen. Der Vater kann in diesem Falle nicht mehr eigenmächtig verfügen. Die volljährigen Kinder müssen jedem Verkaufe zustimmen. Für Verkäufe vom Vermögen minderjähriger Kinder muß die Pupillaroberbehörde, das heißt das Gericht, die Zustimmung geben.

Eine gewisse Rücksicht hat man immer auf das Kind, das von anderer Seite ein Vermögen hat. Wenn ihm auch der Erlös auf die Hand nicht gegeben wird, so heißt es immer, es wird besser versorgt werden, es wird dies in seine Wirtschaft erhalten.

Das Kind bekommt bei der Versorgung auch nach seiner Arbeit den Anteil. Dies hat auch den guten Zweck, die Kinder vor Müßiggang abzuhalten und gute, brave, arbeitsame Kinder zu erziehen. Die Verteilung von Hab und Gut unter den Kindern hängt aber doch vom Gerechtigkeitssinne und von der Liebe der Eltern zu den einzelnen Kindern ab. Krasse Ungerechtigkeiten kommen aber nicht vor. Die Arbeitskraft des unverheirateten Kindes wird meines Wissens nach niemals sofort seitens der Eltern honoriert. Die im Verbande der

Wirtschaft der Familie befindlichen Kinder werden nie in die Arbeit verdungen. Der Vater verfügt über die Arbeitskraft seiner Kinder unbeschränkt. Je mehr Kinder ein Wirt hat, eine um so größere und bessere Wirtschaft kann er führen. Deshalb werden beim rumänischen Bauern die Kinder wirklich als Segen betrachtet.

Mitunter werden Kinder in den Dienst oder zur Arbeit für fremde Leute geschickt. Den Lohn bringt das Kind aber nach Hause und derselbe wird auch allgemein für die gemeinsamen Bedürfnisse der Familie verwendet. Die Abhängigkeit der Kinder in dieser Hinsicht geht so weit, daß sogar die Arbeit und der Lohn seitens der Eltern für die Kinder bedungen und mitunter genommen wird. Beim Vertrage zwischen dem Dienstgeber und dem Kinde als dem Dienstnehmer ist gewöhnlich der Vater mitwirkend dabei.

Diese Abhängigkeit der Kinder von den Eltern dauert bis zur Versorgung mit eigener Wirtschaft. Dies findet statt entweder bei der Verheiratung oder bei Separierung des Kindes vom Vater. Inso- lange der Vater lebt, übt dieser alle Machtbefugnisse über die Kinder aus. Nach dem Tode verfallen sie zugunsten der Mutter, eines älteren Bruders oder eines die Kinder versorgenden Verwandten. Letztere wie auch der Vormund müssen aber genau die Rechnung über den Verdienst führen. Sie dürfen weder vom Vermögen noch vom Erlös, wenn etwas verkauft wird, für sich verwenden oder willkürlich darüber verfügen.

3. Adoption.

Die Machtbefugnis des Vaters in bezug auf das Vermögen und die Arbeitskraft des Kindes endigt daher mit der Versorgung des Kindes mit eigener Wirtschaft.

Ein früherer Verlust dieser Machtbefugnis kommt im Falle einer Annahme an Kindes Statt (Adoption) vor. Arme, meistens Waisenkinder, werden von kinderlosen Ehegatten an Kindes Statt aufgenommen. Der Zweck ist, die natürlichen Kinder zu ersetzen. Selbst eigene Kinder verwendet man zur Arbeit. Die adoptierten Kinder aber, die wohl die eigenen Kinder zu ersetzen haben, dienen in erster Linie als Stütze der Adoptiveltern. Sie müssen daher für diese und deren Wirtschaft fleißig arbeiten. Diese Obliegenheit steht ihnen unsomewhat zu, als sie jeden Moment zu befürchten haben, der Gnade verlustig zu werden. Deswegen werden ihre Arbeitskräfte auch mehr ausgenützt.

4. Altenteil.

Die Kinder werden, wie bisher gezeigt wurde, als Stütze der alten Eltern angesehen. Daher überlassen die Eltern, sobald sie die Altersschwäche überfällt, den Kindern das Vermögen zur Bewirtschaftung. Es wird zunächst eine Verteilung vorgenommen. Diese geschah früher nur vor dem Ortsseelsorger, Ortsrichter und einigen Zeugen, welche alle bei einer ungerechten Verteilung zugunsten der

benachteiligten Kinder zu intervenieren pflegten. Damals verteilte man den Mädchen nur innere Wirtschaftseinrichtungsstücke, Viehstücke, kurz, bewegliches Vermögen. Grundstücke erhielten nur die Söhne. Das Haus mit der Wirtschaft überläßt man auch heute gewöhnlich dem jüngsten Sohne. Da bleiben auch die Eltern bis zu ihrem Tode. Von den Eltern wird bei der Verfassung der Testamente die Erhaltung und Versorgung in Krankheitsfällen ausbedungen. Diese Verträge werden von den Kindern gerne erfüllt und man trachtet, die Alten immer in guter Laune zu erhalten, damit sie die Schenkung nicht revozieren. Außerdem sind solche alte Eltern beim Hause nützlich. Denn wie schwach auch immer sie seien, sie arbeiten und helfen bei der Wirtschaft mit.

In letzter Zeit pflegen die Rumänen ebenso wie die anderen Nationalitäten des Landes die Verschenkung grundbücherlich einzutragen und schriftliche Verträge zu machen, worin sie sich ausbedingen: 1. Erhaltung, 2. Pflege in Krankheitsfällen und 3. eine anständige christliche Bestattung. Mitunter wird sogar die Anzahl der Priester und die nähere Bestattungsart darin als Bedingung aufgenommen. Endlich wird 4. Sorge fürs Seelenheil ausbedungen.

C. Vormundschaft.

Die Waisen haben regelmäßig einen Vormund. Dies ordnen die österreichischen Gesetze an. Nicht die gerichtliche Institution der Vormundschaft ist aber Grund und Ursache, daß sich der Vormund um das Schicksal der Kinder kümmert. Gewöhnlich wird zum Vormund ein recht naher Verwandter vorgeschlagen. Wenn dieser vom Gericht angenommen wird, dann interessiert er sich kraft seiner Verwandtschaft um die Waisen. Stellt das Gericht einen Fremden zum Vormund auf, dann bleiben die Kinder doch der Sorge ihrer Verwandten überlassen. Der gerichtliche Vormund überwacht streng nach dem Gesetz die Kinder und deren Vermögen. Es ist aber bekannt, daß man das Gesetz leicht umgehen kann, und so bleibt die gerichtliche Institution der Vormundschaft eine reine Formalität, wenn nicht eine das Vermögen der Hinterbliebenen sogar gefährdende Institution.

Während der Verwandte mit Herz und Gottesfurcht die Kinder pflegt und das Vermögen schont, kümmert sich der fremde Vormund nur, um die Formalität auszuführen.

Das größte Unglück für unsere Verhältnisse ist die Institution der Kuratoren. Als solche werden gewöhnlich Advokaten und Notare bestellt. Was sich diese für ihre Mühe rechnen, ist haarsträubend. Man könnte das Vermögen der Kinder bedeutend vermehren oder für die Erziehung besser sorgen.

Bleibt den Kindern wenigstens eine Mutter, dann sorgt diese für die Kinder besser als alle Gerichte zusammen. Nichtsdestoweniger

wird sie aber der Vormundschaft und Obervormundschaft unterstellt und, wenn sie unbeholfen ist, dann muß sie zusehen, wie ein Vormund oder gar Kurator ihr Vermögen verpraßt.

Wenn eine Mutter da ist, so überlassen auch die Verwandten die ganze Obsorge der Witwe. Nur in dem Falle schreiten sie ein, wenn sie bemerken, daß die Witwe die Kinder benachteiligt, daß sie zum zweitenmal heiratet oder Kinder aus der zweiten Ehe bevorzugt und dergleichen. Dagegen empören sich Onkel, Tante und andere nahe Verwandte.

Waisen befinden sich in einer ärgeren Lage. Die haben weder Vater noch Mutter und müssen einem Verwandten zur Last fallen. Wenn erwachsene oder gar verheiratete ältere Geschwister vorhanden sind, dann übernehmen diese gewöhnlich die jüngeren. In diesem Falle ist der ältere Bruder (bădița) oder die ältere Schwester (lelița) an Vater oder Mutter Statt. Sind solche erwachsene Geschwister nicht vorhanden, dann übernimmt sie ein Onkel, eine Tante oder ein naher Verwandter. Es ist mir aber kein Fall bekannt, daß der Vormund, insbesondere wenn er nicht verwandt ist, die Hinterbliebenen übernommen hätte. Jedenfalls sitzen die Waisen bei ihren älteren Geschwistern oder bei den nahen Verwandten nicht umsonst, wenn sie auch kein Entgelt für den Unterhalt entrichten; sie arbeiten aber und helfen im Haushalte und bei der Wirtschaft. Für die Arbeit bekommen sie wohl gar nichts. Nichtsdestoweniger, wenn diese Kinder heiraten, bekommen auch sie einen kleinen Beitrag zur Aussteuer.

Es wurde bereits erwähnt, daß elternlose Kinder in erster Linie bei ihren älteren Geschwistern verbleiben und diese an Eltern Statt betrachten. Die betreffenden Geschwister sorgen dafür, daß die Kinder aufgezogen werden, bis sie ihr Stückchen Brot erwerben können, bei den Bauern gewöhnlich, bis sie arbeitsfähig werden. Arbeitsfähige verwaiste Knaben und Mädchen werden, für den Fall als die Geschwister selbst Arbeitskräfte nicht benötigen, in den Dienst bei anderen Wirten oder in Herrschaftshäuser gegeben. Den Lohn sparen die Waisen selbst oder sie geben ihn dem betreffenden Geschwisterteil zur Aufbewahrung. Ist den Kindern irgendwelches Vermögen geblieben, dann verwalten sie es selbst unter der Aufsicht des bevormundenden Geschwisterteiles. Hat aber der die Waisen erhaltende Geschwisterteil selbst ein größeres Vermögen und benötigt er hiezu Arbeitskräfte, so ist ihm stets willkommen, wenn die Waisen bei ihm bleiben und arbeiten. Hiefür entlohnt er sie, wenn sie heiraten. Es kommen auch Fälle vor, daß solche Waisen nicht heiraten und beim älteren Bruder oder bei der älteren Schwester, insbesondere wenn das Elternhaus einem derselben als Erbe zukommt, auch als Erwachsene bleiben. Da arbeiten dieselben und unterstützen die Hebung der Wirtschaft ihrer Geschwister. Dabei halten sie selbst irgendwelche Viehstücke und betreiben eine Art Nebenwirtschaft in der Wirtschaft. Ist dies nicht

der Fall und arbeiten die jüngeren Geschwister nur im Interesse der Wirtschaft ihres Bruders oder ihrer Schwester, dann vereinbaren sie untereinander einen Lohn oder Entgelt in anderer Art. Es kommen aber Fälle vor, daß mehrere Geschwister anfangs unter der Aufsicht eines Verwandten bleiben. Dann entledigen sie sich dieser ganz. Sie betreiben allein und selbständig ihre Wirtschaft. Jene, welche heiraten, gehen aus dem Hause. Die nachfolgenden erwachsenen Geschwister betreiben selbst die Wirtschaft weiter. Zwei Brüder »Horgot« in Stulpikany führen die Elternwirtschaft weiter, nachdem ältere und jüngere Geschwister aus dem Hause geheiratet haben.

D. Bruderschaft.

Unter Bruderschaft versteht das Volk auch ein Schutz- und Trutzbündnis unter zwei oder mehreren Burschen (*frăție, frate de cruce*, Kreuzbruderschaft). Gewöhnlich sind es Burschen, die keine Brüder haben, welche die Freundschaft so weit ausdehnen, daß sie eine Bruderschaft begründen. Ebenso suchen Burschen, die zwar Brüder haben, jedoch, sei es wegen des Altersunterschiedes oder der Charakterverschiedenheit, nicht so gut zusammenpassen, unter den Burschen gleichen Alters einen Freund aus und schließen mit ihm ein Bündnis, das Bruderschaft (*frăție, frate de cruce*) heißt.

Dieses geschieht folgendermaßen: Zwei Burschen kratzen sich auf der Hand mit der Messerspitze ein Kreuzzeichen, bis Blut fließt, ein. Das daraus fließende Blut lecken sie sich gegenseitig, was gleichzeitig als Schwur angesehen wird, daß sie sich in allen Lagen gegenseitig unterstützen werden.

Diese Institution dürfte ein Überbleibsel von der alten »Haiducia« (eine Art Raubritterschaft) sein. In den alten Fürstentümern Moldau und Walachei gab es unter der gesetz- und schutzlosen Türkenherrschaft Banden von Haiduci. Diese galten in den Augen der Fremden als Räuber. In der Tat waren sie aber nicht gewöhnliche Räuber. Sie lebten in den Gebirgswäldern scharenweise, gewöhnlich zu zwölf. Auch eine geringere Anzahl betrieb die Haiducia und die bedeutendsten lebten einzelwise mit ihrem Pferde und Buzdugan. An den Übergängen im Gebirge lauerten sie dann den reichen Bojaren und Handelsleuten und insbesondere den Griechen und Türken auf. Diese wurden ihrer mitführenden Habe beraubt, gewöhnlich ohne getötet zu werden. Vom Geraubten behielten sie für sich nur so viel, als sie zum Leben bedurften. Den Rest schickten sie in die Nachbardörfer zur Verteilung unter Arme. Deshalb wurden diese Haiduci auch vom Volke geliebt und versteckt und konnten dieses Treiben längere Zeit hindurch ungestört fortsetzen.

Heutzutage gibt es solche nicht mehr. Als Überbleibsel kann aber die Bruderschaft (*frăția de cruce*) betrachtet werden.

Der Flachsbau und die Flachsbearbeitung im südlichen Böhmerwalde.

Von Anton Schacherl, Budweis.

Wer das Land Böhmen bereist, wird gar bald herausfinden, daß stets gebietweise eine andere Ackerpflanze gepflegt wird. Bekannt ist doch der Hopfen von Saaz, Auscha u. s. w., in vielen Landstrichen sind die Zuckerrüben heimisch, und im unteren Böhmerwalde, den Gerichtsbezirken Prachatitz, Wallern, Oberplan, Kalsching, Krumau und Hohenfurt ist der Flachs eine Haupteinnahmequelle.¹⁾ Auf das »Haargeld« rechnet hier der Bauer das ganze Jahr, damit zahlt er seine Steuern, die Schuldzinsen und zu Weihnachten den Lohn des Gesindes. Der schotterige, steinreiche Boden und die rauhe Lage lassen andere Ackerfrüchte nicht sehr üppig gedeihen und sie decken fast nur den Hausbedarf. Nur der Flachs bringt Geld ins Haus.

Es ist daher kein Wunder, daß die Flachsarbeit mit dem Volksleben des Böhmerwäldlers eng verwoben ist.

An einem nicht regnerischen Maitage wird der Leinsamen, »Linsat« hier benannt, gesät. Man wählt dazu eine Brache, die wiederholt geackert wird, so daß der Boden ohne Erdklumpen und ohne Unkraut erscheint. Man ackert sogenannte »Bifung«, das heißt, je vier Furchen werden zusammengeackert und es entsteht daher zwischen zwei Bifung eine »Ohln«, eine Furche ohne fruchtbares Erdreich. Selten ackert man Beete, also Furche an Furche, ohne »Ohln«, wie ein Gartenbeet, denn in solchen bleibt der Flachs klein und hat wenig Gespinstfasern.

Nach dem Ackern wird der Leinsamen mit der Hand aus dem umgebundenen weißen Saattuch, »Saakitzel« benannt, vom Bauer oder der Bäuerin ausgestreut, worauf die Egge ihre Dienste leisten muß. Fortgeschrittenere Landwirte lassen auch noch die Ackerwalze darüber hinweggehen. Ist diese Arbeit beendet, dann werden die »Ohln« nochmals mit dem Pflug ausgefurcht, damit keine Erde daselbst verbleibt und auch keine Leinpflänzchen daselbst emporwachsen, und dann werden quer über das Feld je nach Notwendigkeit zur Ableitung des Regenwassers Wasserfurchen mit dem Pflug gezogen.

Sobald die Pflänzchen das Licht der Welt neugierig erblicken, zeigt es sich ganz bibelfest, daß der Teufel Unkraut darunter gesät hat, ja letzteres will dem Leinpflänzchen das Dasein streitig machen. Es ist nun Sache der Frauenwelt des Bauernhofes, den Kampf ums Dasein zugunsten des Flachses zu entscheiden. Es geht ans Jäten.

¹⁾ Die von denen des südlichen Böhmerwaldes in diesem Belange sehr stark abweichenden volkskundlichen Verhältnisse im nördlichen Teile des Gebirges schilderte im V. Jahrgange unserer Zeitschrift J. Blau: »Flachsbau und Flachsverwertung in der Rothenbaumer Gegend.« S. 193 ff.

Die Bäuerin, die »Große Dirn«, die »Kleine Dirn« (die zwei Dienstmägde), die »Ifrau« (Inwohnerin), die »Hüterin« (die Frau des im Gemeindehaus wohnenden Dorfhirten) begeben sich aufs Flachsfield, und es wird wochenlang »hoarg'jän« (Flachs gejätet). Jede Jäterin geht in einer »Ohln« und jätet einen Bifung, wobei sie stets in gleicher Frontreihe bleiben. Das Unkraut, »Drill« (Hederich) und Disteln, wird ausgerissen, in Büschel gebunden und dann entweder auf steinige Wege zur Gangbarmachung für das Zugvieh geworfen oder die »Ifrau« trägt sich's nach Hause, hackt die Wurzeln ab und verwendet es als Kuh- oder Ziegenfutter.

Es kommt Fronleichnam. Die vier Altäre beim feierlichen Umzug werden mit sprossenden Birkenbäumchen geschmückt, ja in manchen Orten werden auch auf beiden Seiten des Weges, den die Prozession nimmt, Birken gesteckt. Beim Umzug am Sonntag nach Fronleichnam werden jedoch statt der Birken Tannenbäumchen verwendet. Sobald der Fronleichnamzug vorüber ist, werden die Birkenbäumchen gestürmt. In jedes Haus will man einen Zweig bringen, er soll, unter das Dach gesteckt, vor Blitzgefahrschützen. Den längsten Ast muß aber die Große Dirn am Fronleichnamstag nachmittags mitten in den Flachsacker stecken. So lange dieser Ast ist, so lange wird der Flachs. Dann steckt die Große Dirn mitten am Flachsfield (»Hoarocker« = Haaracker) quer über die Bifänge eine Reihe Birkenäste: der Flachs wird »gekrönt«.

Das Gedeihen des Flachsese hat man übrigens schon längst vorhergesagt. Am Dreikönigsabend, nachdem sämtliche Türen mit geweihter Kreide mit den Buchstaben K. M. B., drei Kreuzeln und der Jahreszahl geschmückt sind, wird mittels Tannenreisig das ganze Haus innen und außen, besonders Vieh und Stall mit Weihwasser besprengt. Dann geht man zum brennenden Herdfeuer, nimmt ein Tannenreisigästchen, mit dem man Weihwasser gesprengt hat, wirft es ins Feuer, spuckt dreimal, ohne dazwischen zu atmen, hinein und spricht: »Das is für'n Hoar.« Wenn dann das Feuer beim Ästchen recht prasselt, gerät der Flachs gut, brennt aber das Feuer ruhig, ist eine Mißernte zu erwarten. Die Buchstaben K. M. B. bleiben bis Maria Lichtmeß auf den Türen, dann müssen sie entfernt werden, sonst ströken die Hühner mit den Eiern. Und wie lange nun an diesem Lostage, Maria Lichtmeß, die Eiszapfen an den Dächern sind, so lange wird im laufenden Jahre der Flachs wachsen.

Der Flachs blüht bekanntlich blau und es ist herrlich, vormittags »das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schau'n«. Da der Flachs nur vormittags blüht, sagt der Böhmerwäldler, der »Hoar« blühe nur, so lange in der Kirche heilige Messen gelesen werden.

Nach schon dreizehn Wochen nach der Saat ist beim Flachs die Ernte. Er wird »gerauft«. Bifungsweise wird der Flachs von Männern und Frauen mit der Hand ausgerissen und durch geübten

Niederwurf am Bifung ausgebreitet. Es wird dabei geachtet, daß der Flachs sich nicht »verritten«, daß er nicht in Unordnung gebracht wird. Ein Abmähen des Flachses wäre mit Nachteil für die Flachsfaser sowie auch für die Nachfrucht nach dem Flachs, meist Korn, verbunden. Die Flachswurzeln sind kein Nutzen für Körnerfrüchte, ja trotz guten Düngens ist das Korn auf Feldern, auf denen das Jahr vorher Flachs gestanden ist, dünnhalmig, klein und kurzährig.

Nach wenigen Wochen wird der Flachs am Feld in Buschen gebunden. Man verwendet dazu Strohbander, die bei den Ähren kunstgriffig zusammengebunden werden. Es ist jedoch zu achten, daß kein Stroh unter den Flachs kommt und manche Landwirte verwenden deshalb anstatt Strohbandern Stricke.

In der Scheuer ist über die Tenne quer von einem Hochbarren (»Hoibarn«) zum anderen, den zwei seitwärts der Tenne an der »Ös« (Banse) aufrechstehenden Säulen, ein »Rüffelbaum« befestigt. Auf ihm befinden sich die Rüffelbretter, riesige, gußeiserne Kämme, und da wird nun Handvoll um Handvoll Flachs mit der Spitze durchgezogen, so daß die Samenkapseln, die »Pohl«, abfallen. Zum Ausgleichen des Flachses zieht man ihn auch einmal mit der Wurzel durch das Rüffelbrett. Der im Rüffelbrett verbleibende unausgegliche Flachs wird als »Gritt« (»Zerrütteltes«) allein gegeben, auch gebrecht und zu Salzsackleinwand versponnen. Die »Pohl« werden »gereutert« (gesiebt) und auf der Putzmühle geputzt und dann in Säcken oder am Dachboden luftig aufbewahrt und erst bei grimmiger Winterkälte gedroschen, da erst dann der Leinsamen (»die Linset«) herausgeht.

Vor mehreren Jahren haben Böhmerwäldler noch Leinöl selbst »geschlagen« und an Fasttagen, besonders Mittwoch, Freitag und Samstag in der Fasten, »Knödel und Kraut« damit geschmalzen. Schweineschmalz wird im Böhmerwalde an einem Freitag oder anderen Fasttag nie verwendet. Statt Leinöl, das heute im Böhmerwalde nicht mehr zum Abschmalzen benützt wird, verwendet man heute Rindschmalz.

Die »Linset« wird auch als Heilmittel verwendet und es wird bei Erkrankungen meist ein warmer Umschlag auf Hals, Brust oder Bauch aus einem mit Leinsamen gefüllten Säcklein gemacht.

Statt des Rüffeln dreschen manche Bauern den Flachs. Es ist dies eine sehr staubige Arbeit und die Drescher gleichen bald Schornsteinfegern. Der Flachs wird beim Dreschen nicht so schön ausgeglichen wie beim Rüffeln, doch ist beim Dreschen ein nachheriges Dreschen der Samenkapseln erspart.

Ist der Flachs vor dem Rüffeln oder Dreschen noch nicht gut geröstet (»g'retzt«), so wird er in Buschen auf Wiesen gefahren. Eine Fuhre nach der andern wird auf die Wiese gebracht, und während das Zugvieh den Wagen dahinzieht, wirft die Dienstmagd fortwährend

je rechts und links einen Buschen auf die Wiese herab. Fleißige Frauenhände legen dann reihenweise dünn den Flachs auf das heranwachsende Grummet. Damit der Wind nicht einen Durcheinander macht, bevor das Grummet den Flachs festhält, »bevor der Flachs verwächst«, steckt man Birkenäste ein. Auch auf Stoppelfeldern, nach Hafer oder Korn, wird oft der Flachs ausgelegt. Hier schützen die Stoppeln den Flachs vor dem Wind. Aber es geschieht dennoch häufig, daß scharfe Herbstwinde den Flachs aufrollen zu ganzen »Wutzeln«, und es ist dann eine schwierige Arbeit, ihn wieder auszugleichen. »Den Hoar hots blos'n,« sagt der Böhmerwäldler, wenn der Wind seine Wut am Flachs ausläßt.

Ist nun der Flachs »geretzt«, dann wird er mittels Rechen oder auch Gabel »aufgehoben«. Man macht »Häufel«, und diese werden zu Buschen zusammengebunden, und nun fährt man diese ein.

Und nun geht's ans lustige Brecheln. Die »Hoarstub'n« (Brechhäuser) werden hergerichtet. Es sind meist aus Holz gezimmerte Blockhäuser, mit Stroh gedeckt. Im ersten Teil werden die »Brecheln« mittels schweren Steinen eingeschwert. Es gibt einfache und doppelte Brecheln. Mit den einfachen wird der Rohflachs durchschlagen, mit den doppelten erst fein gebrecht. In den letzten Jahren hat man aber statt der einfachen Brechen »Maschinen« eingeführt, durch welche der Flachs gewalzt und so gebrochen wird. Statt in Flachsbrechstuben hat man mancherorts früher den Flachs auch in der Sonne und vor dem Brechen mit der doppelten Brechel im Backofen getrocknet.

Der zweite Teil der Flachsbrechstube ist die »Stube«. Darinnen ist ein gemauerter Ofen, der fest geheizt wird. Der Flachs ist auf einer Holzbühne, »Bi« über die ganze »Stube« aufgestellt. Der ganze Rauch bleibt in der Stube, Tür und Fenster sind fest verschlossen. Da es dabei häufig vorgekommen ist, daß beim Nachlegen im Ofen oder Flachsholen Dienstmägde im Rauch erstickt sind und sehr häufig auch Brände vorkamen, ist nun behördlich angeordnet, daß jede Flachsbrechstube einen Rauchfang haben muß. Es wird nun ein Leinwandsiedekessel verkehrt eingemauert, darunter geheizt und man kann nun ohne Lebensgefahr in der »Stube« sich wärmen. Gewöhnlich haben mehrere Bauern mitsammen eine Flachsbrechstube.

Am Tage vor dem Brecheln, meist einem Sonntag, wird den ganzen Tag die Brechelstube geheizt. Das ist Sache der Dienstmägde — und daß da die Dorfburschen herbeikommen und scherzen und — lieben, braucht nicht erst gesagt zu werden. Es ist die Haarstube nun ein Stelldichlein für die Burschen und Mädchen, besonders, da auch fremde Mädchen herkommen, die auf Gegenseitigkeit mitbrecheln, um ihre Brechel »einzuschweren«. Da müssen meist die Burschen die schweren Steine herbeiwälzen.

Am nächsten Tag beginnt die Brecherei. Meist schon um zwei oder spätestens drei Uhr wird aufgestanden und ohne sich mit Stallarbeit zu beschäftigen, nimmt das Brechpersonal eine Suppe, entweder Mehlsuppe (sogenannte Saure Suppe), Milchsuppe oder, wo es feiner ist, Kaffee ein. Alle sitzen um den großen Tisch und löffeln aus einer großen, mitten am Tisch aufgestellten, für kleine Personen nur unter Anstrengung erreichbaren Schüssel, die von den Dienstmägden stets nachgefüllt wird. In der Suppe, auch im Kaffee befinden sich vom Großknecht geschnittene Hausbrotbrocken. Vor dem Essen wird vom Großknecht ein »Vaterunser« und der »Glaube« gebetet, aber so, daß man kaum ein Wort versteht, eine tibetanische Gebetmühle kann es nicht mechanischer und gedankenloser machen. An die Suppe reiht sich in der Brechelzeit, damit man mehr Kraft hat, ein Grißkoch, auf dem oben Rindschmalz schwimmt, aber unten keine Spur von solchem hat. In manchen Bauernhäusern wird auch nach dem Essen ein kurzes Dankgebet gesprochen, meist von allen Anwesenden gemeinsam.

Nun geht's unter Laternenbeleuchtung in die Flachsbrechstube. In dieser wird die Laterne, in der sich eine Kerze befindet, auf einer Stange mitten aufgehängt. Die »Große Dirn« bringt einen »Arm voll« Flachs von der Dörrstube und sogleich beginnt ein Bursch, meist der zweite Knecht, im Böhmerwald »Meiner« genannt, mit dem Durchwalzen durch die Maschine, das heißt dem Brechen der Stengel. Etwa fünf Brechlerinnen kann er allein nachkommen, sind deren mehrere, und meist sind es deren sieben oder acht, muß er einen Einleger haben, was meist der Hütbub ist. Letzterer legt eine Handvoll Flachs auf den Maschinentisch zu den Walzen, der Dreher wälzt ihn zweimal hin und zurück, dann wird er zusammengedrückt, nochmals durchgewalzt und auf eine Bank geworfen, von wo die Brechlerinnen sich die »Handvoll« zum Brecheln nehmen. Die Bank steht in der Mitte und ist von allen leicht zu erreichen.

Um 8 Uhr morgens wird die Jause gegessen, oder wie man im Böhmerwald zur Vormittagsjause sagt, »Neunerbrot« (Neunuhrbrot). Es gibt mit Schmetten angerichteten frischen Käse und Weißbröt. Nach 11 Uhr wird zum Mittagessen gegangen. Es besteht aus Suppe, Geselchtem, harten Knödeln und Sauerkraut. Ein großer Krug frischen klaren Wassers steht bereit. Es ist im Böhmerwalde Pflicht des Hütbuben, Jahr und Tag zum gemeinsamen Essen einen Krug Trinkwasser herbeizuschaffen. Most, Schnaps und Wein gibt es im Böhmerwalde bei der Bauernmahlzeit nie.

Nach dem Mittagessen begibt man sich sofort wieder in die Brechelstube und beginnt die Arbeit. Um 4 Uhr ist Jause. Im Böhmerwald wird die Nachmittagsjause »Untern« genannt. Es gibt Käse, Brot und frisches Wasser.

Abends wird wieder bei Licht gebrechelt, hie und da bis 6 Uhr, häufig auch bis 8 Uhr, so daß die Nachtruhe kurz ausfällt, da man um 2 Uhr wieder aufzustehen hat. Nachmittags wird neuer Flachs auf die Bühne gegeben und wieder fest geheitzt, und abends, wenn die Brechlerinnen nach Hause gehen, muß die »Große Dirn« meist noch eine längere Zeit bleiben, nachzulegen, wobei sie gewöhnlich jemanden ersucht, bei ihr zu bleiben, um ihr »fürchten zu helfen«. Oft wird diese Zeit zum Stelldichein mit dem Geliebten benützt.

Abends gibt's Kartoffeln. Sie werden heiß auf eine große, mitten auf dem Tisch stehende Schüssel »aufgegeben«. Jede Person nimmt sich eine nach der anderen und schält sie ab. Dann kommt eine große Schüssel saurer Milch auf den Tisch. Jeder Gast nimmt nun in die linke Hand eine abgeschälte Kartoffel, beißt ab und holt dann mit einem Löffel in der rechten Hand Milch aus der gemeinsamen Schüssel. Eins nach dem anderen »hat genug« und hört zu essen auf. Dann wird eine Schüssel voll Milchsuppe aufgetragen, Brocken werden hineingeschnitten, und wenn sie ausgelöffelt ist, wird ein Nachtgebet, meist laut, gemeinsam verrichtet und dann begeben sich alle zur Ruhe. Jede Person hat einen eigenen Löffel, dessen Schaufel bei Beendigung des Essens zur Reinigung verkehrt durch den Mund gezogen und dann im Tischtuch abgewischt wird. Dann bewahrt jede Person den Löffel für sich, meist in Riemchen gesteckt, unter der Tischplatte oder in eigenen Laden auf. Die Löffel werden also nicht abgewaschen und nicht vermischt.

Das Brecheln ist eine äußerst staubige Arbeit. Die Arbeiterinnen tragen meist Tücher um den Mund gebunden, »Maultüchel«, wie man sagt und die noch das ganze Jahr fast allgemein im Gebrauch sind. Trotz des vielen Rußes wäscht man sich mittags vor dem Essen selten, da man durch das Wegwaschen des Staubes beim Brecheln meist wund wird. Auch soll man trotz des Kitzelns des Staubes das Schneuzen und Augenreinigen möglichst vermeiden.

Um den Staub leichter »hinunterzufressen«, wird am Kirchtage vom Liebhaber erhaltener Lebzelter für die Brechelzeit aufbewahrt, auch Zuckerl kauft man sich, Feigenmänner besuchen die Haarstuben und auch tschechische Händlerinnen besuchen mit Körben voll Obst, meist Zwetschken und Birnen, die Brechlerinnen bei der Arbeit und verhandeln Obst für Flachs.

Der Tratsch blüht. Jede bekannte Person wird »abgebrechelt« und »durchgehehelt«, jede Ehe, Kindstaupe, Liebschaft und besonders jede unverehelichte Mutter »besprochen«. Das ist die Dorfzeitungsmacherei. Oft kommt es auch zu Raufereien, und in den meisten Haarstuben wird dem Maschindreher, wenn er den Flachs nicht gut genug durchwalzt, die Hose ausgezogen oder Hose und Hemd mit Agen gefüllt.

Der gebrechte Flachs wird in Bündeln nach Hause getragen, die Agen (Ahnen) jeden Tag von der Brechstube ausgeputzt und auf

einen Haufen gegeben, dann nach Hause gebracht. Sie bilden eine sehr gute Viehstreu, besonders für »sich naßhaltende Rinder«, da sie die Nässe aufsaugen und daher gerne als Streu gekauft werden.

Ist ausgebrechelt, so gibt es zum »Untern« oder schon zu Mittag einen »Brechelsterz«, meist einen Mehlsterz oder auch Krapfen, manchmal auch Bier dazu. Durchschnittlich hat jeder Bauer Flachs, um acht Tage daran brecheln zu können. Hat ein Bauer ausgebrechelt, fängt ein anderer in derselben Haarstube an, und so wird in einer Haarstube meist mehrere Wochen gebrecht. Es gibt meist mehrere Brechstuben in jedem Dorf und das ist an schönen Herbsttagen ein lustiges Geklapper, wenn man in ein Dorf kommt, und jeder Fremde wird von den Brechlerinnen mit besonderer Neugierde beguckt. In Chrobold und Oberplan im Böhmerwalde gibt es bereits Flachsbau- und Flachsbrech-Genossenschaften mit modern eingerichteten Brechhäusern.

Zum Brechen borgt ein Bauer dem anderen die Dienstmägde als Arbeiterinnen aus und so ist eine Dienstmagd infolge der gegenseitigen Arbeit oft viele Wochen als Brechlerin tätig. Alle nur irgendwie zu Hause entbehrlichen Weiber des Dorfes werden gegen Bezahlung als Brechlerin gedungen. Vor zehn Jahren hatte eine Brechlerin täglich 80 Heller bei voller Kost, ein Maschindreher, wenn es nicht ein Dienstbote, sondern ein Tagelöhner war, 90 Heller. Heute ist der Lohn etwas gestiegen.

Nach dem Flachs wird das Werg gebrecht, und hat der Bauer seinen Flachs gebrecht, kommt der Inwohner mit seinem Flachs daran. Der Inwohner wird meist an einem einzigen Tag mit der Brechelarbeit fertig.

Schon während des Brechelns gehen »Flachskäufer« von Haarstube zu Haarstube und nehmen sich Muster, sie kaufen den Flachs schon, geben Angeld (»Drangeld«) und es kommt häufig vor, daß der Preis erst später nach den üblichen Preisen festgesetzt wird. In den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts kostete das Kilo gebrechter langer seidenschnüriger Flachs etwa 80 Heller, und er fiel dann auf etwa 35 Heller, so daß der Flachsbau zurückging. Heute ist der Durchschnittspreis für das Kilo Flachs eine Krone. Und wenn im Advent fuhrenweise der gebrechte Flachs von jedem Dorf zur Bahn gefahren wird, gibt's Geld im Bauernhaus zum Steuerzahlen und zur Lohnauszahlung für die Dienstboten am zweiten Weihnachtstage. Was für den Weinbauer der Wein, den Hopfenbauer der Hopfen, ist für den Böhmerwäldler der Flachs.

Ein kleiner Teil Flachs wird zum Hausgebrauch behalten. Dieser Flachs wird in der Flachsbrechstube nochmals gedörst und von den Mägden dann handvollweise durch die Hechel gezogen, »g'hachelt«. Es ist ein rundes Brett von einer Spanne Durchmesser, durch das etwa 7 cm lange Stahlstacheln im Rechteck geschlagen sind. Dieses

Stachelbrett ist auf ein langes, dünnes Brett aufgenagelt, das unten zwei Halter zum Ansetzen mit den Füßen und oben ein Loch zum Halten mit der Hand hat. Durch die Zähne wird der Flachs gezogen und je zehn Handvoll gehechelter Flachs zu einer »Reist'n« zusammengedreht. Und zu Leonhard (6. November) wird die schönste »Reist'n Hoar« dem heiligen Leonhard in der Kirche zum Wohlgedeihen des Viehes geopfert. Letztere Opferung erfolgt bei einer Festmesse in Anwesenheit der ganzen Kirchengemeinde. Jeder Bauer läßt durch die Dienstmagd Flachs auf einem vor dem Altar in der Kirche dazu hergerichteten Platz am Leonhardtag opfern.

Der in der Hechel hängenbleibende Flachs, das Werg, wird zu grober Leinwand versponnen und auch zum Dreheñ von Peitschen (»Gois'ln« = Geißeln) verwendet.

Nun kommen Rocken und Spinnrad zur Geltung. Der Rocken ist ein Gestell mit vier kurzen Füßen, von dem eine Stange emporragt, an welche oben eine auf- und abbewegliche zweite Stange befestigt ist. An diese zweite Stange wird der Flachs, aufgezüselt und dann zusammengerollt, angebunden. Die gebräuchlichen Namen beim Rocken sind »Rockakreuz«, »Rockastang'«, »Rockabond« (Band), »Rupf'n« (der angebundene Flachs).

Das Rad hat eine »Scheib'n« (das eigentliche Rad) im Durchmesser von 30 bis 50 cm, das in hölzernem Gestell läuft und durch ein Trittbrett mit dem rechten Fuß der Spinnerin, von oben nach unten laufend, in Bewegung gesetzt wird, während der linke Fuß der Spinnerin am Rockenkreuz ruht und den Rocken hält. Ober dem Rade befindet sich die Spindel mit eisernem Flügel und Stecklöchern. Auf der Spindel steckt die Spule, die das Rad durch eine »Schnur« in Bewegung setzt. Die Spindel ist am breiten Ende hohl. Der Faden tritt hier ein, durch ein Seitenloch heraus und wird durch ein Steckloch auf die Spule gewickelt. Spule und Spindel drehen sich nicht mitsammen, sondern jedes für sich, und so wird dadurch der Faden gedreht. Die Spinnerin zupft und zieht den Flachs vom Rocken herab und gleicht ihn aus und unter der Hand wird er schon durch das Spinnrad gedreht. Die Spule hat auf einer Seite ein kleineres Endrad, auf der anderen ein größeres, eingepaßt in die Flügel der Spindel. Ist die Spule beinahe voll, werden am breiteren Ende, wo die Schnur läuft, noch »Spaltel« (Holzsplitter) eingesteckt, damit mehr daraufkommt. Wenn sie nun ganz vollgesponnen ist, wird sie ausgetauscht.

Diese Räder sind zum Wergspinnen für »rupferne« (grobe) Leinwand. Für »harbene« (feinere) Leinwand gibt es Räder mit zwei Spindeln und zwei Spulen und es muß die Spinnerin mit jeder Hand einen Faden ziehen. Sie hat dabei, wenn sie nicht so oft an die Finger lecken will, am Rocken ein »Tögerl« (kleines Häferl) mit Wasser zum Fingerbenetzen angebunden. Damit das Rad leicht geht, wird es mit Schweineschmalz (»Schmer«) geschmiert.

Es gibt eigene »Radmacher«, und wenn eine Braut am Tage nach der Hochzeit in das Haus des Bräutigams fährt, muß sie ein neues Rad samt Rocken, schön angestrichen und bemalt und mit Bändern geschmückt, mitfahren.

Jeden Abend muß die Spinnerin abhaspeln und ihre vorgeschriebene Menge Garn fertigbringen; es ist für sie eine Schmach, »am Haspel hängen zu bleiben«, am größten noch, wenn sie »über einen Feiertag hängt«.

Es sind Drehhaspeln im Gebrauch, welche links einen Zeiger und einen »Schnapper« haben, welche jedes aufgehaspelte »Wiedel« anzeigen. Es werden zehn Wiedel zu je sechzig Faden aufgehaspelt. Das ist ein Schnalz. Bei rupfernem Garn haspelt man nur »Halbe« (einen halben Schnalz), zehn Wiedel zu je dreißig Faden. Jede Spinnerin muß täglich mindestens einen »Halben« Rupfernes und einen »Ganzen« Harbenes spinnen.

Das ganz feine Garn wird zu Zwirn gedreht. Das Garn wird zu Ballen, »Klung« oder »Knäu'l« genannt, abgewickelt, und drei solche Fäden zusammen bei Benetzung durch die Finger auf die Spule des Spinnrades gedreht und der »Hauszwirn« ist fertig.

Bevor das Garn vom Haspel genommen wird, werden die einzelnen Wiedel durch einen Faden »unterbunden«.

In einer Lauge mit Asche und Kalk sowie Seife wird das Garn hierauf gekocht, und zwar in eigenen eingemauerten Kesseln oder auch in den »Hafen«, kleinen, in jedem Sparherdofen eingemauerten Kesseln. In manchen Dörfern sind die Garn- und Leinwandkesseln alleinstehend in einem Garten in einen Ofen eingemauert.

Auf Stangen, meist auf den »Ofenstangeln«, wird das Garn getrocknet und von zwei Personen mittels zwei Stäben, die man durchsteckt, »ausgeschlagen« und dann »gebläut«, das heißt fest geschlagen.

Das Spinnen ist die Winterbeschäftigung der weiblichen Dienstboten. In früheren Zeiten mußten auch nach dem Ausdreschen die Knechte spinnen. Jetzt, wo nur für den Hausgebrauch Garn hergestellt und aller anderer Flachs verkauft wird, ist in vielen Bauernhäusern nur eine Dienstmagd beim Rad beschäftigt, während die andere den Knechten dreschen hilft. In früheren Zeiten wurde das gesponnene grobe (»rupfene«) Garn verkauft und es gab viele Garnhändler im Böhmerwalde, welche Woche für Woche in alle Bauernstuben, Inwohnerstübl und Kleinhäusl in ihrem Gäu Flachskaufen gingen. Ein ganzer Schnalz kostete noch um 1890 36 bis 40 h. Dazu braucht eine gute Spinnerin einen Tag, und der Flachs, eigentlich das Werg, samt dessen Bearbeitung ist im Preis inbegriffen. Wahrlich, ein Hungerlohn! Es war aber immerhin bei dem hohen Wert des Geldes im Böhmerwald, wo es sonst im Winter keine Arbeit gab, für arme Leute ein gern gewünschter Verdienst, da ja auch ein

Tagelöhner im Winter für das Dreschen den ganzen Tag nebst der Kost nur täglich 20 *h* Lohn bekam. Im Sommer freilich hatte damals ein Tagelöhner 60 bis 80 *h*, ja für das Mähen auf Fürst Schwarzenberg'schen Wiesen bei Ogfolderhaid wurden um 1890 noch 80 *h* bis K 1:20 den Männern gezahlt ohne jede Kost. Und dabei drängte noch alles zu diesem Verdienst, zu dieser schweren Arbeit. Man sagt heute noch zu dieser Arbeit »auf d' Rowelt gai« (auf die Robot geh'n).

Beim Spinnen sucht man sich die Zeit durch gegenseitigen Besuch zu vertreiben. Nachmittags stets kommen die Mägde gemäß Abredung einmal in dem, einmal in jenem Haus mit Rocken und Spinnrad zusammen. Man sagt, man geht auf die »Rockaroase« (Rockenreise). Da wird gesungen, es werden Geschichten erzählt und gegen Abend kommen die Burschen vom Dorf, wenn sie ihre bestimmte Anzahl »Stroh« (Strohlagen) gedroschen haben, zusammen und dann gib'ts Unterhaltung. Einige Burschen spielen dabei Karten und alle rauchen, daß die Stube bald einer Selchkammer gleicht. Pfeifenkenner und Pfeifenliebhaber und Pfeifenhändler sind die Böhmerwäldler alle. Auch Taubenliebhaber, und einige fangen bei der Rockenfahrt Taubenhändler oder auch einen Taschenuhrenhandel an. Abends begibt man sich zum Füttern und Nachtmahlen, und nach dem Nachtsbet, das alle gemeinsam laut unter Knien bei den Bänken hersagen, kommt man nach etwa zwei Stunden wieder zusammen. Die Mägde spinnen, die Burschen spielen Karten. Die Mädchen machen nun »Halbe«, sie unterbrechen die Arbeit und gehen ins Freie. Schneeballen fliegen zwischen ihnen und den Burschen bald hin und her. Ein großer Handschlitten ist bald besorgt, es geht auf ein Hügerl, alle sitzen auf den Schlitten und ein Bursche lenkt. Rasend schnell geht's, das »Schlinfohrn« unter lautem Jubel, bis der verschlagene Lenker plötzlich seitwärts lenkt und bei rechtzeitiger Warnung der Burschen den Schlitten im Schnee umstürzen läßt. Schnell kriechen die Mädchen unter dem Schlitten heraus und nun gib'ts eine fürchterliche Schneeballenschlacht.

Man kehrt nun wieder zurück in die Bauernstube und die Mädchen setzen ihre Spinnarbeit fort. Es gibt unter den Burschen meist welche, die »schöne Geschichten erzählen« können, Räubergeschichten, Sagen u. s. w., und es lauscht alles dessen »Mundwerk«.

Um 9 Uhr oder auch schon früher wird das Spinnen eingestellt. Nun beginnen entweder Spiele, wie »die Farbe«, »Nachbar lieben«, »Balleneinstreichen«, oder es werden Rätsel aufgegeben. Hie und da bemeistert ein Bursche die Mundharmonika oder auch eine Ziehharmonika und unter deren Klängen wird in Strümpfen oder Holzschuhen getanzt, so schnell es eben geht, ja oft dreht man sich bloßfüßig, da die Strümpfe gar bald die Füße durchgucken lassen.

Gegen 11 Uhr begibt sich alles nach Hause, die Mägde mit Rocken und Rad, die Burschen begleiten sie und besuchen sie oft noch beim Fenster ihres Schlafraumes. Oft haben aber Burschen

sich heimlich in das Gemach eingeschlichen und den Mägden Steine, Holzscheite oder Krautstengel in den Strohsack oder Kopfpolster gegeben, so daß die Mägde, wenn sie sich niederlegen, oft unter Geschimpfe nochmals aufstehen und das Bett richten müssen, indessen die Burschen beim Fenster alles belauscht haben und plötzlich ein Hohngelächter anstimmen. Oft auch stopfen Burschen einen Mann in Männerkleidern aus und legen ihn ins Bett der Mädchen, die sich über den Fremden im Bette, wenn sie ihn entdecken, furchtbar entsetzen und große Schreie ausstoßen.

Jeden Tag geht die Rockenreise in ein anderes Haus oder es besuchen sich Freundinnen wiederholt gegenseitig. Nur am Freitag gibt's keine Rockenfahrt und auch kein Bursch geht an einem Freitag aus, kein Lied ertönt an diesem Tage. Am Freitag gehen nur »Lausige« in »die Zeile« oder »Fensterln«. Am Samstag findet wegen des Aufräumens auch keine Rockenfahrt statt.

Vom Spinnen hat die volle Woche vor Weihnachten den Namen »Werwocha« (Wergwoche). In den Tagen vom 23. Dezember bis 6. Jänner wird nicht gesponnen und auch sonst keine landwirtschaftliche Arbeit verrichtet, es sind die »Kälbertage«, und wenn ein Diensthote während der Zeit das Vieh füttert, wozu er nicht gezwungen werden kann, wird er eigens dafür bezahlt. Auch am 3. Februar (Blasius), ferner Faschingmontag, Faschingdienstag und Aschermittwoch hat das Gesinde Feiertage.

Ein altes Zeichen der Rockenstube ist wohl noch vorhanden, wird aber nicht mehr benützt: die Leuchte. Es ist eine Mauernische, in der offen Feuer gemacht wurde. Mit Kienspänen fütterte man hier ein mattes Stubenlicht. Auf Eisenrosten standen Häfen zum Kochen des Mahles. Die Leuchten findet man wohl noch in vielen Häusern, sie werden aber nicht mehr benützt zum Kochen, am allerwenigsten zum Beleuchten des Zimmers beim Spinnen. Man brennt heute allgemein Petroleumlampen, und Kienstöcke »gewingt« man nur zum Feuermachen. Aber den alten Kachelofen und die Ofenbank findet man heute noch im Bauernhause allgemein, ebenso die sehr hohen Bänke an den Mauern herum, auf welchen die Spinnerinnen sitzen, indessen die Burschen den Tisch herum besetzen und die Ofenbank mit Beschlag belegen.

Das Garn wandert zum Weber. Früher blühte die Weberei, es gibt heute noch viele Hausnamen »Weber« im Böhmerwald. Heute wird jedoch nur für den Hausgebrauch sowie für Bekannte aus Gefälligkeit gewoben. Heute besteht nur mehr in Deutsch-Reichenau bei Friedberg eine Weberzunft und gibt es nur mehr daselbst Berufsweber im Böhmerwald. Man zahlte vor zwanzig Jahren an Weberlohn für die Elle 14 Heller.

Bei angenommenen 60 Schnalzen Garn werden 32 Schnalze auf den Webstuhl aufgedreht, »afbamt« (aufgebäumt), das Garn wird um

»d'Schwoafrahm« (Schweifrahmen) gelegt und dann mit einer »Schlicht« (Stärkemehllösung) und einer Bürste bearbeitet (»g'schlicht«). 28 Schnalze werden auf dem »Spualrod« auf Himbeerspulchen aufgespult als »Eintrog« oder »Durschuß« (Eintrag oder Durchschuß).

In Längen von 30 Ellen wird die Leinwand zerschnitten oder eigentlich schon in dieser Länge gewoben. Man nennt ein solches Stück von 30 Ellen »a Stückl Leiwaht«.

Im Kessel in Lauge wird die Leinwand nun gekocht und dann auf einer Wiese bei Bachwasser, also weichem Wasser, zum Bleichen gebracht. Über aufgespreizte Holzstangen werden die »Stückl« nebeneinander aufgezogen und an beiden Enden mittels Pflöcken befestigt. Um die Leinwand vor Dieben zu sichern, wird sie recht oft mit Zwirn zusammengeheftet. Und nun wird die Leinwand mit der »Leiwahtschauffl« jedesmal, sobald sie trocken ist, bespritzt, was im Tag sehr häufig zu geschehen hat und einige Geschicklichkeit im Weitschleudern des Wassers erfordert.

Das Bleichen erfolgt im April und Mai. Während der Bleiche nimmt man die Leinwand einmal weg zum Kochen in Lauge.

Um vor Dieben die Leinwand zu schützen, ist eine zusammengezimmerte tragbare Wächterhütte, »Leiwahthütt'n« aufgestellt. In ihr ist Stroh, darauf kommt ein Leilach, auf dem der Wächter, einer der Dienstknechte, liegt und sich mit einer Tuchet zudeckt. Vorn ist ein Vorhang. Unter der Hütte ist das Nest des Wächterhundes. Aber trotz des Bewachens wird häufig Leinwand von der Bleiche nachts gestohlen oder in Rachefällen zerschnitten. Häufig machen Dorfburschen den Witz, verspreizen dem Wächter den Hütteneingang mit Brettern, so daß er morgens nicht heraus kann, bis ihn der Bauer, der glaubt, er verschläft sich und ihn wecken kommt, befreit. Oder Burschen vertragen den Wächter während seines Schlafes mit der Hütte auf eine andere Stelle. Der Hund, der alle Burschen kennt, meldet sich nicht. Und sehr häufig kommt es vor, daß der Wächter abends Fensterln geht und wenn er zurückkehrt, ist die Hütte verschwunden. Er muß sie nun suchen und jemand ersuchen, sie ihm zurückbefördern zu helfen.

Ende Mai wird die Leinwand von der Bleiche genommen, »gekugelt«, das heißt mit Kugelbrett und Kugler geglättet oder gemangt und dann kommt sie in Truhen.

Jede Braut muß mindestens eine Truhe voll Leinwand und eine Truhe voll »Reistn« (gehechelten) Flachs haben und am Tage nach der Hochzeit werden diese »Brat-Truhen« (Brauttruhen) nebst Bettzeug, Rocken, Spinnrad u. s. w. und der Braut selbst in das Heim des Bräutigams gefahren.

Der Flachs spielt im Leben des Böhmerwäldlers eine große Rolle. Die Männer tragen an Wochentagen rupfene, an Sonntagen harbene Hemden, die »Gattihosen« (Unterhosen) sind aus Leinwand, stets und überall tragen die Männer bei der Arbeit ein »Blahel«,

eine Leinenschürze, die man sich blau färben läßt. Zur Schnittzeit trägt man weiße Latzschürzen, ebenso zum Säen. Bei Zusammenkünften, auch oft Sonntag nachmittags, trägt man Schürzen, aber harbene, und da meist aufgesteckt. Als die Schafzucht vor noch zwanzig Jahren im Böhmerwalde heimisch war, waren allgemein die »Turideigwander« oder »Turadegwander« üblich, eine Art Loden aus Garn und schwarzer oder weißer Schafwolle. Jeder Dienstknecht und Hütbube bekam damals zum Jahreslohn ein Turideigewand (Anzug). Heute bekommt er neben dem Lohn noch Leinenhemden, »Blahel«, beim Dienstantritt und Austritt, zu Ostern, zum Kirchtag und Allerheiligen einen weißen Laib Brot, ferner einen »Bifung« Flachs oder Kraut oder Kartoffeln.

Die Frauen tragen ebenfalls rupfene und harbene Hemden, im Sommer bei der Hitze oft nur halbe Hemden, die bis in die Mitte herabreichen, oder Hemden, die bis zur Mitte herab harbern und unten rupfern sind. Man läßt sich Arbeitsschürzen weißgemustert blau färben, ebenso Kittel (Röcke), sowohl »obnafti Kidln« (Ober- rücke) und »Intasikidln« (Unterröcke). Friemt (bestellt) sich eine Frau ein Paar Schuhe, bringt sie Leinwand als Futter, die Jacken haben meist Leinenfutter. In viereckigen, etwa 1 m Länge und so viel in der Breite messenden Leinwandflecken, »Kitzen« oder »Graskitzen« genannt, mit vier starken genähten Leinwandbändern (»Zitzeln«) an den Ecken trägt die Waldfrau ihr Gras aus dem Wald oder vom Feldrain heim; die Strohsäcke sind aus Leinwand, ebenso die Schüttziechen und meist auch die Polster- und Tuchetziechen, letztere jedoch meist gemustert gefärbt. Kleine Stricke dreht sich der Bauer aus eigenem Flachs. Kurz, überall im Haushalt des Böhmerwäldlers findet man verarbeiteten Flachs, im Kleid, im Bett, schon in der Kinderwiege, und nicht zuletzt ist zu erwähnen, daß auch in der Geldtasche der Flachs Spuren hinterläßt — die klingende Münze. Und mit dem Flachs und dessen Bearbeitung und Volksglauben eng verwoben sind anheimelnde Volksbräuche, Spiele, Belustigungen und Lieder.

Der Böhmerwäldler und der Flachs sind unzertrennliche Freunde.

Das Sippenfest (krsna slava, krsno ime) bei den Serben.

Von Ljubomir Pećo, Pope in Travnik.

Vorbemerkung des Übersetzers.

Ich gestatte mir, im folgenden in Übersetzung eine für die »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« bestimmte schriftliche Mitteilung des Herrn Ljubo Pećo, Popen in Travnik, mit dem ich während meiner letzten Studienreise bekannt geworden bin, bezüglich des interessanten Sippenfestes (Fest des Hauspatrons) der Serben zu übermitteln, in der er einige wichtige, bisher nicht gewürdigte Tatsachen bespricht; er hat hiebei die Verhältnisse seiner Heimat, des Janjtales, das 30 km südwestlich von Jajce in das Plivatal einmündet, vor Augen.

Dr. E. Schneeweis.

Es ist bekannt, daß von allen Slawen ausschließlich die Serben das Sippenfest (krsna slava) begehen. Merkwürdigerweise findet es sich auch bei einem großen Teil der Katholiken in der Herzegowina, in Bosnien (Grahovo, Lijevno) und in Dalmatien. Doch ist es bei den letzteren infolge des Einflusses der katholischen Geistlichen im Schwinden begriffen.

Das Sippenfest gilt jedem Serben als das größte Fest während des Jahres, weshalb es sich auch über mehrere Tage ausdehnt; besonders der bosnische Bauer feiert es drei bis sechs Tage bei reichlichem Essen und Trinken und bei großer Fröhlichkeit. Schon am Vorabend des Festtages versammeln sich die geladenen Gevatter, Freunde und Nachbarn. In festlicher Tracht empfängt der Hausvater mit seinen Angehörigen die Gäste; jeder von ihnen bringt den Hausbewohnern eine kleine Liebesgabe (»ljubav«): Obst, Zucker, Kuchen oder ein kleines Brot. Die Weiber und Kinder küssen den ankommenden Gästen die Hände, die Männer die Wangen. Dann werden sie mit Kaffee und Branntwein bewirtet. (Von letzterem werden während dieses Festes erstaunliche Mengen, 80 bis 100 l, verbraucht.)

Den Mittelpunkt des ganzen Festes bildet das Festmahl, »krsna sofrac«, welches am Tage des Schutzheiligen zu Mittag (bei Sarajewo auch am Abend) stattfindet. Die Hauptmomente dabei sind wiederum das Festbrot »krsni kolač«, die geweihten brennenden Kerzen und das Vorlesen des Gebetes »čitanje slave«. Das große Festbrot ist in der Gegend um Sarajewo am kunstvollsten verziert: auf der Oberfläche sind dargestellt die Sonne, der Hausvater, die Hausmutter, Hürden mit Schafen und Rindern, Ähren der einzelnen Getreidearten, Tauben und andere Vögel. Die dargestellten Tiere und Früchte scheinen mir auf die Opfertiere hinzudeuten, die in heidnischen Zeiten dem Hausgotte dargebracht wurden. Dieses Brot bricht der Hausvater mit dem Vorsitzenden der Tafel, dem »Dolibaša«. Aus dem Brennen der Kerzen, die der Hausvater anzündet, schließt man auf die Fruchtbarkeit und das Glück des kommenden Jahres. Die »slava« liest einer, der es versteht, gewöhnlich einer von den Gästen. Diese »slava« ist ein kirchenslawisches Gebet, deshalb sprachlich vom Volke vielfach umgewandelt und verdorben, das in der orthodoxen Kirche bei der Proskomidie (Vorbereitung des Brotes und Weines für die Eucharistie) verwendet wird.

Während des Gebetes beugen sich alle dreimal tief, der Hausvater fällt auf die Knie und küßt das Festbrot. Nach dem Gebet beginnt das eigentliche Festmahl. Die Mahlzeiten der folgenden Tage sind eigentlich nur eine Fortsetzung dieser Hauptmahlzeit. Die Gäste bringen nichts weiter zum Festmahl mit, doch gibt es Fälle, wo ein Gast für ein ganzes Mahl liefern muß: einen gebratenen Schöpsen, einen »krsni kolač«, Strudel und Schnaps. Das bringt ein Freund

dem andern, wenn er das erstemal zu ihm zum Sippenfest kommt, und das nennt man »prijateljski ručak« (Freundschaftsmahl) oder (bei Sarajewo) »prinos« (Gabe). Interessant ist, daß bei Sarajewo ein Schwiegervater dieses Freundschaftsmahl nur in Begleitung seiner Schwiegertochter zu deren Angehörigen bringen darf; ist sie verhindert, so muß der Gang unterbleiben. Die Schwiegertochter ist es also, die ihn dazu ermächtigt, das Essen zu einem fremden Sippenfest zu tragen. Dieser »prinos« bringt also deutlich die Verbindung der beiden Sippen zum Ausdruck und stellt, vom Gesichtspunkt des heidnischen Kultus aus betrachtet, ein gemeinsam dargebrachtes Opfer dar. (Das steht im Gegensatz zum griechisch-römischen Brauche, nach welchem jede Familie streng ausgeschlossen ist vom häuslichen Kult einer anderen; vergl. Fistel de Kulanž »Cité antique«, pag. 33 ff.) Dieses Freundschaftsmahl darf aber nicht vollständig vermischt werden mit dem des Hausvaters, denn es wird erst am letzten Festtage für sich aufgetragen.

Zur Erklärung dieses Sippenfestes, das einen wichtigen Abschnitt der serbischen Volkskunde bildet, will ich noch folgende, bisher nicht gewürdigte Momente hervorheben:

Neben diesem großen Sippenfest, das jeder Serbe feiert und feiern muß, begehen sehr viele noch ein kleineres Sippenfest in einfacher Weise, gewöhnlich nur für die Dauer eines Abends. Es heißt »preslava« oder »prisluživanje« (Mitfeier, Nebenfeier) und erscheint mir sehr wichtig, besonders wenn man die Entstehungsgründe desselben beachtet. Es kann seinen Ursprung erstens dem Gelöbnis des einzelnen verdanken, den Tag dieses oder jenes Heiligen zu feiern, was oft auf seine Nachkommen übergeht, zweitens kann es zurückgehen auf eine Umänderung des Hauptsippenfestes. Letztere mußte Platz greifen bei der Uebersiedlung der Familie an einen Ort, wo ein anderer Patron gefeiert wurde. Nach dem Gewohnheitsrecht mußte die Familie auch das Sippenfest des neuen Wohnortes zu dem ihren machen und ihr früheres Sippenfest sank zur »preslava«, zur Nebenfeier herab. (Vergl. Naselja srpskich zemalja I.: Tomić: Drobnjak, pag. 438.) Nicht bloß für Montenegro ist diese Erscheinung nachzuweisen, wo sie Tomić auf den von Seite des stärkeren Stammes auf den schwächeren ausgeübten Druck zurückführt, sondern sie begegnet einem in ganz Bosnien. Daraus läßt sich der Schluß ziehen, daß die Verehrung des Patrons nicht so sehr an die Familie gebunden ist als vielmehr an den Ort. Der Zugewanderte muß den Schutzpatron seines neuen Wohnortes zu seinem Hausheiligen machen, sofern er für immer dort zu bleiben gedenkt.

Eine dritte Quelle für dieses kleine Sippenfest liegt darin, daß der Mann im Falle der Einheirat (úljez m.) den Hausheiligen seines Weibes durch die »preslava« feiert.

Eine interessante Tatsache ist ferner, daß die verheiratete Tochter, beziehungsweise ihr Mann die Sippenfeier ihres Vaters als Nebenfeier annehmen muß, wenn dieser ohne männliche Nachkommen stirbt oder ihr ein Grundstück vermacht. Weiters geht diese Nebenfeier auf alle über, die ein noch so kleines Stück Land erben. Welche Rolle das Grundstück in dieser Frage spielt, ersieht man auch daraus, daß man sich an vielen Orten Bosniens (zum Beispiel in Doboj) in folgender Weise nach dem Sippenfeste erkundigt: »Koja ti je slava po ziratu (zemlji)?« (Welches Sippenfest feierst Du von wegen des Grundstückes?)

Bemerkung des Übersetzers: Trotzdem die Altertümlichkeit des serbischen Sippenfestes und sein Zusammenhang mit vorchristlichen Feiern des Familienschutzgeistes und Abnengedenkfeiern längst erkannt ist (vergl. Krauß, »Sitte und Brauch«, S. 51 ff., Trojanović, »Glavni srpski žrtveni običaj«, S. 91 ff.), so bieten die obigen Ausführungen namentlich bezüglich der »Nebenfeier« neue Gesichtspunkte, die uns zeigen, wie gut sich bei den Serben der innige Zusammenhang zwischen Totenkult und Erbschaft erhalten hat, der sich bei den meisten indogermanischen Völkern nachweisen läßt. (Vergl. Schrader, Reallexikon unter »Ahnenkultus«.) Zur Geschichte dieser »Nebenfeiern« vergleiche man auch das an volkskundlichen Notizen reiche Wörterbuch Vuks unter »prislava, prislavljati«: In Serbien feiern manche Familien außer dem »krsno ime« noch einen anderen Tag, in Montenegro und in der Herzegowina geschieht dies allgemein... Oft weiß das Volk dann nicht, welches die Haupt- und welches die Nebenfeier ist. Wenn jemand aus der Herzegowina ins »Unterland« (donja zemlja) übersiedelt, so feiern sie beide Feste, aber später lassen sie oder ihre Nachkommen nach dem Brauch des Unterlandes ganz willkürlich eine Feier weg und behalten bloß die bei, die ihnen bequemer erscheint. So haben auch meine Ahnen, die aus der Herzegowina ausgewandert sind, zuerst den Georgstag und den Arangjeltag gefeiert; einen als Haupt- und den anderen als Nebenfeier. Dann aber haben sie den Arangjel aufgegeben und nur den Georg beibehalten; ich habe mich als Kind oft gewundert, daß wir den Georg feiern, während wir doch die Ikone des heiligen Arangjel hatten. Ich fragte Vater und Onkel, wie das komme, doch konnten sie mir keine andere Antwort geben, als daß wir in der Herzegowina beide Heiligen gefeiert hätten, daß der selige Großvater diese Ikone aus der Herzegowina mitgebracht habe und daß wir im Unterland zuerst den Arangjel nebenbei gefeiert, später aber überhaupt weggelassen haben...

Doch gibt es für diese »Nebenfeiern« keinen eigentlichen (neuen) Entstehungsgrund.

II. Kleine Mitteilungen.

Giebelschmuck in Südtirol.

Von Dr. Oswald Menghin, Wien.

(Mit 2 Textabbildungen.)

Die Sitte, am Giebel der Häuser Verzierungen in Gestalt von Tierköpfen anzubringen, ist überaus weit verbreitet. Sie findet sich nicht nur bei fast allen deutschen Stämmen, sondern auch in slawischen Ländern, so in Kroatien, im inneren Rußland und in der Ukraine.¹⁾ Über ihre Bedeutung ist schon viel geschrieben worden und man hat vermutet, daß es sich hier, wie so oft bei gegenwärtigen Erscheinungen des Volkslebens, um älteres Erbgut und Überreste heidnischer Vorstellungen handelt. Allein, es besteht kein Zweifel, daß von einer gewissen Richtung unter den Folkloristen in die Gegenstände und Formen des modernen Volkslebens zu viel hineingeheimnißt wird und gar manche Dinge, die sich ganz gut primär erklären ließen, unnötigerweise auf mythologische Vorstellungen der Vergangenheit zurückgeführt werden. Ein solcher Fall könnte auch hier vorliegen. Mielke glaubt neuestens für das norddeutsche Gebiet aus technischen Gründen den Zusammenhang des Giebelschmuckes mit altgermanischen Religionsvorstellungen ablehnen zu müssen, da das ältere Strohdach an den primitiven alsächsischen Bauernhäusern am Giebelende abgeschrägt ist und keinen Halt für die Anbringung gekreuzter Bretter bietet. Die Pferdeköpfe an den Dächern wären demnach nur auf das ästhetische Bedürfnis des Volkes zurückzuführen.

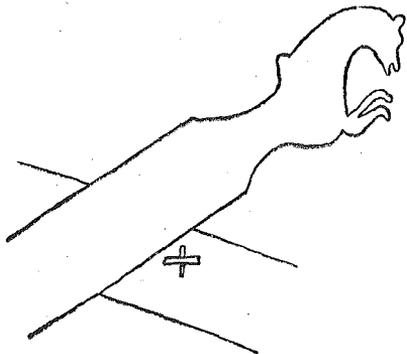


Fig. 13. Giebelschmuck (Pferdekopf) aus dem Schnalstale (Tirol).

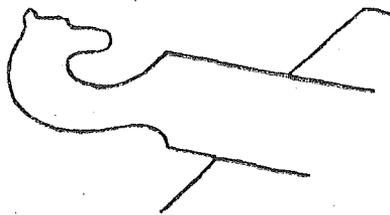


Fig. 14. Giebelschmuck aus dem Schnalstale (Tirol).

Als gelöst kann die Frage noch keineswegs betrachtet werden. Die süddeutschen Vorkommnisse scheinen in manchen Punkten den Ansichten Mielkes zu widersprechen. Es wird daher gut sein, vorläufig noch Material herbeizuschaffen. Ich kann hier gleich einiges aus Südtirol berichten. In der Stadt Meran selbst und ihrer nächsten Umgebung findet man gekreuzte, mit Tierköpfen verzierte Giebelbretter wohl nicht mehr. Das letzte Haus mit der Darstellung zweier Hasen stand vor dem Vinschgauer Tore; vor einigen Jahren fiel aber der alte Schmuck einer Renovierung zum Opfer. In den benachbarten Seitentälern Passeier, Ulten und Schnals hingegen ist der Giebelzierat noch allgemein im Schwange, und zwar bevorzugt Passeier Darstellungen von Böcken, während in Ulten und Schnals vorwiegend Pferde erscheinen (Abb. 13). Daneben finden sich auch Formen, denen man einen bestimmten Namen nicht geben möchte (Abb. 14). Solche sah ich auch

¹⁾ Literatur darüber findet man zusammengestellt bei K. Stephani, „Der älteste deutsche Wohnbau“, 1902, I., S. 336, Anm. 14. Neben den dort genannten Schriften ist noch zu vergleichen: „Blätter der Ver. f. Landeskunde von Niederösterreich“, 1897, S. 166 (Dachler), Peez, „Erlebt-Erwandert“, I., 1899, S. 1, Dachler und Haberlandt, „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn“, 1906, S. 202, und Friedel und Mielke, „Landeskunde der Provinz Brandenburg“, III., 1912, S. 72.

am deutschen Nonsberg. Es würde sich lohnen, die verschiedenen Typen nach Tälern geordnet zusammenzustellen. Aus einer solchen Untersuchung würde sich gewiß manches Neue zu dem Problem ergeben.

Flachsbau und Flachsbereitung in Umhausen.

Von stud. phil. Marianne Schmidl, Wien.

(Mit 2 Textabbildungen.)

Umhausen, ein Dorf im mittleren Ötztal, ist mit wenigen Ausnahmen nur von ziemlich armen Bauern bewohnt. Große Höfe sind nirgends anzutreffen. Dies erklärt auch zum Teil, daß sich hier weit weniger als in anderen Gegenden jene alten Gebräuche und Scherze bei den Flachsarbeiten vorfinden. Analog wie auch in volkskünstlerischer Beziehung die Dörfer dort wenig zu bieten haben, fehlen ihnen auch die typischen Sitten oder sind wenigstens heute zum großen Teil schon vergessen. Umhausen liegt ja auch an der Verkehrsstraße, die über das Hochjoch hinunter nach Meran führt, und hat infolgedessen durch den starken Fremdendurchzug viel von seiner alten Ursprünglichkeit verloren. Wie sehr gerade die Ötztaler ihre Aufgeklärtheit betonen, zeigt schon ihr Protest aus dem Jahre 1825, als Eduard v. Badenfeld einige Sagen dieses Tales im Hormayrschen Archiv mitteilte. Damals verfügten sich nämlich die Ältesten nach Silz zum Landgericht, um den böswilligen Injurianten gerichtlich zu belangen, der der Ehre ihrer Heimat so nahe getreten sei, sie mit alten Geschichten zu höhnen, die doch die neu eingeführte Aufklärung schon seit mehreren Jahren gänzlich abgebracht habe. (Steub: „Drei Sommer in Tirol“, 1895, I.) So ist auch heute von den alten Flachssagen kaum eine mehr in der Umhausener Gegend lebendig und auf mein wiederholtes Fragen bekam ich leider hier wie auch sonst immer nur die stereotype Antwort: „Davon hab' ich nie gehört und weiß auch keiner etwas in der Umgebung.“ Nichtsdestoweniger erzählen Hörmann, Zingerle und andere von den Ötztaler Saligen Fräulein, die, geführt von ihrer Königin Hulda, den Flachs und jegliche Flachsarbeit beschützen und bewachen. Bemerkenswert ist hierbei der Name Hulda, der in dieser Gegend statt dem bajuwarischen Berchta auftritt und nach Zingerle („Sagen von Tirol“, 1891) nur in jenen Gegenden vorkommt, in denen alemannische Elemente sich zeigen.

Die Aussaat des Flachses oder des Haars, wie in Umhausen — ganz wie auch sonst in Tirol — der Name lautet, fällt in die zweite Hälfte April. Sie wird nur von den Männern besorgt und erfolgt auf etwa acht- bis zehnjährigem Wiesenboden. Es folgen dann meistens Erdäpfel oder Korn. Die Samen, Lein oder Linsert, werden nach dem alten Hohlmaß, dem Metzen, gemessen und zwar geben in Umhausen 8 Metzen ein Star, wobei ein sogenanntes gestrichenes Star 21 kg Leinsamen faßt. Bei der Saat kommt nun je ein Metzen Linsert auf eine Latte des Bodens, das heißt auf 11 oder, wie mir von anderer Seite berichtet wurde, 11 $\frac{1}{2}$ Klafter im Quadrat. Was den Ausdruck „Latte“ betrifft, der jedenfalls ein Längenmaß für eine Fläche anwendet, so konnte ich ihn in keinem der einschlägigen Wörterbücher finden. Grimm führt ihn nur als eine in Livland vorkommende Bezeichnung des Hauptteiles eines Bruchackers an, der mit einerlei Getreide, nämlich Sommer- oder Winterkorn in demselben Jahre besät wird. Ferner kommt auch in der Umgebung des Bodensees im Schwäbischen ein Längenmaß namens Latte vor, und zwar bezeichnet es dort die Länge der Verdeckbretter auf den Bodenseeschiffen.

Vor der Aussaat wird nun das Feld gepflügt, gehackt, gerecht und darauf wieder gehackt, geeegt, gerecht oder nach dem Umhausener Sprachgebrauch: gebaut, gehauen und ä-gmacht. Nach drei bis vier Wochen kommen dann die Weiber und Kinder, um zu jäten, eine Arbeit, die sich fast einen Monat hinzieht. Bei Trockenheit werden in dieser Zeit und oft auch nachher die Felder durch Kanäle, die sogenannten „Wasserwälle“, bewässert, die je nach Bedarf durch die Wasserbretter gestaut werden, und zwar dürfen die Bauern das Wasser nur nach einer bestimmten Reihenfolge für ihre Felder benützen. Ende Juni kommt dann die Blüte, die etwa 14 Tage dauert, reif wird der Flachs erst Ende Juli.

Um diese Zeit beginnt dann das Haarrupfen, wobei die Weiber und die Kinder, aber nur diese, — denn „die Männer bücken sich nicht gern“ — den Flachs mit den Händen

aus dem Boden ziehen. Hierauf wird er in Büscheln mit 6 bis 8 Stengeln zusammengebunden und kommt zu 40 bis 50 auf die sogenannten Stanka (Stangger), im Oberinntal „Heinzen“ genannt, das sind Stangen mit windschief zueinander gestellten Querstangen, auf die die Flachsbindel, je zwei immer nebeneinander, kreuzweise gesteckt werden. Auf diesen bleibt er so lange draußen, bis er trocken und dürr wird, ungefähr drei Wochen. Dann wird er in Wagen nach Hause gebracht und im Stadel mittels eines Schlägers, dem „Bluier“, ähnlich dem, wie er zum Wäscheschlagen in manchen Gegenden benützt wurde, auf Stöcken von etwa 40 bis 50 cm Durchmesser abgeklopft oder mit dem Stempfel, das ist ein Holzkolben, direkt auf dem Boden.

Hier möchte ich nur bemerken, daß die Angaben Hörmanns, der bei der Schilderung dieser Arbeit direkt das Ötztal nennt, sich nur auf die Längenfelder Gegend, also nur auf das obere Ötztal beziehen. Dort wird nämlich der Flachs im Gegensatz zu Umhausen unmittelbar nach dem Ausziehen der Samen beraubt, ein Brauch, der allerdings in Tirol seltener, wohl aber in der Schweiz in der Gegend von Ober-Ägeri vorkommt, wo die Stengel hauptsächlich der Samen wegen nicht getrocknet werden. (Anna Ithen, „Schweizerisches Archiv für Volkskunde“, 1906.) Auch das Klopfen des Flachses ist im oberen Ötztal nicht in Übung, an seine Stelle tritt dort das verbreitetere Riffeln. †

Sind alle Samen aus den Ballen herausgetrieben, so kommen sie in die Windmühlen, von denen jeder Bauer seine besitzt, um von den Samenkapseln, den Pollen, gereinigt zu werden. Hierauf reutert man sie noch mittels Haar- oder Drahtsieben durch. Sie werden entweder kilowise verkauft oder dienen wie die Pollen als Viehfutter, insbesondere für Milch- und Mastvieh.

Indessen werden die von den Samenkapseln befreiten Stengel wieder auf das Feld hinausgebracht und in Zeilen ausgebreitet, was man „landen“ nennt und in der Regel Arbeit der Weiber ist. Mit den letzten Flachssträhnen wird häufig noch das Kreuz gelegt, ein Brauch, der sich auch, freilich in viel ausgebildeterer Form, in der Rotenbaumer Gegend vorfindet. (Josef Blau, „Zeitschrift für österr. Volkskunde“, 1899.) So läßt man ihn durch den Tau rösten, bis er weißlich und faserig wird und sich schälen läßt, je nach der Witterung zwei bis sieben Wochen hindurch. Denn es muß abwechselnd Sonne und Regen sein, damit der Flachs fault. Ist er etwa zur Hälfte geröstet, so wird er mittels Holzrechen gelüftet, gehoben, damit er nicht zu viel ins Gras wächst, wie man sagt. Der so zubereitete Flachs ist grauer, aber fester als der durch die Wasserröste gewonnene, wie er nach dem älteren Verfahren behandelt wurde und wie er heute noch zum Beispiel in Längenfeld und Niedertal behandelt wird. Dort kommt er nämlich, um den sogenannten weißen Flachs abzugeben, eine Woche lang in mit Wasser gefüllte Gruben, in denen ihn mit Steinen beschwerte Bretter niederhalten. Aus diesen wird er dann mittels dreizinkiger Gabeln herausgeholt und etwa acht Tage lang ausgebreitet an der Sonne getrocknet, wobei er meistens durch Bretter oder gespannte Schnüre vor dem Winde geschützt wird, ein Brauch, der gleichfalls in Umhausen nicht üblich ist. Daß aber die Wasserröste auch das früher in Umhausen gebräuchliche Verfahren war, beweisen die vielen alten Flachsgruben an der Straße von Tumpen herauf.

Ist die Röste beendet, so kommt der Flachs in die Grammel- oder Brechelhütten, von denen fast jeder Bauer seine eigene besitzt, um in dem Brechelofen gedörft zu werden. Diese bestehen eigentlich nur aus einem auf vier Pfosten ruhenden, nach hinten abfallenden Bretterdach, wobei die ganze Rückseite der Hütte der länglich rechteckige, halb in den Boden gemauerte, mit Brettern gedeckte Brechelofen einnimmt. Darin wird nun der Flachs über einem Feuerkanal ausgetrocknet und gleich darauf in den Grammeln, die meistens zu sechs in der Hütte aufgestellt sind, gebrochen. Dies sind Gestelle, die drei hölzerne, parallel laufende Stäbe tragen, in die ein gleichfalls dreischneidiger Obersatz scherenartig einklappt. Die größte Arbeit besorgen hierbei die Männer, das sogenannte Vorgrammeln, fertig grammeln dann die Weiber. Während nun die einen das Brechen besorgen, machen andere, aber diesmal nur die Weiber, den Flachs mittels der Handschwingen im Stadel, im Schupfen oder in einer eigens zu diesem Zweck im Hause befindlichen Kammer sauber. Hierbei wird der Flachs über ein vertikal

gestelltes Brett gelegt und mit einer flachen, dreizinkigen Holzgabel behandelt. (Vergl. Figur 15 und Figur 16.) Das letztgenannte Instrument erinnert merkwürdigerweise in seiner Form auch an die im Ostseegebiet (Rügen) gebrauchten Schwingen, nur daß bei diesen die Zinken der Gabel weniger stark ausgeschnitten sind. Diese Arbeit wird jedoch öfters auch erst später vorgenommen.

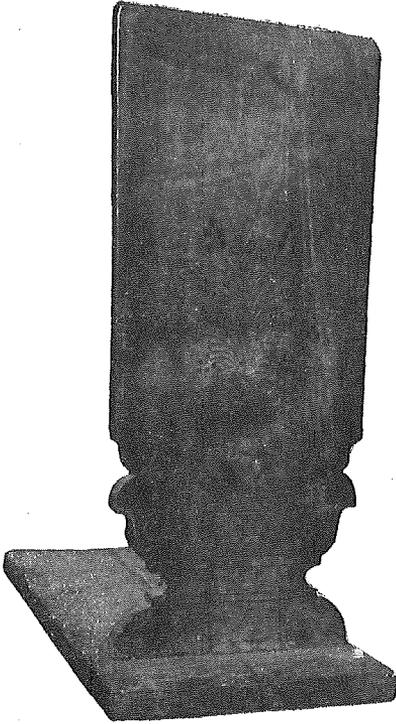


Fig. 15. Brechelinstrument (Schwingblock).

Dies ist die Bearbeitung des Flachses nach dem älteren, jetzt wohl im raschen Schwinden begriffenen Verfahren. Im Jahre 1869 wurden nämlich wegen der Feuergefährlichkeit und Umständlichkeit dieser Methode, hauptsächlich auf das Betreiben des Professors Trientl aus Hall, des sogenannten Mistapostels, wie er wegen seiner landwirtschaftlichen Predigten allgemein genannt wurde, die Wasserschwingen und Brechelmachines eingeführt, deren sich jetzt drei in Umhausen befinden. In diesen wird der Flachs mittels gerippter Walzen gebrochen. Sie befinden sich je in einer eigenen Hütte, sind Gemeindegut und werden nach einer bestimmten Reihenfolge nach einer dem Werkmeister entrichteten Bezahlung von den Bauern benützt. Es ist begreiflich, daß durch ihre Einführung mit dem alten Werkzeug auch die alten Gebräuche der Brechelhütte verschwanden. Man erinnert sich nur, daß früher die Burschen öfters mit Schnaps in die Brechelhütten gegangen seien, doch ist dies jetzt ganz abgekommen, ein Beweis aber jedenfalls, daß ähnliche Gebräuche, wie sie Hörmann und andere schildern, wohl auch hier früher üblich gewesen waren. Auffallend ist nur die Anwesenheit der Männer beim Gammeln in der Brechelhütte. Ist nun der Flachs vollständig sauber gemacht, so wird er von den Weibern in Büscheln in die Hälfte zusammengelegt, wobei die Enden ineinandergedreht werden. Diese nennt man Ridel (von reiden = reiben, drehen, flechten) oder Mädelé. Was den letzteren Ausdruck betrifft, so kommt auch im Altvatergebirge gleichfalls für den nach dem Schwingen zusammengebundenen Flachs der Name Perschla, das ist Bürschen, vor (Josef Fischer, „Zeitschrift für österr. Volkskunde“, 1909), was vielleicht auch hier auf ein früheres Vorkommen von Flachsfiguren hindeutet. So finden wir zum Beispiel im Braunschweigischen die alte Sitte, von den Brautjungfern geflochtene Flachsfiguren „Mäken und Jungen“ als Fruchtbarkeitszauber an die mit seidenen Bändern und künstlichen Blumen geschmückte „Diebste“, das ist der auf dem Stocke aufgesteckte Flachsband, der Brautspinnräder aufzuhängen. („Globus“, 1900, Bd. LXXVII.) Interessant ist nun, daß nach dem Umhausener Sprachgebrauch nicht Mädele, sondern Madele für Mädchen gesagt wird, so daß diese Bezeichnung der Ridel aus dem Alemannischen entlehnt zu sein scheint und nicht bajuwarischen Ursprungs ist.

Die Abfälle vom Brecheln und Schwingen nennt man Schneuzer und Ägen (ägen = Abfälle). Während nun die letzteren zur Streu im Stall verwendet werden, werden die Schneuzer von den Schwingerinnen gegen Obst an fahrende Händler, sogenannte Dörcher, die im Herbst das Tal durchziehen, eingetauscht.

Sollen die Flachsridel jedoch zum Spinnen von feinem Hausleinen verwendet werden so werden die Ridel noch gehechelt, und zwar besteht die Hechel aus einer runden,

gestelltes Brett gelegt und mit einer flachen, dreizinkigen Holzgabel behandelt. (Vergl. Figur 15 und Figur 16.) Das letztgenannte Instrument erinnert merkwürdigerweise in seiner Form auch an die im Ostseegebiet (Rügen) gebrauchten Schwingen, nur daß bei diesen die Zinken der Gabel weniger stark ausgeschnitten sind. Diese Arbeit wird jedoch öfters auch erst später vorgenommen.

Dies ist die Bearbeitung des Flachses nach dem älteren, jetzt wohl im raschen Schwinden begriffenen Verfahren. Im Jahre 1869 wurden nämlich wegen der Feuergefährlichkeit und Umständlichkeit dieser Methode, hauptsächlich auf das Betreiben des Professors Trientl aus Hall, des sogenannten Mistapostels, wie er wegen seiner landwirtschaftlichen Predigten allgemein genannt wurde, die Wasserschwingen und Brechelmachines eingeführt, deren sich jetzt drei in Umhausen befinden. In diesen wird der Flachs mittels gerippter Walzen gebrochen. Sie befinden sich je in einer eigenen Hütte, sind Gemeindegut und werden nach einer bestimmten Reihenfolge nach einer dem Werkmeister entrichteten Bezahlung von den Bauern benützt. Es ist begreiflich, daß durch ihre Einführung mit dem alten Werkzeug auch die alten Gebräuche der Brechelhütte verschwanden. Man erinnert sich nur, daß früher die Burschen öfters mit Schnaps in die Brechelhütten gegangen seien, doch ist dies jetzt ganz abgekommen, ein Beweis aber jedenfalls, daß ähnliche Gebräuche, wie sie Hörmann und andere schildern, wohl auch hier früher üblich gewesen waren. Auffallend ist nur die Anwesenheit der Männer beim Gammeln in der Brechelhütte. Ist nun der Flachs vollständig sauber gemacht, so wird er von den Weibern in Büscheln in die Hälfte zusammengelegt, wobei die Enden ineinander-

gedreht werden. Diese nennt man Ridel (von reiden = reiben, drehen, flechten) oder Mädelé.

Was den letzteren Ausdruck betrifft, so kommt auch im Altvatergebirge gleichfalls für den nach dem Schwingen zusammengebundenen Flachs der Name Perschla, das ist Bürschen, vor (Josef Fischer, „Zeitschrift für österr. Volkskunde“, 1909), was vielleicht auch hier auf ein früheres Vorkommen von Flachsfiguren hindeutet. So finden wir zum Beispiel im Braunschweigischen die alte Sitte, von den Brautjungfern geflochtene Flachsfiguren „Mäken und Jungen“ als Fruchtbarkeitszauber an die mit seidenen Bändern und künstlichen Blumen geschmückte „Diebste“, das ist der auf dem Stocke aufgesteckte Flachsband, der Brautspinnräder aufzuhängen. („Globus“, 1900, Bd. LXXVII.) Interessant ist nun, daß nach dem Umhausener Sprachgebrauch nicht Mädele, sondern Madele für Mädchen gesagt wird, so daß diese Bezeichnung der Ridel aus dem Alemannischen entlehnt zu sein scheint und nicht bajuwarischen Ursprungs ist.

Die Abfälle vom Brecheln und Schwingen nennt man Schneuzer und Ägen (ägen = Abfälle). Während nun die letzteren zur Streu im Stall verwendet werden, werden die Schneuzer von den Schwingerinnen gegen Obst an fahrende Händler, sogenannte Dörcher, die im Herbst das Tal durchziehen, eingetauscht.

Sollen die Flachsridel jedoch zum Spinnen von feinem Hausleinen verwendet werden so werden die Ridel noch gehechelt, und zwar besteht die Hechel aus einer runden,

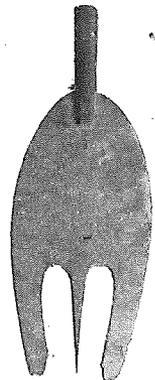


Fig. 16 Holzgabel für die Säuberung des Flachses.

Scheibe voller Nägel, die auf einer Bank befestigt ist. Die Abfälle beim Hecheln, das Werg, werden für gröberes Tuch versponnen. Das zurückgebliebene Reine allein ist erst der eigentliche Flachs, der nun zu den Reisten zusammengebunden wird. Er wird dabei der Länge nach gelegt und als ein schwach armdickes Bündel oben in dreimaliger Bindung mit einem Flachssträhn zusammengehalten.

Ist die ganze Flachsarbeit endlich glücklich beendet und die Ridel gebunden, so wird heute als letzter Rest alter Festgebräuche „der Garaus“ im Wirtshaus gefeiert, ohne daß dabei freilich besondere Sitten zu erwähnen wären.

Früher wurde auch im unteren Ötztal Flachs gebaut, aber mit der Zeit ganz aufgelassen, denn die Arbeit ist ungemein mühsam und der Boden kann in anderer Weise leichter und ergiebiger ausgenützt werden. Auch in Umhausen war im Vergleich zu früher die Flachsbereitung sehr zurückgegangen. Erst in den letzten drei Jahren hat der Flachsbau, hauptsächlich infolge des Steigens der Baumwollpreise und der Einführung eines neuen Samens, wieder erfreuliche Fortschritte gezeigt.

Eine dritte Fassung des Volksliedes vom „Vetter Hans“.

Von August Nibis (Radautz).

In der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, III, S. 1 f., teilt P. Lambert Karner, O. S. B., eine Variante eines Volksliedes mit, das unter dem Titel „Was der Gans alles aufgepackt worden ist“ sich in „Des Knaben Wunderhorn“ befindet. Im folgenden veröffentliche ich nun eine dritte Fassung dieses Liedes, die nicht unwesentlich von den beiden ersten abweicht. Singweise und Text habe ich von meiner Großmutter, Pauline Köhler in Radautz, einer jetzt vierundsiebzigjährigen Frau. Sie hat das Lied vor ungefähr 50 Jahren von deutschen Unteroffizieren gehört, die beim k. k. Staatsgestüt in Radautz gedient haben. Leider läßt sich jetzt nicht mehr feststellen, aus welcher Gegend Österreichs jene Unteroffiziere waren, ob aus den Alpenländern oder aus Böhmen. Ich vermute das letztere. Einmal stammt die Fassung, die P. Karner veröffentlicht hat (ich bezeichne sie mit K), aus Niederösterreich, unser Text (III.) zeigt ihr gegenüber so große Verschiedenheiten, daß er sicherlich eine andere Heimat hat. Zudem zeigt die Melodie ganz den Charakter der deutschböhmisches Volkslieder mit ihren derberen, sozusagen ungeschlachten Tonfolgen. Woher übrigens die Lesart Brentanos (B) ist, läßt sich nicht ermitteln.

Aus der Vergleichung der unten folgenden drei Texte ergibt sich, daß wohl K die ursprüngliche Fassung ist. Das zeigt sich im Umfang — 10 Strophen gegen je 7 bei B und III. — und in der Vollständigkeit der Fragen. B hat eine Frage, die in K und III. nicht enthalten ist (6. Strophe), III. ebenso (auch 6. Strophe), K aber drei (5., 6. und 8. Strophe).

Was den Inhalt anbetrifft, so macht sich schon in der Fragestellung ein Unterschied bemerkbar. Bei B lautet die zweite Zeile der Frage: „Federgans?“, bei K: „Vöda Hanns?“ und bei III.: „Hans, Vetter Hans.“ Dementsprechend ist auch die letzte Zeile in der Antwort verschieden. Bei B: „Federgans“, bei K: „Vöda Hanns, das trägt die Gans“ und bei III.: „Hans, Vetter Hans.“

Es folgt nun die Melodie des Liedes und zur Vergleichung alle drei Fassungen. Deshalb ist bei K und III. die Reihenfolge der Strophen geändert und jener bei B angepaßt.

Was trägt die Gans auf ih - rem Schna - bel, Hans, Vet - ter

Hans? Die Kö - chin mit - samt die Mes - ser und Ga - - bel, das trägt die



I. (Brentano.)

1.
Was trägt die Gans auf
ihrem Schnabel?
Federgans?
Einen Ritter mitsamt dem
Sabel
Trägt die Gans auf ihrem
Schnabel.
Federgans.

2.
Was trägt die Gans auf
ihrem Kopf?
Federgans?
Einen dicken Koch mitsamt
dem Topf
Trägt die Gans auf ihrem
Kopf.
Federgans.

3.
Was trägt die Gans auf
ihrem Kragen?
Federgans?
Einen Fuhrmann mit Roß
und Wagen
Trägt die Gans auf ihrem
Kragen.
Federgans.

4.
Was trägt die Gans auf
ihren Flügeln?
Federgans?
Einen stattlichen Ritter mit-
samt den Bügeln
Trägt die Gans auf ihren
Flügeln.
Federgans.

5.
Was trägt die Gans auf
ihrem Rücken?
Federgans?
Ein altes Weib mitsamt den
Krücken
Trägt die Gans auf ihrem
Rücken.
Federgans.

6.
Was trägt die Gans auf
ihren Zehen?
Federgans?
Ein' Jungfer, die tut Hemd-
lein nähen,
Trägt die Gans auf ihren
Zehen.
Federgans.

II. (Karner.)

2.
Was trägt die Gans auf
ihrem Schnabel?
Vöda Hanns?
Teller, Löffel, mit Messer
und Gabel
Tragt die Gans auf ihrem
Schnabel,
Vöda Hanns, das trägt die
Gans.

1.
Was trägt die Gans auf
ihrem Köpfel?
Vöda Hanns?
Steirer Menscha mit ihre
Kröpfel
Tragt die Gans auf ihrem
Köpfel,
Vöda Hanns, das trägt die
Gans.

3.
Was trägt die Gans auf
ihrem Kragen?
Vöda Hanns?
Schware Fuhrleut' mit Roß
und Wagen
Tragt die Gans auf ihrem
Kragen,
Vöda Hanns, das trägt die
Gans.

7.
Was trägt die Gans auf
ihren Flügeln?
Vöda Hanns?
Ein Dutzend Holzknecht
mit Kappl und Prügel
Tragt die Gans auf ihre
Flügel,
Vöda Hanns, das trägt die
Gans.

4.
Was trägt die Gans auf
ihrem Rucken?
Vöda Hanns?
D' Weana Stadt mitsamt
den Brucken
Tragt die Gans auf ihrem
Rucken,
Vöda Hanns, das trägt die
Gans.

III. Fassung.

1.
Was trägt die Gans auf
ihrem Schnabel?
Hans, Vetter Hans?
Die Köchin mitsamt die
Messer und Gabel,
Das trägt die Gans auf
ihrem Schnabel.
Hans, Vetter Hans.

2.
Was trägt die Gans auf
ihrem Kragen?
Hans, Vetter Hans?
Den Fuhrmann mitsamt
dem Wagen,
Das trägt die Gans auf
ihrem Kragen.
Hans, Vetter Hans.

4.
Was trägt die Gans auf
ihre Flügel?
Hans, Vetter Hans?
Den Schinder mitsamt dem
Prügel,
Das trägt die Gans auf
ihre Flügel.
Hans, Vetter Hans.

3.
Was trägt die Gans auf
ihrem Rücken?
Hans, Vetter Hans?
Das Kindlein mitsamt der
Wiegen,
Das trägt die Gans auf
ihrem Rücken.
Hans, Vetter Hans.

7.

Was trägt die Gans auf
ihrem Schwanzel?
Federgans?
Ein' Jungfrau in dem Hoch-
zeitskranzerl
Trägt die Gans auf ihrem
Schwanzel.
Federgans.

10.

Was trägt die Gans auf
ihrem Schwoaffel?
Vöda Hanns?
Binderg'sell'n mit Schlögl
und Roaffel
Trägt die Gans auf ihrem
Schwoaffel,
Vöda Hanns, das trägt die
Gans.

5.

Was trägt die Gans auf
ihrem Schweife?
Hans, Vetter Hans?
Den Binder mitsamt die
Reife,
Das trägt die Gans auf
ihrem Schweife.
Hans, Vetter Hans.

5.

Was trägt die Gans auf
ihrem Bugel?
Vöda Hanns?
Kegelscheibstatt mit Kegel
und Kugel
Trägt die Gans auf ihrem
Bugel,
Vöda Hanns, das trägt die
Gans.

6.

Was trägt die Gans auf
ihren Seiten?
Vöda Hanns?
Wann m'ra Goas absticht, so
muaß man s' häuten,
Trägt die Gans auf ihren
Seiten,
Vöda Hanns, das trägt die
Gans.

8.

Was trägt die Gans auf
ihren Haxen?
Vöda Hanns?
Kramermenscha mit ihre
Kraxen
Trägt die Gans auf ihren
Haxen,
Vöda Hanns, das trägt die
Gans.

9.

Was trägt die Gans auf
ihren Füäßen?
Vöda Hanns?
Werviel g'sündigt hat, muaß
viel büäßen,
Trägt die Gans auf ihren
Füäßen,
Vöda Hanns, das trägt die
Gans.

7.

Was trägt die Gans auf
ihren Füßen?
Hans, Vetter Hans?
Dein Schatz läßt Dich
grüßen,
Das trägt die Gans auf
ihren Füßen.
Hans, Vetter Hans.

6.

Was trägt die Gans auf
ihrem Arschloch?
Hans, Vetter Hans?
Das Mensch mitsamt dem
Waschtrog,
Das trägt die Gans auf
ihrem Arschloch.
Hans, Vetter Hans.

Oberösterreichischer Volksaberglauben.

Von Johann Grillmayer, Linz.

Ich übersende in einer Schachtel einige Stücke Eichenholz, das eine davon einen eisernen Fensterhaken enthaltend, der ziemlich weit eingewachsen erscheint. Dieser Haken wurde vor etwa 14 Jahren, nach dem Fällen der Eiche, von mir herausgenommen und wollte ich ihn schon damals einsenden, doch wurde darauf meinerseits vergessen. Nun ist er wieder durch Zufall beim Umräumen vorgekommen und hole ich nun das Versäumte nach.

Die Eiche stand im Wiesengrunde am Bache und gehörte dieselbe zum Schloß Würting, Gemeinde Offenhausen, Oberösterreich. In der Nähe befindet sich eine Mühle, die sogenannte Schankmühle. Der kinderreiche Müller namens Uchleis soll nun, als eines seiner Kinder an einem Bruche litt, einen mit dem Vertreiben solcher Leiden wohl erfahrenen „Wunder“ zu Rate gezogen haben, der den Nagel dazu benützte, um mit demselben unter Sprechen gewisser Formeln die kranke Stelle des Kindes mehrmals zu umfahren, dann soll er unter Mitnahme eines Stückchens vom Hemde des Kindes diesen Nagel damit umwickelt und in die Eiche eingeschlagen haben.

Die Heilung des Bruches soll dann erst erfolgen, wenn der Nagel in den Baum eingewachsen ist.

Diese Mitteilungen machte mir der beim Fällen der Eiche beschäftigte Zimmermann Johann Schönmeier aus Weinberg bei Offenhausen, und als ich die Spitze des Nagels berühren wollte, hielt er mich mit Zeichen des Erschreckens davon ab, da ich dadurch, wie er meinte, unbedingt die Krankheit an mich ziehen würde.

Ich erfuhr von ihm weiters, daß diese Art der Heilung sogenannter Leibschäden gang und gäbe sei in jener Gegend.

Mit Vorliebe verwende man hiezu sogenannte „Landnägel“, wie solche an den Fuhrwägen zum Festhalten der sogenannten „Laischen“ dienen. Doch ist das übersandte Exemplar, wie schon oben beschrieben, kein „Landnagel“.

Ich gestatte mir, bei dieser Gelegenheit einen weiteren Fall medizinischen Volksaberglaubens mitzuteilen, der mir soeben in Erinnerung kommt:

Ich ließ mir eine Weste mit gegerbten Maulwurfsfellen füttern und trug dieselbe, meist zur Jagd, wie üblich über dem Hemde. Mein damaliger „Mair“ (Ökonomeleiter) machte mich nun darauf aufmerksam, daß das Tragen von Fellen solcher Tiere, die unter der Erde leben, in der Weise, daß die Ausdünstung des eigenen Körpers damit in Berührung komme, für die Gesundheit sehr nachteilig sei, da dies unbedingt eine Erkrankung an Auszehrung zur Folge habe. Der Gewährsmann hieß Erasmus Stoiber, war Sohn eines Bauern in Hölking, Gemeinde Offenhausen, Pfarre Pennewang, Oberösterreich. Er ist vor einigen Jahren gestorben.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Die Abteilung „Volkskunde“ in der Adria-Ausstellung zu Wien 1913. Auf dringendes Ersuchen des Generalkommissariats der Adria-Ausstellung und über besonderen Wunsch Seiner Exzellenz des Herrn Statthalters von Dalmatien Grafen R. Attems habe ich es unternommen, mit Zustimmung des Ausschusses und mit Unterstützung der Herren Ministerialrat Dr. Luxardo, königlichen Rat Ph. Löw, Kustos Dr. Artur Haberlandt sowie der Damen Frau Hedwig Baronin Haas-Teichen, Frau Stephanie Baronin v. Rubido, Frau N. Bruck-Auffenberg und Frau Generalkonsul Teresina v. Lippich eine die Volkskunde der Adrialänder repräsentierende Abteilung im Rahmen der wissenschaftlichen Expositionen zu veranstalten. In erster Reihe wurden die Sammlungen des k. k. Museums für österreichische Volkskunde sowie die reichen Kollektionen aus Dalmatien und Albanien der oben genannten Damen herangezogen; aber auch aus dem Lande Dalmatien selbst ist eine Reihe inter-

essanter und wertvoller Kollektionen durch Vermittlung der k. k. dalmatinischen Stathalterei beigelegt. So die Kollektion des Pfarrers Urukallo in Obrovazzo.

Die einen großen Saal des Nordtransepts der Rotunde füllende Ausstellung gliedert sich in eine istrianische, dalmatinische, bosnisch-herzegowinische und albanesische Gruppe, unter welchen die dalmatinische und albanesische durch besondere Fülle auffallen. In der istrianischen Gruppe sind vier Trachten, und zwar zwei Tschitschen- und zwei Trachten von der Insel Gherso ausgestellt, daneben Hausrat, Keramik, Herdgerät. Bemerkenswert sind auch die geschnitzten Schiffsmästzieraten von Gherso, deren stark stilisierter traditioneller Ornamentik zumeist religiöse Motive zugrunde liegen. Aus Dalmatien sind die Trachten aus der Umgebung von Zara (Mann und Weib), von Canale und Breno bei Ragusa, eine Mädchentracht von der Insel Meleda, ferner die Trachten der Alkaris von Sinj zu sehen. Auf das prächtigste ergänzt wird diese Vorführung durch vierzig außerordentlich getreue und künstlerische Trachtenbilder, die Maler Mellinghello in Spalato mit Subvention des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht aus ganz Dalmatien beigebracht hat. Prächtig ist die reiche Schmuckkollektion von Frau Baronin Haas-Teichen und besonders wertvoll die bekannt gediegene und reichhaltige Sammlung der Schriftstellerin Frau Nat. Bruck-Auffenberg, die sich um die dalmatinische Volkskunst als Sammlerin, Agitatorin und Schriftstellerin bedeutende Verdienste erworben hat. Das Annexionsgebiet ist nur durch eine kleine Zahl ausgewählter und interessanter Objekte aus den Sammlungen des k. k. Museums für österreichische Volkskunde vertreten, unter welchen die Pfahlbautenmodelle von Donja-Dolina, die alten Töpfereien mit antikem Töpferrad, die bekannten Knochenschlitten hervorgehoben werden mögen.

Einen Glanzpunkt der Ausstellung bildet die albanesische Gruppe, für welche die Damen Frau Stephanie v. Rubido-Zichy und Frau Generalkonsul Teresina von Lippich reiche Kollektionen zur Verfügung gestellt haben, welche es hoffentlich gelingen wird, mit Unterstützung großmütiger Gönner des Museums unseren Sammlungen zuzuführen. Das Schwergewicht dieser volkskünstlerischen Vorführung liegt in den prachtvollen Textilien albanischer Herkunft, einigen prächtigen Malissoren- und Miriditenkostümen, in nationalem Schmuck, Waffen und einer Anzahl hochaltertümlicher, reichbeschnittener Truhen. Auch ein Unikum albanischer Volkskunst, der bekannte Wasserkrug aus Kupfer in reichster Treibarbeit verziert, bildet eine Zierde dieser Gruppe. Herr Josef Salzer (Wien) hat die Ausstellung mit einem prächtigen Männerkostüm und einigen erlesenen Waffenstücken bereichert.

Im ganzen darf die volkskundliche Ausstellung als vollkommen gelungen bezeichnet werden. Sie durfte in der Reihe der verwandten wissenschaftlichen Expositionen nicht fehlen, da doch das ethnographische Moment in den Adrialändern zum großen Teil noch überall so stark in den Vordergrund tritt.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Maßnahmen zur Erhaltung heimischer Volkstrachten. An die Direktionen aller Lehrerinnen-Bildungsanstalten und an alle Bezirksschulräte ist soeben ein Ministerialerlaß ergangen, in welchem als ein hervorragendes Mittel zur Stärkung der Heimatliebe und damit auch zur Eindämmung der immer mehr um sich greifenden Landflucht unter anderem auch die Weckung und Förderung des Interesses für alte heimatliche Sitten und Gebräuche, für heimatliche Volkskunst und heimatliche Volkstrachten bezeichnet werden muß. Mit Rücksicht hierauf wurde bereits in den mit einer früheren Ministerialentscheidung vorgeschriebenen Lehrplänen für den Zeichenunterricht an allgemeinen Volks- und Bürgerschulen, an Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten sowie an Bildungskursen für Arbeitslehrerinnen und für Kindergärtnerinnen und in dem mit dem Ministerialerlaß vom 5. Juli 1912 hinausgegebenen Instruktionen zu diesen Lehrplänen auf die Pflege der heimatlichen Volkskunst beim Zeichenunterricht aufmerksam gemacht. Behufs Hintanhaltung oder doch Verzögerung des allmählichen Verschwindens der heimischen Volkstrachten hat auch das Ministerium für öffentliche Arbeiten

die Abhaltung zeitweiliger Unterrichtsveranstaltungen für die bauerliche Bevölkerung angeregt, durch welche dieser jene Fertigkeiten vermittelt werden sollen, die bei der Herstellung überkommener ländlicher Trachten zur Anwendung gelangen und die aus irgendeinem Grunde verloren gegangen sind oder nur mehr unzulänglich ausgeübt werden. Zuzufolge des in den letzten Tagen ergangenen Erlasses des Ministers für Kultus und Unterricht werden nunmehr in Verfolgung des gleichen Zweckes die Direktionen der Lehrerinnen-Bildungsanstalten und die Bezirksschulräte eingeladen, die unterstehenden Lehrerinnen der weiblichen Handarbeiten anzuweisen, bei ihrem Unterrichte auf die vorerwähnten Fertigkeiten und Techniken entsprechend Bedacht zu nehmen und landläufige Schnitte, „Basarmuster“ und dergleichen, welche den gesunden Kunstsinn des Volkes zu schädigen geeignet sind, zu vermeiden.

Trachtenausschuß für Salzburg. Im Band XVIII, S. 120, dieser Zeitschrift ist mit Nachdruck auf die sehr unterstützenswerte Bewegung hingewiesen worden, welche im Herzogtum Salzburg auf die Erneuerung der alten Volkstrachten und die Erhaltung von Sitte und Brauch hinarbeitet. In Fortsetzung der diesem löblichen Zweck gewidmeten Arbeit, an welcher die Herren Landeshauptmann A. Winkler, Dr. Artur Stölzel, A. Huber sowie besonders auch Fachlehrer K. Adrian als Obmann des Trachtenausschusses mit besonderem Eifer sich beteiligen, haben verschiedene Enqueten und Erhebungen stattgefunden, und es ist auch die Fachabteilung IV des Vereines für Heimatschutz in Salzburg, an deren Spitze ebenfalls Herr Fachlehrer K. Adrian steht, mit einträchtigem Bemühen bei der großen Aktion mittätig. Die letztgenannte Fachgruppe hat in Form eines Berichtes an den Salzburger Landtag eine äußerst lehrreiche und interessante Übersicht über Sitte und Brauch im Herzogtum Salzburg einst und jetzt zusammengestellt, aus welcher die drohende Verarmung der Volkseigenart mit erschreckender Deutlichkeit ersichtlich wird. Auch in der eigentlichen Trachtenbewegung sind weiters mehrere nützliche Schritte geschehen. Es wurden einige sehr ansprechende Modelle erneuter Volkstrachten geschaffen und propagiert und Herr K. Adrian hat in einigen inhaltsreichen Aufsätzen zur Frage der Volkstracht sich in beachtenswerter Weise ausgesprochen.

Volkskundliche Sammlungen in Dalmatien. Gelegentlich einer im Auftrage der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege unternommenen Reise nach Dalmatien hatte ich Gelegenheit, drei bemerkenswerte volkscundliche Privatsammlungen in Zara, Sebenico und Spalato zu besichtigen. Es sind die reichen Kollektionen des k. k. Oberfinanzkommissärs Lukanović in Sebenico, des k. u. k. Feldkuraten Josef Lukašek in Zara sowie des Gewerbeschuldirektors Tončić in Spalato. Jede derselben hat ihren selbständigen Charakter. Am geringsten volkscundlich geartet ist die erstgenannte Kollektion, in welcher nur der dalmatinische Volksschmuck für unseren Standpunkt Interesse besitzt. Dagegen ist die Lukašeksche Sammlung hervorragend durch einen ganz einzigartigen Reichtum an textilen Erzeugnissen des dalmatinischen Hausfleißes, wobei auch Holzarbeiten und Schmuck nicht fehlen. Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Sammlung für das Land Dalmatien gesichert und vorläufig bereits der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werde. Dies ist mit der ebenfalls sehr ansehnlichen Sammlung des Gewerbeschuldirektors Tončić in Spalato bereits in sehr erwünschter Weise der Fall, in dem dessen vorwiegend aus volkstümlichen Textilien und Holzschnitzarbeiten bestehende Sammlung in einem von der Stadt Spalato zur Verfügung gestellten Raume der öffentlichen Besichtigung zugänglich aufgestellt ist. Für die Zwecke der dortigen Gewerbeschule ist diese Sammlung von unschätzbarem Wert, indem bei der modernen gewerblichen Produktion durchwegs an den nationalen Volkskunststil in angemessener Weise anzuknüpfen versucht wird.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

Verband österreichischer Heimatschutzvereine. Nach längeren Verhandlungen und Konferenzen haben sich die Heimatschutzvereine von Mähren, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Stadt Steyr und Tirol zu einem Verbands österreichischer Heimatschutzvereine zusammengeschlossen.

Der Zweck des Verbandes ist die *Erhaltung* und *Pflege* der natürlichen und kulturellen *Eigenart* der Heimat und die *wirksame Zusammenfassung* aller darauf gerichteten Bestrebungen in Österreich;

im einzelnen:

- a) Schutz des Ortsbildes und des Landschaftsbildes vor jeder Art von Entstellung;
- b) Schutz der einzelnen Kunst- und Naturdenkmale;
- c) Pflege der Überlieferung der ländlichen und städtischen Bauweise;
- d) Förderung künstlerischer Bauentwicklung und Landschaftspflege;
- e) Erhaltung und Wiederbelebung volkstümlicher Art in Gerät, Tracht, Brauch und Musik.

Der Verband besteht:

1. Aus *ordentlichen* Mitgliedern. Das sind die den Heimatschutz pflegenden
 - a) Landesvereine und Landesverbände;
 - b) Ortsvereine, die keinem Landesverein oder Landesverband angehören.
2. Aus *außerordentlichen* Mitgliedern. Das sind verwandte Vereine, welche in ihrer satzungsmäßigen Tätigkeit auch für einzelne Zweige des Heimatschutzes arbeiten.
3. Aus *unterstützenden* Mitgliedern. Das sind Behörden, Körperschaften und Einzelpersonen.

Der Jahresbeitrag der ordentlichen Mitglieder wird durch Vereinbarung mit dem Vorstand festgesetzt.

Der Jahresbeitrag der außerordentlichen Mitglieder wird ebenfalls durch Vereinbarung mit dem Vorstand festgesetzt und beträgt zum mindesten *K* 6.

Der Jahresbeitrag der unterstützenden Mitglieder beträgt für Behörden und Körperschaften mindestens *K* 6, für Personen mindestens *K* 2.

Unterstützende Mitglieder, für deren Sitz ein Landes- oder Ortsverein besteht, haben mindestens den Jahresbeitrag zu zahlen, den diese Vereine erheben.

Einzelpersonen, welche einen einmaligen Beitrag von mindestens *K* 100 leisten, erwerben hierdurch die lebenslängliche Mitgliedschaft. Wer mindestens *K* 500 gewährt, wird als „Stifter“, wer *K* 1000 widmet, als „Gründer“ des Verbandes ständig in dessen Mitgliederliste geführt.

Zur Förderung der Heimatschutzbestrebungen in Österreich soll es vor allem Aufgabe des Verbandes sein, eine Zeitschrift für Heimatschutz in Österreich herauszugeben, welche die Fragen prinzipieller Art, die Heimatschutzgesetzgebung und die wichtigen Einzelfälle in den verschiedenen Kronländern erörtert.

Der Verband bezweckt auch die Vereinheitlichung und Zusammenfassung der theoretischen Heimatschutzbestrebungen ebenso wie ihrer praktischen Mittel; in letzterer Hinsicht ist er berufen, an seiner Geschäftsstelle jene literarischen Behelfe und namentlich für die Propaganda so nötigen Bilderserien, welche Vorträgen allgemeiner und prinzipiell belehrender Natur dienen, zu sammeln, um sie an die Verbandsvereine zu verleihen, damit nicht jeder dieser Vereine ohne Kenntnis von der Tätigkeit des anderen dieselben Dinge anschaffen muß und so die kärglichen Mittel unnötig versplittert werden.

Die Verbandsstelle wird auch die Aufgabe haben, in den häufigen Fällen, in welchen persönliche Informierung bei den Zentralstellen nötig ist, die Landesvereine zu vertreten sowie für das In- und Ausland die oft vermißte Auskunftsstelle über österreichische Heimatschutzagenden zu sein, auch wird sie die Vertretung des Heimatschutzes in Österreich zu übernehmen haben.

Die Adresse der Geschäftsstelle des Verbandes ist: Dr. K. Giannoni, Wien-Mödling, Dominikanergasse 15, an welche alle Zuschriften erbeten werden.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

12. Dr. Baron Franz Nopcsa: Haus und Hausrat im katholischen Nordalbanien. Sarajevo 1912. (Zur Kunde der Balkanhalbinsel. I. Reisen und Beobachtungen, Heft 15.)

Nachdem uns in den letzten Jahrzehnten eine ganze Fülle von Reisebeschreibungen aus Albanien mit eingestreuten ethnographischen Notizen beschert wurde, erscheint es außerordentlich erwünscht, daß ein so genauer Kenner Nordalbanien wie Baron Nopcsa uns endlich eine zusammenfassende Arbeit über einen der wichtigsten Bestandteile des albanischen Volksbesitzes bietet.

Die Beobachtungen, die Nopcsa anstellen konnte, sind äußerst vollständige; die von ihm aufgestellte Typologie der Häuser darum gewiß für weitere Arbeiten grundlegend. Mit vollem Recht trennt Nopcsa die Primitivwohnungen: Höhlenwohnungen des Tzementales, die kegelförmigen Rohrhütten der Fischer in der Küstenebene sowie die ebenso nur zeitweilig benützten viereckigen Rohr- und Laubhütten luftigster Konstruktion von den eigentlichen Dauerwohnungen aus Holz und Stein. Sehr lehrreich ist der durch Anwachsen der Familie, Hauskommission u. s. w. bedingte Entwicklungsgang dieser letzteren. Wie seinerzeit beim bajuvarischen und fränkischen Hause entstanden auch hier die mehrzelligen Bauten einerseits durch Unterteilung des Küchenwohnraumes mittels Zwischenwänden, andererseits durch Verschalung seitlich angebauter Veranden. Bezüglich der Inneneinrichtung nimmt die Beschreibung der Herd- und Kaminbildung bei Nopcsa einen verdient breiten Raum ein; wenn der Autor geneigt ist, auch für die höher entwickelten Kamintypen in Nordalbanien, viereckige und runde Steinkamine, selbständige Ausbildung anzunehmen, so vermag Referent diesem Gedankengang nicht ganz beizustimmen. Bei der Herstellung der Steinkamine hat wohl die Erlernung italischer Steintechnik beträchtlich mitgewirkt, die runde Form ist wohl mit türkischem Einfluß zu erklären; zweifellos türkisch sind städtische Kamine wie Figur 34. Dem Werte der Mitteilungen tut dies keinen Eintrag. Ebenso vielseitig wie brauchbar sind die weiteren Angaben über Hausrat, landwirtschaftliche Geräte, Fahrzeuge zu Wasser und zu Lande. Hier wird ehe baldigst vergleichende Forschung einzusetzen haben, die auf Grund der musealen Sammlungen auf der Balkanhalbinsel, der neuerlich erschienenen Arbeit von V. Čurčić¹⁾ u. s. w. gewiß schon sehr fruchtbringend wirken kann. Möge ihr der Autor durch Festlegung seiner Beobachtungen auch auf anderen Gebieten seine wertvolle Unterstützung recht ausgiebig angeeignet lassen. Dr. A. Haberlandt.

13. F. J. Bronner: Bayrisches Schelmenbüchlein. 1911. Diessen vor München.

Jedes echte Bauerndorf ist eine Individualität, und wie der einzelne Mensch stets über die schwachen Seiten der anderen sich lustig macht, um sich daran zu erhöhen, geschieht es zwischen Nachbardörfern. So war es schon im Mittelalter, wo sich die Städte gegenseitig harmlose Dummheiten nachsagten und komische Beinamen gaben. Der Verfasser hat mit Bienenfleiß von allen Provinzen Bayerns, also mehreren deutschen Stämmen, von Dörfern und kleinen Städten solche Schelmereien, weit über tausend, zusammengetragen und gut geordnet veröffentlicht. Wie alles Volkstümliche, verschwindet allmählich auch diese Gewohnheit. In Österreich ist die Sitte auf dem Lande ebenfalls sehr verbreitet und man sollte baldigst danach forschen. Der Verfasser bringt Schildbürgerstücke, förmliche kleine Erzählungen in Prosa oder gereimt (Sprüche, Litaneien), aus verschiedenen Ursachen stammende Spitznamen auf Bauern, Handwerker, Mädchen, die einzelnen Taufnamen wie Hansel, Seppel, Annamirl und andere und sogar auf den Herrn Pfarrer. In den Ortslitaneien werden die einzelnen Bauernhöfe mit ihren Sonderheiten durch die Hechel gezogen, daher sie beim Haberfeldtreiben vorgetragen und von den Bewohnenden mit einem stereotypen Zuruf, etwa „Nix für uns“ und dergleichen, beant-

¹⁾ Rezenten Pfahlbauten von Donja Dolina. Ergänzt.-H. IX dieser Zeitschrift.

wortet wurden. Rosegger hat in seinen Werken eine solche köstliche Litanei veröffentlicht, wie sie abends in den Spinnstuben vorgetragen wurden. Vieles hören wir von der Holertau, einem wohlhabenden, echt bäuerlichen Landstrich nördlich von Freising, der Heimat der Roß-, besonders Schimmeldiebe, wie man ihnen scherzweise nachsagt. Die Grenze der Holertau sei, wo die gescheiten Leute aufhören. Die Mertinger wollten einmal ihre unbequem liegende Kirche verschieben, was man übrigens von einem Dutzend bayrischer Orte (auch von unserem Trumau bei Traiskirchen) erzählt. Trotz der naturgemäß vorkommenden öfteren Wiederholung und Gleichförmigkeit des Gebrachten hat es der Verfasser verstanden, ihm eine gefällige Form zu geben. Anton Dachler.

14. Hugo Grothe: Durch Albanien und Montenegro. München 1913.
Martin Mörikes Verlag.

Die jüngsten Reiseschilderungen vom Balkan haben sich alle, freiwillig oder unfreiwillig, in erster Linie mit den kriegerischen Ereignissen zu beschäftigen gehabt, welche die notwendige Begleiterscheinung der nationalen Evolution dortselbst bilden. Auch das vorliegende Werkchen bietet nicht wesentlich mehr, der auf konkrete Daten Anspruch erhebende Forscher wird in den eingestreuten ethnographischen Notizen nur Momentbilder sehen, ebenso wie dies vom illustrativen Schmuck des Buches gilt. Als solche leisten sie ihm immerhin ganz schätzenswerte Dienste. Sonst finden wir in dem Buche bloß eine Rekapitulation jener Ereignisse, welche die Tagespresse einem jeden vermittelt; dies aber nicht im gleichen Tone getan zu haben, ist ein Verdienst des Buches, das ihm gewiß bleibenderen Wert sichert als jenen geistlos gegebenen und geistlos genommenen Tageschroniken.

Dr. A. Haberlandt.

15. August v. Löwis of Menar: Der Held im deutschen und russischen Märchen. Jena 1912.

Der Verfasser hat zahlreiche deutsche und russische Märchen von verschiedenen Gesichtspunkten aus in Bezug auf die Charakteristik des Helden, respektive der Heldin untersucht. Sein Buch gibt Auskunft über Alter, Äußeres und Namen des Helden, über das soziale Milieu, aus dem er hervorgegangen ist, über seine Verwandtschafts- und Familienverhältnisse, Verlöbniß und Heirat, über seine Abenteuer, Charaktereigenschaften, geistige Fähigkeiten, Kenntnisse und Kunstfertigkeiten. Auch über andere Märchenfiguren, nämlich über die Feinde und Helfer des Helden wird in dieser Arbeit berichtet. Schönheit und Jugend, Klugheit und Tapferkeit sind die Gaben, mit denen die Erzähler ihre Helden im allgemeinen ausstatten. Der Verfasser hat richtig bemerkt, daß dem Helden manches gestattet wird, was an sich als unmoralisch bezeichnet werden muß, eine Erscheinung, für die ich den Ausdruck relative Wertschätzung vorschlagen möchte, weil die Erzähler sich bei der Verteilung von Lohn und Strafe meist nicht von irgendwelchen festen ethischen Prinzipien leiten lassen, sondern von ihrer Vorliebe, beziehungsweise Abneigung in Bezug auf die verschiedenen Märchenfiguren, wobei die parteiische Anteilnahme des Erzählers für seinen Helden oft deutlich zum Ausdruck kommt.¹⁾

Daß der Mann im Handeln, die Frau im Leiden groß erscheint, ist selbstverständlich, wenn man bedenkt, wie tief das Märchen trotz des wunderbaren Elements in volkstümlichen Verhältnissen wurzelt.

Besonders tiefgreifende Unterschiede zwischen deutschen und russischen Märchen in Bezug auf das von Löwis behandelte Problem scheinen nicht vorhanden zu sein. Immerhin hat sich der Autor bemüht, einige Verschiedenheiten zusammenzustellen, doch ist alles derartige mit Vorsicht aufzunehmen, da ja die aufgezeichneten Märchen nur einen Bruchteil dessen ausmachen, was tatsächlich an märchenhaften Erzählungen im Volk kursiert, so daß Täuschungen leicht möglich sind.

Eine Eigenheit des russischen Märchens, die sich aus den besonderen sozialen Verhältnissen des Landes ergibt, ist die Rolle des Oheims, der sich vergeblich bemüht,

¹⁾ F. und B. Grimm, Nr. 61. Das Bürle ist ein schlauer Lügner, der das ganze Dorf zum besten gehabt hat. Trotzdem meint der Erzähler bedauernd: „Das unschuldige Bürle ward einstimmig zum Tode verurteilt“, und läßt den Helden zum reichen Manne werden, während seine Gegner elend ertrinken.

die Heldin zu verführen und sie dann wegen ihres angeblich lockeren Lebenswandels verleumdet. Da nämlich die griechisch-orthodoxe Kirchenordnung Ehen zwischen Blutsverwandten verbietet, kann die Heldin durch jede Annäherung des Onkels leicht in Mißkredit kommen, so daß er von vornherein zur Rolle des Gegners prädestiniert war. In stilistischer Beziehung ist die Vorliebe der russischen Erzähler für redende Namen hervorzuheben, was der Autor durch ausführliche Angaben erweist.

Im allgemeinen ist die Arbeit von Löwis infolge der exakten und kritischen Verarbeitung des Materials leicht und angenehm zu benützen.

Alice Sperber.

16. Dr. Albert Becker: Frauenrechtliches in Brauch und Sitte. Ein Beitrag zur vergleichenden Volkskunde und Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz IV. Kaiserslautern 1913. H. Kaysers Verlag. M. — 50. 79 S.

Ein äußerst gründliches, auf großem gesichteten und kritisch verwerteten Material beruhendes Stück volkskundlicher Arbeit, das den Verfasser unter die Zahl der besten Mitarbeiter auf dem Gebiete der Volkskundeforschung stellt. Die volksübliche Betätigung des Frauenrechtes mit Ausschluß der Männer ist ein Vegetationsritus, ein Frühlingsbrauch (Bock-, beziehungsweise Kitzopfer) zur Erlangung von Fruchtbarkeit (Menschenwachstum und Pflanzenwachstum): „ein erstes bedeutungsvolles Glied in der Kette der Frühlingsbräuche, deren tiefer Gehalt auch unter der Masse überwuchernden, komischen Aufputzes nicht völlig verloren geht“. Man kann viel Neues lernen aus dem inhaltsvollem Beitrage zur Pfälzer Volkskunde auch für die Volkskunde anderer Stämme und Länder. Striblen Meuchlen (= Meusen, Maislen?) und Fastnachtsküchlein sind formell nicht identische Gebäckbrote. Die Fastnachtsküchlein sind zumeist flache, viereckige Schnitten (Maisen), die auch den Rhombus Veneris (= Mutzen) darstellen. Die „Striblen“ sind Strauben- (das heißt struppige) Gebäcke; die „Meuchlen“ (vielleicht ein überlieferter Druck- oder Schreibfehler für „Maisen“) sind mir sonst unbekannt geblieben.

Bad Tölz.

Höfler.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

a) Verein.

1. Subventionen und Spenden.

Der niederösterreichische Landtag hat, wie alljährlich, K 200, die niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer K 800 bewilligt, wofür der verbindlichste Dank abgestattet wird. Das stiftende Mitglied Herr Dr. phil. und med. Rudolf Trebitsch hat in neuerlicher Betätigung seiner bereits mehrfach bewiesenen Munifizienz in hochsinniger Weise den Betrag von K 5000 für die Sammlungen des k. k. Museums für österreichische Volkskunde gespendet. Dem großmütigen Geschenkgeber wurde der wärmste Dank des Präsidiums und Ausschusses übermittelt.

2. Ergänzungsheft IX

zum XIX. Jahrgang der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.

Die Abhandlung von Vejsil Ćurđić: Rezent e Pfahlbauten von Donja Dolina in Bosnien, mit 22 Textabbildungen und 88 Abbildungen auf 13 Tafeln, 104 Seiten, ist erschienen und für die Mitglieder des Vereines und Tauschverkehres zum ermäßigten Preis von K 5 durch die Vereinskassenzlei zu beziehen. Seine kaiserliche Hoheit Herr Erzherzog Franz Ferdinand hat das ihm unterbreitete Exemplar dieser bedeutungsvollen Arbeit mit großem Interesse entgegengenommen und der Direktion den huldvollsten Dank übermitteln lassen. — Seine Majestät der Kaiser hat den XVIII. Band der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ nebst dem VIII. Ergänzungsheft der Allerhöchsten Annahme für die Allerhöchste Familienfideikommißbibliothek zu würdigen geruht.

3. Mitgliederbewegung.

Seit dem letzten Ausweise sind neu eingetreten: Karl Gerstner, Bezirksschulinspektor, Wiener-Neustadt; Wladimir Kuk, Oberrechnungsrat i. P., Wiener-Neustadt; August Menschik, Fachlehrer, Neunkirchen; Felix Pöschl, Magistratskommissär, Wien; Siegfried Spira, Wien. Gestorben: Professor Fritz Wachtl, Wien.

b) K. k. Museum für österreichische Volkskunde.

1. Hausfrage.

Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht hat dem Präsidium eröffnet, daß dem Plane der Unterbringung des Museums für österreichische Volkskunde im Gebäude der Kunstgewerbeschule des Österreichischen Museums so bedeutende Schwierigkeiten entgegenstehen, daß von demselben abzusehen ist und andere Modalitäten der Unterbringung der genannten Museumssammlungen erwogen werden müssen, deren hohe Bedeutsamkeit im übrigen vollauf anerkannt worden ist. Im gleichen Sinne hat das Obersthofmeisteramt Seiner k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzog-Protectors das Präsidium verständigt, indem auch von dieser hohen Stelle die Dringlichkeit einer anderweitigen entsprechenden Vorsorge mit größter Wärme anerkannt worden ist. Das Präsidium hat nunmehr auf Grund einstimmigen Beschlusses des Ausschusses in seiner Sitzung am 9. Mai d. J. das ehemals gräfl. Schönbornsche Palais, VIII. Laudongasse 15—19, im Besitz der Gemeinde Wien als das für die Zwecke des k. k. Museums für österreichische Volkskunde geeignetste Gebäude ins Auge gefaßt und eine von Seiner k. u. k. Hoheit dem durchlauchtigsten Herrn Protector huldvollst und wärmstens unterstützte diesbezügliche Eingabe an den löblichen Gemeinderat zu Händen Seiner Exzellenz des Herrn Bürgermeisters Dr. Richard Weiskirchner gerichtet. Gleichzeitig hat das Präsidium von diesem Schritte das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht verständigt und um Unterstützung dieses Planes seitens der hohen Regierung gebeten. Es ist angesichts der drohenden Obdachlosigkeit unseres Museums auf das Allerdringendste zu hoffen und zu wünschen, daß dieser wohlwollene Plan nunmehr in Bälde seine Verwirklichung findet und damit die Zukunftsfrage unseres Museums — diese Haupt- und Lebensfrage desselben — zu befriedigender Lösung gelange.

Die nachstehend benannten Vereine und Korporationen haben sich in der Überzeugung von der großen Bedeutung des k. k. Museums für österreichische Volkskunde vollinhaltlich und mit größtem Nachdruck der obenerwähnten vom Präsidium des Vereines für österreichische Volkskunde gestellten Eingabe angeschlossen: Anthropologische Gesellschaft in Wien, K. k. geographische Gesellschaft in Wien, Wiener Altertumsverein, Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens, Hauptausschuß des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines, Sektion „Wien“ des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines, Österreichische Leo-Gesellschaft, Niederösterreichischer Gewerbe-Verein, Verein Kunstschule für Frauen und Mädchen, Verein der niederösterreichischen Landesfreunde, Verband österreichischer Hausindustrien, Wiener Werkstätte, Gesellschaft des Museums für weibliche Handarbeiten, Wiener Frauen-Erwerb-Verein, Vereinigung bildender Künstlerinnen Wiens, Österreichische Gesellschaft für christliche Kunst, Verein der Lehrkräfte der gewerblichen Staatslehranstalten, Verein „Mittelschule“ in Wien, Vereinigung bildender Künstler Österreichs, Verein österreichischer Zeichenlehrer, Zentralausschuß des Touristenvereines „Die Naturfreunde“, Albrecht Dürer-Bund, Verband österreichischer Heimatschutz-Vereine, Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz in Niederösterreich, Landesverband für Fremdenverkehr in Wien und Niederösterreich, Wiener Kunstgewerbe-Verein, Österreichischer Künstler-Bund.

2. Vermehrung der Sammlungen.

Ethnographische Sammlung: Seit dem letzten Ausweise sind 490 Neuerwerbungen erfolgt, seit Jahresbeginn im ganzen 962 Nummern, darunter Geschenke der Herren *Kowrad Mautner*, *Prof. Edgar Meyer*, *Robert Eder*, Direktor *G. Funke*, Baronin *Stephanie v. Rubido-Zichy*, Oberkommissär *Lukanović* in Sebenico.

Photographien und Bilder: 195 Photographien.

3. Museumsarbeiten und Reisen.

Vorstehender Einlauf wurde ordnungsmäßig gebucht, konserviert und zum Teil durch Auswechslung mit anderen älteren Beständen zur Aufstellung gebracht, zum größeren Teil weggepackt. Neu aufgestellt wurden zahlreiche Objekte aus dem Egerlande und Nordböhmen, sodann slowakische Stickereien und Spitzen sowie eine Reihe istranischer und dalmatinischer Objekte. Für das neue Museumsorgan „*Werke der Volkskunst*“ wurde eine Reihe von Museumsgegenständen photographisch aufgenommen und zu diesem Zwecke

ein vollständiger photographischer Apparat mit Zubehör neu angeschafft. Die photographischen Arbeiten besorgte Herr Kustos Dr. Artur Haberlandt. — In der Adria-Ausstellung übernahm die Direktion die Durchführung einer eigenen volkskundlichen Abteilung, worüber Seite 128 f. das Nähere mitgeteilt ist. Die Aufstellungsarbeiten und die Etikettierung dieser großen Exposition wurden zum größten Teil vom Kustos Dr. Artur Haberlandt durchgeführt. — Der Museumsdirektor hat im Auftrage der k. k. Zentralkommission eine Reise nach Dalmatien (Zara, Sebenico, Spalato) und eine zweimalige Reise nach Tirol behufs Erstattung verschiedener Gutachten unternommen. Kustos Dr. Artur Haberlandt nahm als wissenschaftlicher Führer an der vierten Universitätsreise nach Sizilien und Nordafrika teil und brachte als Ergebnis persönlicher Aufsammlung an Ort und Stelle eine kleine, aber sehr instruktive ethnographische Sammlung aus Sizilien für unsere europäische Vergleichssammlung heim. Im Auftrage der Museumsdirektion reiste Dr. Artur Haberlandt im Monat März nach Brünn, Eger und Prag behufs Erwerbung verschiedener Objekte.

4. Die Museumszeitschrift „Werke der Volkskunst“.

Soeben ist das 2. Vierteljahrsheft dieser neubegründeten Kunstzeitschrift erschienen, welche, mit großen Erwartungen aufgenommen, sich des regsten Interesses der an der Volkskunst, ihrer Erforschung und ihrer Pflege beteiligten Kreise erfreut. Der Inhalt des 2. Heftes ist der folgende:

Dr. Artur Haberlandt: Prähistorisches in der Volkskunst Osteuropas (mit 1 Tafel und 7 Textabbildungen).

Prof. J. Tvrđý: Ein altes Werk der Habaner-Keramik (mit 2 Textabbildungen).

Dr. Oswald Menghin: Zwei alte Motivbilder in Riffian bei Meran (mit Textabbildung).

Alfred Walcher Ritter v. Moltheim: Ein Schraubentaler der Salzburger Exulanten (mit 2 Tafeln).

Prof. Dr. M. Haberlandt: Ein Hirtenbecher aus Sardinien (mit 1 Tafel und 3 Textabbildungen).

Wirkdecken aus Tirol (mit 1 Tafel und 1 Textabbildung).

Einige Werke der Habaner- und Winterthurer Keramik (mit 1 Tafel und 2 Textabbildungen).

Ein istrianisches Holzkästchen (mit 1 Tafel und 1 Textabbildung).

Ein Werk des Schnitzers J. Kieninger (mit 1 Textabbildung).

Als Mitarbeiter sind neben den schon im vorigen Heft Seite 79 Genannten beigetreten: Robert Mielke, Berlin; Prof. J. Koula, Prag; R. Eder, Mödling; Prof. Josef Donat, Wien; Prof. Dr. K. v. Spieß, Wien.

Seine k. u. k. Hoheit Herr Erzherzog Franz Ferdinand hat das erste Heft der genannten Zeitschrift huldvollst entgegenommen und dem Herausgeber höchstseinen besten Dank ausdrücken lassen.

Die Museumsdirektion bittet, diese wichtige und inhaltreiche Kunstzeitschrift im Interesse der österreichischen Volkskunst möglichst fördern zu wollen.

5. Besuch des Museums.

Von namhaften Besuchern seien genannt: Ihre Exzellenz Gräfin Leopold Berchtold mit Herrn Grafen L. Berchtold, Seine Exzellenz Herr Graf V. Latour, Seine Exzellenz der Herr Statthalter von Dalmatien Graf R. Attems, Hofrat Dr. Luxardo, Freiherr Hermann v. Egloffstein (Würzburg), Sektionschef Dr. A. Breycha, der Direktor des Museums für Völkerkunde in Hamburg Prof. Dr. Thilenius, Dr. Wolfgang Schultz, Dr. Max Milrath, Noel Pocock (Illustr. London News), Dr. Hans Sperber, Dr. Hiltburgh (London).

Korporative Besichtigungen erfolgten durch 25 Schulen und Vereine je in mehreren Partien.

Schluß der Redaktion: 31. Mai 1913.

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Der heilige Mann der Niklai.

Neue Zeugnisse zur Geschichte des germanischen Glaubens und Kultes.

Von Dr. Georg Gräber, Klagenfurt.

(Mit 1 Textabbildung.)

Inhaltsübersicht.

Einleitung.

Die Sage vom heiligen Mann und der damit verbundene Kult.

Kritik der Sage und des Brauches,

Kritik der Freysmythen mit Beziehung auf die Sage vom heiligen Mann.

Anhaltspunkte für die Ermittlung der Herkunft von Sage und Brauch.

Die Legende der heiligen Notburga verglichen mit der Sage vom heiligen Mann.

Schluß: Rückblick und Folgerungen.

Auf der Insel Seeland, wo wahrscheinlich das Heiligtum der Nerthus lag, und in den fruchtbaren Gauen des südlichen Schweden hat die Verehrung der ingwäonischen Stammgottheit bis in die ersten christlichen Jahrhunderte fortgedauert. Allerdings tritt uns die taciteische Nerthus im Norden überall als Mann entgegen, woraus mit Recht gefolgert wird, daß schon bei den ungeteilten Ingwäonen auf der kimbrischen Halbinsel durch Spaltung der zwiegeschlechtigen Urgottheit mehrere Gestalten erwachsen, zwischen welchen die volkstümlichen Mythen, die die subjektive Phantasie einzelner Stämme oder Dichter widerspiegeln, ein enges Verwandtschaftsverhältnis herstellten. Njord und Nerthus, Freyr und Freyja sind vornehmlich Wettergottheiten; sie spenden Sonnenschein, Wachstum und Wohlstand, sie treten noch in jüngeren Sagen als Spender der Ernte und des Friedens auf und genießen bei Völkern Ansehen und Verehrung, deren Existenz sich auf Ackerbau und Schiffahrt gründet. Es muß von vornherein befremden, daß der Kult dieser Gottheiten in historischer Zeit sich ausschließlich auf den germanischen Norden beschränkt, während ihr Name und Kult im Süden des germanischen Sprachgebietes verschollen scheint. Und doch haben von den sieben bei Tacitus aufgezählten Stämmen der Nerthus-Amphiktyonie gerade die Angeln und Reudigner-Sachsen bei der Besetzung neuer Länder und der Bildung neuer germanischer Staaten und Völker eine hervorragende Rolle gespielt. Besonders in der Geschichte der Sachsen tritt wiederholt ein zähes Festhalten an alten religiösen Einrichtungen zutage, das entscheidend und folgenschwer auf ihr Geschick zurückwirkte, als sie durch Karl aus eben diesem Grunde mit Anwendung rücksichtslosester Gewalt ihrer nationalen und religiösen Selbständigkeit

beraubt wurden. In den Quellen zur Geschichte der alten Sachsen werden zwar Glaube und Kult manchmal gestreift, aber nirgends kommt der Name Nerthus oder einer verwandten Gottheit vor. Dennoch sollte es verwundern, daß bei der einstigen Stärke dieses Stammes und seiner in historischer Zeit teils freiwillig, teils gewaltsam vollzogenen Ausbreitung jede Spur eines Kults verschwunden sein sollte, der einst das Band zwischen den Völkern einer großen Amphiktyonie gebildet hat, als deren Stammvolk die Reudigner-Sachsen gelten.

Ein allseitig klares Bild von dem Glauben der alten Deutschen besitzen wir noch lange nicht und ebenso weist die Frage nach der Besiedlung der Länder, wo nachmals Germanen auftreten, große Lücken auf. Was den Nerthus-Kult betrifft, hat zwar die tiefgreifende Forschung Mannhardts so manches Rätsel gelöst, das der taciteische Bericht enthält. Doch auch hier bedarf es noch einer mühsamen, Stück für Stück erfolgenden Wiederherstellung, um den Tatbestand eines der altertümlichsten germanischen Kulte zu rekonstruieren. Außer den historischen Nachrichten und Sagen aus dem Norden kannte man bisher kein Zeugnis, das ein Fortleben dieses eigenartigen Kults in anderen Ländern sicher hätte erkennen lassen.

Wo direkte Nachrichten fehlen, gebührt oft den Tatsachen der Gegenwart das erste Wort. Ich meine die Volksbräuche, denn sie sind die festen Elemente der volkstümlichen Ueberlieferung, dauerhafter als die Sprache und Dichtung. Ihnen kommt manchmal der Wert historischer Zeugnisse bei, besonders wenn sie in abgelegenen Landschaften auftreten und unbeeinflußt von auswärtigen Traditionen, aus sich selbst fortsprossend, bis zur Gegenwart standgehalten haben. Dreierlei Ueberlieferungen solcher Art — sie stammen aus Kärnten, Tirol und Württemberg — auf ihre historischen und ethnographischen Voraussetzungen zu prüfen, ist der Zweck dieser Untersuchung. Sie will dazu beitragen, unsere Kenntnis über die ursprüngliche Gestalt, die Wandlung und Wanderung des Nerthus-Kultes zu bereichern. Die eigenartige Sonderentwicklung des Landes Kärnten bringt es mit sich, daß von mehreren gleichartigen Volksüberlieferungen gerade die kärntische in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt werden muß: sie weist unter allen die meisten Merkmale hohen Alters auf, indem ein sonderbarer Kult hier mit der Sage in unlösbarer Verbindung auftritt und ferner der taciteische Bericht über die Feier des Nerthus-Festes beinahe wörtlich auf die der Sage zugrunde liegenden Vorgänge zutrifft. Daher erfolgt zunächst die Darstellung der Sage, die in einem abgelegenen Tale Kärntens lokalisiert ist. Sie hat sich als Stammsage einer bestimmten Bauernfamilie immer vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt und galt im weiteren Sinne als Stammsage der ganzen Bevölkerung jenes Tales, die nur wenige Familien umfaßte. Um daraus greifbare Tatsachen

zu gewinnen, soll mit den Mitteln historischer Kritik vorgegangen und der Sagenbestand mit den analogen Zeugnissen des skandinavischen Nordens verglichen werden. Eine willkommene Stütze für die daraus abgeleiteten Schlüsse bietet weiters die Betrachtung des Volksbrauches, der sich genau wieder auf jene Geschlechter beschränkt, welche in der Sage ihre Familiengeschichte erblicken. Endlich werden die Ergebnisse der Untersuchung zusammengefaßt, mit den gleichartigen Überlieferungen anderer Länder verglichen und aus der bereits als gesichert geltenden Geschichte jener Gegend Kärntens erklärt, wo Sage und Kult zusammentreffen. Auf dem Hintergrunde welthistorischer Ereignisse, deren Wogen sich an den Bergen dieser südlichen deutschen Mark gebrochen haben, gewinnt die volkstümliche Form eines alten sakralen Brauches erst volle Geltung.

Südlich von Sachsenburg mündet, aus einer Waldschlucht ins Drautal tretend, ein Wildbach, der sogenannte Feistritz- oder Niklaierbach. Er entspringt unterhalb des Geierspitz (2261 *m*) und des Salzkofels (2493 *m*) und durchfließt in etwa 12 *km* langem Lauf einen nach Osten sich dehnenden Graben, dessen Hänge stellenweise zurücktreten und besonders auf den sonnseitigen Berglehnen für menschliche Ansiedlung geeignet sind. Er heißt im Volksmunde die Niklai. Erst gegen das Drautal hin schließen sich die Vorberge wieder und bilden eine Klamm, durch welche der Bach sein Bett gebrochen hat. Salzkofel und Knoten mit ihren Ausläufern bilden einen hohen Bergwall, welcher die Niklai gegen Norden vom unteren Mölltal scheidet, während im Süden der Lenkenspitz, Neuberg und Thörl, alle über 2000 *m* hoch, den Graben vom Drautal abschließen. Die einzige Verbindung mit der Außenwelt stellt der Wasserlauf her und so lebten die Niklaier Bauern bis auf unsere Tage in weltferner Einsamkeit, abseits von den Verbindungsstraßen, die längs der Drau und Möll führen.

Die dort ansässigen Bauern führen ihren Ursprung und die Begründung ihrer Wohnstätten auf einen Mann zurück, der zuerst in diese Gegend kam und zwischen den ausgedehnten Wäldern, die heute noch die Hänge bedecken, einzelne Stellen lichtete und urbar machte. Er wird im Volke schlechtweg der frumme Mån, der heilige Mån genannt.

Ungefähr im mittleren Laufe des Niklaibaches mündet von Süden der Kaserbach, dessen Tal von den Abhängen des Lenkenspitz, Neuberg und Thörl gebildet wird. Die gegen das Kaserbachtal sich neigenden Wälder heißen Pirkach im Westen, Prefelegg im Osten und Ziegenwald im Südosten. Am linksseitigen Einhang des Kasertalgrabens führt ein Waldort die Bezeichnung Keuschen Wald. Daran knüpft sich eine alte Sage. Am obersten Rande des Keuschen Waldes (heute Peterwirtalm genannt) stand vor vielen

hundert Jahren eine mächtige alte Lärche mit neun Wipfeln. Unter diesem Baume, so berichtet die Sage, ließ sich in alter Zeit ein Mann nieder und baute sich dort eine Heimstätte. Von dieser Stelle aus begann er durch Sengen und Roden den Wald zu lichten und bebaute den urbar gemachten Boden.

Auf der gegenüberliegenden Sonnseite des Niklai Grabens zeigen sich dem Blick die jetzt teilweise waldfreien Hänge der Vorberge des Salzkofels und Knotens. Die grünen Anger und Felder, welche sich da ausbreiten, sollen gleichfalls durch seine Rodungstätigkeit geschaffen worden sein. Hier, wo auf sanften Lehnen saftiges Gras sprießt und köstliches Wasser in zahlreichen Adern zu Tal rieselt, sind die besten Bedingungen für die Almwirtschaft vorhanden. An dieser Stelle soll der fromme Mann Felder und Äcker angelegt und unmittelbar unter dem Walde die erste menschliche Ansiedlung gegründet haben. Er übergab sie später seinem ältesten Sohn. Es ist unter den heute bestehenden die höchstgelegene Bauernwirtschaft mit dem Namen *Laggnerhube*, von welcher die weitere Besiedlung der Niklai ausgegangen sein soll. Der älteste Sohn begann hier zu wirtschaften und half dem Vater, der noch immer neues Kulturland schuf, Ackerboden und Wiesengrund in harter Arbeit dem Walde abzuräumen. Schließlich konnte dieser auch seine anderen Söhne mit Bauernhuben ausstatten.

Nach der Laggnerschen Familienüberlieferung besaß er neun Söhne. Sie sind die ersten Bauern der Niklai gewesen und haben die heute dort bestehenden Huben gegründet. Es ist kein planmäßig gebautes Dorf, sondern die Häuser scheinen, den Verhältnissen entsprechend, eben dort gebaut zu sein, wo Nutzungsboden in genügendem Ausmaß zu finden war. Sie verteilen sich auf die drei Talstufen der südlichen Vorberge des Knotens und bilden in gewissem Sinne drei Siedlungszentren, die allerdings infolge der natürlichen Gliederung des Niklai Grabens aufeinander angewiesen sind und zusammengehören. Wandert man von Sachsenburg dem Salzkofel zu, so passiert man in einer Höhe von 1400 *m* beim Eingang in den eigentlichen Graben zuerst die sogenannte Untere Niklai. Sie besteht aus den Gehöften *Ämbras*, *Ängerer* und *Grantler*.¹⁾ Der Weg führt dann, fortwährend ansteigend, in Windungen dem Bache folgend, hinan zu den Behausungen der Mittleren Niklai mit den Bauern *Rohrer*, *Mitterer* und *Fercher*. Auf den Höhen der letzten Vorberge, unmittelbar unter der Waldgrenze in einer Höhe von 1800 *m* endlich trifft man auf die höchstgelegenen Bauernhäuser. Sie bilden die sogenannte Obere Niklai und führen die Hausnamen *Ferchegger*, *Lahnhuber* und *Laggner*. Freilich sind nach Aussage vieler Gewährs-

¹⁾ Dieses letztere soll allerdings nur eine Auszugskeusche des alten *Mitterer* gewesen sein und wird daher im amtlichen Ortsnamenlexikon nicht als selbständiges Gehöft gezählt.

männer manche Niklaier ausgewandert und haben ihren Besitz Fremden überlassen; auf anderen Huben wieder ging der alte Name Laggner durch Einheirat von außen verloren. Der echte Stamm aber habe sich auf der Laggnerhube gehalten.

Es muß besonders hervorgehoben werden, daß der Sagenbestand, auf welchem meine Darstellung fußt, der älteste zu sein scheint, weil er die mündliche Tradition der Familie Laggner darstellt, die noch bis in die Achtzigerjahre des vorigen Jahrhunderts auf dem alten Stammhaus ansässig war.¹⁾ Erst in zweiter Linie kommen für die Ermittlung der älteren Sagenform die Varianten in Betracht, welche aus anderer Quelle stammen. Denn es ist selbstverständlich, daß die Familie, welche den frommen Mann als Stammvater verehrt und in der sich die Sage, wie mir wiederholt versichert wurde, immer vom Vater auf den Sohn vererbte, im ganzen wie im einzelnen den älteren Bestand treuer und zuverlässiger bewahrt hat als die Außenstehenden, für welche die ganze Geschichte mehr vom Standpunkte des Seltsamen und Wunderbaren Interesse besaß. In der Tat verraten diese Erzählungen nicht selten eine jüngere Entwicklung und kennzeichnen sich durch erklärende und ausschmückende Zusätze, die nicht frei sind von Widersprüchen.

Einige Varianten lassen den frommen Mann von Anfang an im Niklaier Graben hausen, auf der Färcheggen (vielleicht in Umdeutung des alten Sagenmotivs von der neunwipfeligen Lärche, insofern dieser Baum ma. auch Färch'n genannt wird), später tiefer im Graben, wo heute das Haus des Mitterer steht.

Als seine ersten Gründungen werden nebst dem Hause Laggner bald Mitterer, bald Ferchegger oder andere genannt. Auch betreffs

¹⁾ Im folgenden werden daher hauptsächlich jene Berichte zusammengefaßt, welche von den heute noch lebenden Nachkommen der Niklaier Laggner herrühren. Es sind dies: 1. Georg Laggner, heute vulgo Waldner, Besitzer in Fresnitz bei Spittal a. d. Drau. Er zählt jetzt über 65 Jahre, ist noch in der Niklai geboren und aufgewachsen und war der letzte seiner Familie, welcher das altererbte Stammhaus des frommen Mannes als selbständiger Bauer innehatte und 18 Jahre lang bewirtschaftete. Erst 1887 ging der Besitz in fremde Hände über. Heute hausen nur mehr beim Fercher in der „mittleren“ und beim Ambras in der „unteren Niklai“ echte Nachkommen des sagenhaften Mannes, das heißt solche, welche sich Laggner schreiben. 2. Dr. Peter Laggner, Distriktsarzt in Althofen, ein Sohn des eben Genannten. 3. Matthias Laggner in Sachsenburg, 79 Jahre alt und, wie er stolz versichert, vom echten Stamm des frommen Mannes. Zu den Berichten dieser Gewährsmänner treten ergänzend hinzu die Aussagen von Leuten und Holzknechten aus der Niklai sowie schriftliche und mündliche Mitteilungen aus den Orten Obergottesfeld, Sachsenburg, Pusarnitz und anderen. Mit Verständnis und Hingabe hat mich beim Zustandebringen des Materials Herr Lehrer Josef Moser in Malta, selbst ein Sachsenburger, unterstützt und seine reiche Lokalkenntnis in den Dienst der Forschung gestellt. Förderliche Mitteilungen verdanke ich ferner den genauen Kennern des kärntischen Sagenschatzes Herrn Hofrat Dr. Valentin Pogatschnigg in Graz und Herrn Dechant Franz Franziszi in Grafendorf. Endlich wurden die bisher meist in älteren Jahrgängen der historischen Zeitschrift „Carinthia“ gedruckten Darstellungen der Sage da und dort zu Rate gezogen.

der Zahl seiner Söhne stimmen die Varianten nicht überein. Bald werden ihm 7, bald 9 Söhne zugeschrieben. Doch ist unschwer zu erkennen, daß es nach der ältesten Ueberlieferung neun waren, wenn anders die Geschichte von der neunwipfeligen Lärche auf die Sprößlinge seines Geschlechtes weist.¹⁾

Nachdem der fromme Mann die Niklai begründet und seine Söhne mit anbaufähigem Land und Huben versorgt hatte, kehrte er in den Keuschen Wald zurück und bezog wieder sein eigenes Obdach unter der Lärche, die ihm zuerst Schutz geboten hatte. Er konnte von seinem Platze die Mittlere und Obere Niklai überschauen. Täglich weilte sein Blick auf den Feldern, Wiesen und schmucken Häusern seiner Söhne, welche das fernere Gedeihen seines Geschlechtes verbürgten. Abgeschlossen von der Außenwelt, bildeten sie in der Tat eine Gemeinschaft für sich, denn sie waren gleich ihrem Vater Christen, während im Drautale damals noch Heiden gewohnt haben sollen. Der Sage nach verharrten die Bewohner des heutigen Marktes Sachsenburg am längsten im heidnischen Glauben. Um so größere Verdienste schreibt sie dem frommen Manne zu. Er war der einzige Christ jener Gegend, gottesfürchtig und fromm und hielt seine Leute streng zur Erfüllung der Christenpflicht an. Er galt als Muster eines Hausvaters und Christen in der Umgebung, so daß ihn die Leute wie einen Heiligen verehrten, seinem Beispiele allmählich folgten und Christen wurden.

Wenn er Sonntags zum Gottesdienst nach Pusarnitz (am nördlichen Rande des Lurnfeldes) ging, brauchte er den langen Weg von der Niklai zur Kirche, um ein Vaterunser zu beten, und mußte noch dreimal um die Kirche wandeln, bis er das Gebet gesprochen hatte. Denn er legte jedes Wort besonders aus. An seine Frömmigkeit knüpft eine Anekdote an. Wenn er auf den heiligen Berg ging, betete er bis zum Ziele nur ein einziges Gebet. Einmal ging er nach Pusarnitz zur Beichte und kam aus demselben Grunde zu spät. Da bat er den Pfarrer um Vergebung: »Bis ich mein Vaterunser fertigbringe, dauert es eine ganze Stunde, ich lege jedes Wort aus.« Und der Pfarrer sprach: »Geh' heim, deine Sünden sind dir vergeben, denn du bist heiliger als ich.«

Mit peinlicher Sorgfalt hielt er den Feierabend ein, da mußte jede Arbeit ruhen. Weil er die Glocken des Tales nicht bis in seine Einsamkeit hören konnte, verkündete ihm der Himmel durch wunderbares Läuten, das aus der Luft erklang, die Zeit des Feierabends. Dies geschah immer Samstags um 2 Uhr nachmittags. Einmal stand

¹⁾ Über die Bedeutung der Zahlen 7 und 9 soll später noch gehandelt werden. Mit der Zahl 8, welche von einigen angegeben wird, hat es seine eigene Bewandnis. Daß auch ihr die ältere Vorstellung von 9 Kindern zugrunde liegt, erhellt aus einer Fassung, wonach das jüngste eine Tochter gewesen sei, über deren Schicksal die Sage schweigt, weil sie als Gründerin eines Geschlechtes nicht in Betracht kommen kann.

er mit einem beladenen Heuwagen mitten auf der Tennbrücke, als das Glockengeläute vom Himmel erscholl. Sofort ließ er alles liegen und stehen, wie es war, und ging heim. Hinterher stiegen ihm Bedenken auf, daß die Leute nun nicht in die Tenne gelangen würden, und er ging zurück, um nachzusehen. Da fand er das Fuhrwerk unter der Brücke, wo es niemand im Wege stand. Erst Montag früh, als die Arbeit begann, stand es wieder auf demselben Platz und wurde nun weiterbefördert und abgeladen. (Ein anderesmal überraschte ihn der Glockenklang wieder auf der Tennbrücke, als er eben eine Ladung Getreide oder Heu einbrachte. Da er aber schon so weit war, brach er das Geschäft nicht ab, wie er hätte tun sollen, sondern führte den Wagen in die Tenne. Zur Strafe für diese Verletzung der Feierruhe soll er das Läuten vom Himmel sieben Jahre nicht mehr vernommen haben.

Schon hier sei hervorgehoben, daß dieser Zug in allen Fassungen wiederkehrt und wohl zum Grundbestande der alten Sage gehört.

Welche Bedeutung der strengen Beobachtung des Feierabends in seinem Leben beigemessen wird, zeigt eine andere Anekdote. Im Sommer begleitete er einst den Pfarrer von Pusarnitz bei einem Versehange auf den Radelberg; es war gerade Samstag. Sie schritten zwischen Getreidefeldern hin, links und rechts vom Wege standen die Garben. Da blieb der Pfarrer plötzlich stehen, seinen Blick auf das Feld unterhalb des Weges wendend: »Wie geht es nur zu, daß auf jeder Garbe eine Unke (»an Auk«) sitzt, das obere Feld aber nichts zeigt?« Der fromme Mann erwiderte: »Der eine Bauer hat zur rechten Zeit Feierabend gemacht, der andere dagegen über den Feierabend hinaus gearbeitet. Dadurch gibt Gott selbst seinen Mißmut über die Entheiligung der Feierzeit kund.«

Die Einstellung der Arbeit am Samstag nachmittag und an gewissen anderen nichtkirchlichen Feiertagen begründeten die Niklaier mit dem Gebot ihres Ahnen und hielten, wie der alte Laggner an mehreren Beispielen nachwies, bis in die jüngste Zeit daran fest. Viehseuchen und Wetterschläge wurden wiederholt als böse Folge der Verletzung dieser alten Sitte aufgefaßt.¹⁾

Die Sage schreibt dem frommen Mann auch die wunderbare Gabe des Geistersehens zu und weiß zu erzählen, daß er auf seinen Kirchgängen nach Pusarnitz über das Wasser der Möll schritt, ohne sich zu benetzen. Heute führt der Weg dorthin über die Möllbrücke im gleichnamigen Orte, damals soll es noch keine solche gegeben

¹⁾ Gänzliche Arbeitsruhe oder das Unterlassen einer bestimmten Verrichtung galt bei ihnen allezeit als bestes Mittel, einen gedeihlichen Fortgang der ganzen Wirtschaft zu erzielen. So war es eine alte Sitte, an bestimmten, von der Überlieferung als heilig bezeichneten Wochentagen die Arbeit von Sonnenaufgang bis zum Erscheinen des ersten Sternes ruhen zu lassen. Solche Tage widmete man dem Gebet und erbaulicher Lesung. Es sind meist Tage, welche auch sonst im Volksglauben eine Rolle spielen, zur Zeit der Sommer- und Wintersonnenwende und der Äquinoktien.

haben. Einst war nun in Pusarnitz ein großes Fest und die Gemeinde in der Kirche versammelt. Der Teufel ersah die Gelegenheit, Beute zu machen, und stellte sich ebenfalls ein, für gewöhnliche Menschen unsichtbar. Auf einer großen Eselshaut, die er mitgebracht, wollte er das Geschwätz und Gelächter der unfrohen Christen anmerken. Aber die Haut war bald zu klein, er begann daran zu zerren und recken und plötzlich entglitt sie seiner Hand; dadurch verlor er das Gleichgewicht und stieß mit seinem Horn in die Hinterwand, daß der fromme Mann, welcher ihm zugesehen hatte, laut auflachte. Um den Grund seines sonderbaren Benehmens gefragt, soll er die Geschichte vom Teufel erzählt haben. Daß er sich versündigt hatte, konnte er auf dem Heimwege erkennen; denn diesmal sank er beim Überschreiten der Möll bis zu den Knöcheln im Wasser.

Was ihn sonst noch über andere Menschen erhob, war der Besitz von eigenartigen Schuhen, mit denen er meilenweit fortschreiten konnte.

Als er auf dem Sterbebette lag, ließ er seine Söhne kommen und legte ihnen ans Herz, den Feiertag auch nach seinem Tode allzeit heilig zu halten. Dann ordnete er an, daß man den Sarg mit seiner Leiche auf einen Karren lege und ein Paar Ochsen daranspanne, welche noch nie zu irgendeiner Arbeit verwendet worden seien. (»Ungelernte Ochsen.«) Dort, wo das Gespann, welches man frei seines Weges ziehen lassen möge, anhielte, sollten sie ihn begraben. Außer dem Gebot, das die Bestattung betraf, erteilte er ihnen mancherlei Ratschläge. Einer soll gelautet haben: »Nehmet beim Schlachten des Stieres, der rechts im Joch an meiner Bahre gezogen hat, das rechte Horn, richtet es zum Blasen her und wenn böse Wetter kommen, blast hinein, es wird euer Heil werden.« Dieses »Püllhorn«, wie es die Niklaier nannten, wurde immer geblasen, wenn ein Wetter im Anzuge war. Sein Ton, so heißt es, vertrieb Hagelschlag und Unwetter und es versagte seine Wirkung nie. Stets war es bei einem der neun Bauern der Niklai in Verwahrung. Wenn es dieser nicht blasen konnte oder starb, ging es an einen anderen über. Nur auserlesene und starke Leute brachten daraus einen Ton hervor. Ein Gewährsmann kannte sogar ein Weib, welches dies vermochte. Aus dem Besitz der Laggner gelangte es zum Mitterer, wo es noch 1870 gezeigt wurde. (Alpine Zeitschrift »Der Tourist«, 1870, Band 2, 682.) Durch eine Lahn kam es dann zum Fercherbauer, der es noch 1875 den Besuchern vorwies. (Carinthia 1897, 179.) Endlich fiel es einem Brande zum Opfer und seitdem hat es nach Aussage der Niklaier dort wieder ein paarmal gehagelt.

Auf das Wetterschießen bezieht sich ein anderer Rat des frommen Sagenhelden. Wenn die Niklaier Bauern beim Herannahen von Gewittern Pöller abfeuern, sollen sie geweihtes Pulver und ganz besondere Pöllerkeile dazu verwenden: Die Keile müssen aus Schwarz-

erlenholz gearbeitet und am Karfreitag vor Sonnenaufgang hergestellt sein. Wirklich herrschte bei den Niklaiern (wie sonst häufig) der Glaube an die Wetterhexen, welche durch den Knall der geweihten Pöller vertrieben werden, bis zum 19. Jahrhundert und spricht auch aus mehreren Sagen der dortigen Gegend.

Die Söhne erfüllten getreulich den letzten Wunsch ihres Vaters, jochten ein Paar schwarze, über den Rücken weißgestreifte Ochsen (ma. rigglate O.) ein, spannten sie vor den Leichenwagen und ließen ihnen freien Lauf. Die Zugtiere gingen vor dem Wagen, wie wenn sie dazu abgerichtet gewesen wären, und schlugen den Weg zum Drautal ein. So zogen sie die ganze Niklai hinunter, beim Ambrasbauer vorüber zum alten »Kohlplatz«, weiter hinaus auf den »Kranzegg«, wo der Weg zur Drau führt. Dann bewegte sich der Zug am linken Ufer die Drau entlang an der alten »Ölbrennerkeusche« vorüber (die beim Bahnbau abgebrochen wurde) und bog bei Möllbrücke nach Pusarnitz ab. Ohne zu rasten, gingen die Ochsen weiter, gelangten zum Flusse und schritten samt dem Leichenwagen mitten durch. Schon glaubten die Leidtragenden, es werde das Gespann mit dem Sarge von den Fluten fortgerissen, da erreichten die Tiere das andere Ufer und zogen den Sarg bis zur Kirche von Pusarnitz.

Die Varianten erwähnen mehrere Rastpunkte. Das erstemal soll der Zug beim heutigen Kirchlein St. Leonhard, das zweitemal bei der St. Nepomuk-Kapelle in Möllbrücke oder mitten auf der Brücke, die einige Fassungen erwähnen, gehalten haben. Man habe aber jedesmal die Zugtiere wieder zum Weitergehen angetrieben. Erst in Pusarnitz seien sie nicht mehr von der Stelle zu bringen gewesen. Sieht man diese abweichenden Berichte als episch ausgeschmückte Züge der älteren Fassung an, so erklärt sich daraus der Widerspruch zwischen dem in allen Berichten wiederkehrenden Gebote des Verstorbenen — daß man die Zugtiere ganz ihrem Instinkt überlasse — und dem Verhalten der Leute an den angeblichen Raststellen. Für diese Auffassung spricht ferner ein Ölgemälde aus dem 18. Jahrhundert. Es hängt in der Grabnische des frommen Mannes in der Kirche zu Pusarnitz und besitzt aus eben dem Grunde den Wert eines Zeugnisses für die ältere Sagenform, weil es von den angeblichen Nachkommen des Sagenhelden gestiftet und jedenfalls aus dem Geiste ihrer Tradition geschaffen wurde:

Im Mittelgrunde steht die heilige Notburga mit der Sichel und zwei Broten; daneben, die Rechte zur Heiligen ausstreckend, in älterem Bauernkittel, der bis zu den Knien reicht, der heilige Mann. Am Boden in der Mitte zwischen beiden sitzt ein anderer Bauer, den Stab und Hut in der Hand, und blickt in Verehrung zu ihnen empor. Über den Hauptgestalten schweben zwei Engel, welche ihnen Kranz und Siegespalme, die Symbole der Heiligen, überreichen. Links im

Hintergrunde erblickt man die Möll und mitten im Wasser den Leichenwagen, der mit einem schwarzen, weißgekreuzten Tuch bedeckt ist. Die zwei Zugtiere stehen ebenfalls im Wasser und schreiten dem Dorfe Pusarnitz zu. Rückwärts auf der Anhöhe ist das Kirchlein von Hohenburg sichtbar. Rechts im Hintergrunde sieht man zwei Engel pflügen; über sie hinaus öffnet sich der Blick nach dem Markte Sachsenburg.

Übereinstimmend lauten wieder die Berichte über das Begräbnis in Pusarnitz. Das Ochsesgespann blieb vor der dortigen Kirche, die schon damals bestanden haben soll, als in Sachsenburg noch Heiden lebten, stehen. Hier wurde der Leichnam abgeladen und neben dem Karner, der auf dem erwähnten Bilde zu sehen ist, in geweihter Erde, aber außerhalb der Kirche begraben. Hier ließ es ihm jedoch angeblich keine Ruhe. Anhaltende Regengüsse vernichteten den Nikläiern die Ernte, weshalb sie beschlossen, den frommen Mann wieder auszugraben und in eine vornehmere, seiner würdige Grabstätte zu legen. Allein es hieß, man bedürfe dazu goldener Hauen und Schaufeln, sonst könne man ihn nicht aus dem Grabe bringen. Das Geld für so kostbare Geräte konnten sie bei aller Hingebung an die Sache nicht aufbringen und so liegt er heute noch, wo er bestattet wurde; aber an der Nordwestseite der Kirche baute man eine Kapelle an, die sich nach allgemeinem Glauben über seinem Grabe erhebt, und errichtete ihm ein Denkmal, das heute noch zu sehen ist. Die halbrunde Mauernische, in der seine Holzstatue liegt, ist etwa 3·5 m lang, 1 m tief und 3 m hoch. Sie birgt eine einfache hölzerne Zorge (ahd. zarga, mhd. zerge, offener Sarg, Grabeinfassung aus Holz) und darin ruht, auf Fichtennadeln gebettet, die überlebensgroße hölzerne Statue des heiligen Mannes. Er trägt ein kuttenförmiges dunkles Gewand, das bis zu den Füßen reicht, um die Mitte einen Strick und eine fast spannhohle barettartige Kopfbedeckung. Die Füße sind mit langen Schnabelschuhen bekleidet, die Hände gefaltet. Das Antlitz umrahmt ein langer schwarzer Bart und es soll auffallende Ähnlichkeit mit dem Typus der Familie Laggner zeigen. Wenn auch das Schnitzwerk keinen hohen Kunstwert besitzt, ist doch in seinen Zügen der tiefe Ernst und die heilige Ruhe des Todes vortrefflich ausgeprägt.

Bis vor ungefähr fünf Jahren sorgten die Nikläier Bauern für die Erhaltung des Grabes und bezahlten eigens ein Weiblein in Pusarnitz, welches dafür sorgen mußte, daß Tag und Nacht an der Statue die Öllampe brannte; kamen einzelne aus dem Graben, so zündeten sie auch Opferkerzen an. Der fromme Mann galt als Patron des guten Erntewetters und die Nikläier hielten an dem Glauben fest, daß mit der Verwahrlosung seiner Ruhestätte die Ernten verhägelt würden. Er verhütet auch Viehseuchen. Der letzte Laggner, der sein Stammgut bewirtschaftete, ließ diese Grabnische 1887

renovieren und außen am Rande des Rundbogens die Aufschrift anbringen: Der Gerechten Andenken wird allzeit heilig bleiben. 1887.

Es ist ein förmlicher Kult, der selbst in der Kirche mit der Statue getrieben wurde. Wenn im Hochsommer zur Zeit der Getreide-reife anhaltende Dürre eintrat und die Ernte zu verderben drohte, schickte der jeweilige Laggnerbauer durch die ganze Niklai und sammelte Geld zur Stiftung einer Messe; in jedem Hause wurde dann ein Rosenkranz gebetet und am nächsten Tage zogen die Bauern in Prozession nach Pusarnitz zur Statue ihres Stammherrn; der Pfarrer las die Messe und ein unschuldiges Mädchen tauchte ein



Fig. 17. Kirche von Pusarnitz und Statue des heiligen Mannes.

weißes Tuch in Wasser und wusch damit die ganze Statue, während die anderen Teilnehmer diese mit Weihwasser besprengten. Der entgegengesetzte Vorgang fand statt, wenn der Getreideschnitt durch anhaltenden Regen vereitelt wurde. In diesem Falle rieb man die Statue mit einem trockenen weißen Tuch ab, um trockenes Wetter zu erzielen. Zwar hatte der fromme Glaube und Brauch der Niklaier schon seit jeher die Aufmerksamkeit außerhalb des Tales erregt, aber es heißt, daß in den letzten Jahren vor dem Aufhören der alten Gepflogenheit die Niklaier auf ihrem Wege fast überall verlacht und verspottet worden seien, weshalb keiner mehr mithalten wollte. Seitdem hat der eigenartige Kult mit der hölzernen Bildsäule aufgehört und der Glaube an die Wirksamkeit des heiligen Mannes beginnt selbst in der Niklai zu schwinden, da er aus dem Kult keine Nahrung mehr empfängt. Wahrscheinlich hat auch die Geistlichkeit

das Ihre dazugetan, um der unkirchlichen Sitte ein Ende zu setzen. Anfänglich, so erzählte ein Holzknecht aus Hirschberg, habe es in der Niklai noch immer Leute gegeben, welche ihren Unmut offen aussprachen und mit Mißtrauen in die Zukunft blickten, andere dagegen hätten ihre Befriedigung geäußert, daß der Unfug endlich abgestellt worden sei. Wie so viele Äußerungen alten Volksglaubens auf solche Weise zerstört wurden, hat auch dieser Rest des Heidentums der besseren Erkenntnis unserer Zeit weichen müssen.

Keine einzige Urkunde erzählt von diesem merkwürdigen Manne, sein Gedächtnis lebt nur in der Sage der Niklaier. Nirgends wird sein Name erwähnt und auch unsere Kenntnis über die Zustände in der Niklai beginnt erst in den Zeiten, als dort Besitzstreitigkeiten zwischen den Ortenburgern und dem Salzburger Bistum entstehen. Sie reicht nicht über das 15. Jahrhundert zurück. Der Aufzeichnung im *Liber memorabilium* der Pfarre Pusarnitz kommt leider keine urkundliche Beweiskraft zu, wie aus dem folgenden ersichtlich wird. Sie stammt vom Pfarrer Peter Pichler aus dem Jahre 1846 und fußt auf den im Lurnfelde allgemein gangbaren Fassungen der Sage: »Links beim Haupteingang in die Kirche befindet sich eine Mauerische, in welcher eine hölzerne Statue in liegender Stellung sich befindet. Man nennt diese Statue den »heiligen Mann«. Die Volkssage erzählt von ihm, daß er ein frommer Bauer in der Ortschaft Niklai ob Sachsenburg, welche bis zum Jahre 1792 zur Pfarre Pusarnitz gehörte, gewesen sei. Er habe acht Söhne gehabt, mit deren Hilfe er acht Bauernhöfe erbaut und so viel Feld urbar gemacht, daß bei seinem Tode jeder seiner Söhne eine Hubsrealität besessen hat und so die gegenwärtig in der Niklai noch bestehenden acht Huben ihren Ursprung erhalten haben. Dieser Bauer habe einen besonders frommen Lebenswandel geführt, daher er auch von Gott besonders begnadigt gewesen sei. Die Stunde seines Todes habe er genau anzugeben gewußt und angeordnet, daß seine Leiche auf einen Wagen gelegt und mit einem Paar ungelernter Ochsen bespannt werden sollte, und wo diese, ohne geleitet zu werden, hingehen und stehen bleiben würden, da sollte seine Leiche zur Erde bestattet werden. Die Ochsen seien zur Kirche nach Pusarnitz gegangen; daher sei auch hier seine Begräbnisstätte. Die Bewohner der Ortschaft Niklai, welche jetzt nach Sachsenburg eingepfarrt sind, zeigen noch jetzt eine besondere Verehrung für diesen heiligen Mann, den sie Zacharias nennen. In allen Nöten des Lebens nehmen sie zu ihm ihre Zuflucht und hoffen durch seine Fürbitte Abhilfe von ihren Bedrängnissen. Auch beleuchten sie diese Statue öfters mit Öl und Kerzen.«

Die Lebensgeschichte dieses vermeintlichen Heiligen, noch mehr der volkstümliche Kult mit der Statue lassen wohl keinen Zweifel darüber aufkommen, daß die Geistlichkeit nur unter dem Zwange eingewurzelter Tradition gehandelt hat, wenn sie sein Holzbild in

die Kirche aufnahm und ihm hier eine eigene Nische einräumte. Wäre der Kult dieses Bildes von einem Kirchenheiligen ausgegangen, dann lebte er im Volksgedächtnis sicher als solcher fort. So aber weist die allgemeine Bezeichnung frommer oder heiliger Mann auf eine außerhalb der Kirche entstandene Überlieferung hin. Ja, der Name Zacharias, wie er in manchen Berichten auch genannt wird, dürfte ihm erst von kirchlicher oder kirchlich beeinflusster Seite beigelegt worden sein, damit seinem Kult wenigstens ein Schein von Berechtigung in der Kirche zuteil werde. Zu dieser Wahl des Namens wird der Umstand beigetragen haben, daß auch der biblische Zacharias, der bejahrte Vater Johannes d. T. (Lukas 1, 5) in der kirchlichen Kunst dargestellt wird als bärtiger Mann mit der hohenpriesterlichen Kappe auf dem Haupte. Wie vielfach zu beobachten, neigt der Bauer und der naive Mensch überhaupt dazu, alle sichtbaren Einzelheiten an Bildwerken für die Beurteilung der dargestellten Person oder Sache heranzuziehen. Infolgedessen werden die Niklaier leicht zu überreden gewesen sein, den biblischen Namen auf ihren Ahnherrn zu übertragen, ohne daß dadurch an der Sache wesentliches geändert wurde. Sein Andenken war eben nicht auszurotten, umso weniger, als sich an die Statue ein Regen- und Trockenheitszauber knüpfte und der Glaube herrschte, daß mit dem Aufhören seines Kults die Getreideernten Schaden leiden würden. Der neue Name verdeckte wenigstens den heidnischen Ursprung der Sitte, der im Volke ohnedies längst schon vergessen war. Es ist übrigens nicht der einzige Fall, daß die Kirche einer unhistorischen, nur in einer alten Lokaltradition wurzelnden Sagengestalt ihre Tore geöffnet hat, wie später an einem anderen Beispiel gezeigt werden soll.

Was diese Sage von anderen abhebt und von ähnlichen, häufig vorkommenden Legenden über Kirchengründungen unterscheidet, sind folgende Umstände: Sie besitzt nur in einem engen, streng umschlossenen Gebiete, eben in der Niklai, Geltung. Nur dort wurde ihr, was die Abstammung der Niklaier betrifft, voller Glaube beigegeben. Der heilige Mann ist nicht nur der Begründer ihrer Ansiedlung, sondern von ihm leiten sie ihre über die ganze Niklai verbreitete Familie her. Das Bewußtsein, von derselben Sippe abzustammen, bildete ein geistiges Band, das stärker war als alle fremden Einflüsse. Alle älteren Niklaier führten den gemeinsamen Familiennamen Laggner und verehrten im frommen Manne nicht bloß ihren Ahnherrn; er sorgte auch für das Gedeihen ihrer Wirtschaft, indem er gutes Erntewetter spendete, Unwetter abhielt und das Vieh vor Seuchen bewahrte. Auf seine Person führten sie den alten Brauch des Wetterschießens zurück und warteten gemeinsam abwechselnd des heiligen Hornes, das nach der Sage von einem der geschlachteten

Zugtiere herrührte. Wenn ferner alle Niklaier gewissenhaft an der Einhaltung des Feiertags und volkstümlicher Feiertage festhielten und diesen Brauch mit einem Gebot ihres Stammvaters begründeten, so ist dies neuerlich ein Ausdruck ihres Bewußtseins, zur selben Sippe zu gehören. Sie selbst betrachteten die Sage als Familiengeschichte und als solche ist sie auch aufzufassen. Denn was in der bunten Menge der Sagen vom heiligen Mann den festen Kern bildet, ist der Kult mit dem Holzbilde in Pusarnitz. Dieser kennzeichnet die Sage gleichfalls als Überlieferung einer engeren Gemeinschaft. Je nach Bedarf glaubten sie dadurch Regen oder Sonnenschein zu erwirken und nie haben andere als Bauern aus der Niklai daran teilgenommen, weil eben Sage und Kult lediglich in bestimmten Familien Geltung besaß. Um nun das Wesen der Sage und den ihr zugrunde liegenden Tatbestand zu verstehen, muß die Untersuchung beim Kult einsetzen und von hier aus weitere Anhaltspunkte zu gewinnen trachten.

Zweierlei Riten kann man bei der Verehrung des Holzbildes zu Pusarnitz unterscheiden; sie heben sich auch hinsichtlich des beabsichtigten Erfolges deutlich voneinander ab. Um bei anhaltender Dürre im Hochsommer die Saat vor dem Verderben zu bewahren und den nötigen Regen darauf herabzuflehen, ließen die Niklaier das Bild durch ein unschuldiges Mädchen mit einem weißen Tuch befeuchten und besprengten es. Konnte jedoch die Getreide- oder Heuernte wegen anhaltenden Regens nicht rechtzeitig eingebracht werden, so fand die Abtrocknung des Bildes statt. Beide Vorgänge ergänzen einander nach den zwei vorhandenen Möglichkeiten, beide sind ausgesprochene Vegetationsriten. Während sich hingegen der erste als Regenzauber zu erkennen gibt, der über die ganze Erde verbreitet ist (Schurtz, Geschichte der Kultur, 596 ff.), scheint für den zweiten eine Analogie bisher nicht vorzuliegen, obgleich er ohne weiteres aus der konsequenten Durchführung desselben Gedankens, daß durch Zauber beliebiges Wetter bewirkt werden kann, entsprungen ist.

Ursprünglich nur im Notfalle ausgeübt, entwickelte sich der Regenzauber überall zu einer periodisch wiederkehrenden Handlung und lebt in zahlreichen Volksbräuchen bis in die Gegenwart fort. Bei den germanischen Völkern ist er jedenfalls sehr alt; seine Geschichte reicht vom Bade des Nerthus-Bildes bis zum Erntemai, Richtmai, Brautmai (Mannhardt, Baumkultus, 214 ff.), dem Besprengen oder Bad des Maipaars, Maibaumes, des Pfluges u. s. w. bis auf unsere Zeit. (B. K., 314 ff., 553 ff.) Die Gestalten, welche dabei auftreten oder nachgebildet werden, haben die verschiedensten Namen (Mogk, Myth., 139) und ihre Zeit beschränkt sich nicht auf den Frühling allein, sondern hat sich fast überall den ortsüblichen Festtagen angeschlossen. Diese Bräuche sind auch verschieden umgestaltet worden, so daß oft der Kern der Begebenheit fast vollständig von jüngeren

Auswüchsen und Zutaten der frei schaffenden Volksphantasie überwuchert wurde. (Zeugnisse bei Grimm, D. M., I, 493 ff.)

Mit Hilfe der älteren Zeugnisse gelingt es jedoch, den ursprünglichen Zweck all dieser Bräuche zu erkennen. Es ist ein Zauber, bei dessen Ausübung vielfach noch ganz klar und bestimmt die Absicht maßgebend ist, hinreichenden Regen für die Saat des nächsten Jahres zu erwirken. Die zähe Lebenskraft derartiger Volkssitten kann kaum anders erklärt werden als aus der noch lange nachwirkenden Furcht, daß bei Unterlassung des Zaubers die Feldfrüchte der Dürre zum Opfer fallen könnten.

Schon Mannhardt hat die Bemerkung gemacht, daß gerade bei dieser Gruppe von Vegetationsriten die Frau, das weibliche Element, ungewöhnlich stark hervortritt, und es mit dem Gedanken an das empfangende, hervorbringende Prinzip des Wachstums erklärt, der ja tatsächlich im Kult primitiver Völker eine große Rolle spielt. (B. K., 216 f., 560; Grimm, D. M., I, 176; R. M. Meyer, Altgerm. Religionsgesch., 206; Anm. 2.) Der Regenzauber ist mitunter zugleich ein Befruchtungszauber.

Ein solcher wurde noch im vorigen Jahrhundert im oberen Drautal und Mölltal bei der Getreideernte vorgenommen. War ein Acker ganz abgeschnitten und das Getreide zu Garben gebunden, so nahmen manchmal die Schnitterinnen eine symbolische Handlung zur Befruchtung des Bodens vor: sie setzten sich auf die Erde, um dieser gleichsam durch die Berührung mit dem empfangenden Prinzip für das folgende Jahr Ertragfähigkeit zu verleihen.¹⁾ Bei der Fülle des bereits bekannten Materials darf ich es mir wohl versagen, neuere Beispiele für den Gebrauch des Regenzaubers aufzuzählen. Der Neuheit halber sei jedoch ein kärntischer Erntebrauch aus dem oberen Glantal erwähnt; denn um einen verwandten Brauch handelt es sich in Pusarnitz.

Beim Heueinführen im Spätsommer traten die Burschen, wenn die letzte Fuhr von der Wiese gezogen war, zum sogenannten Weiberbad zusammen. Man schleppte ein junges Mädchen aus dem Dorfe, dessen Insassen an der Wiese anteilsberechtiget waren, zur Glan, tauchte sie, wie sie war, in den Fluß und führte sie, nachdem sie noch tüchtig bespritzt worden war, im Triumph nach dem Dorfe. An Stelle des Mädchens trat beim Bad hie und da eine Heupuppe. Auch in Mittelkärnten war es früher allenthalben üblich, die bei der Heuernte beschäftigten Weiber an Ort und Stelle, wo ein Bach oder Tümpel war, samt den Kleidern ins Wasser zu werfen und erst nach längerem Bade wieder freizulassen. Das Ganze ist ein derber Scherz, welchen die Leute seit jeher gewohnt sind. Mädchen, denen beim unfreiwilligen Bad oft übel mitgespielt wird, trösten sich damit, daß

¹⁾ Mißverständlich gedeutet auf das Ausrasten des Bodens während der Winterzeit. Carinthia 1867, 434.

es mancher Genossin bei gleichen Anlässen noch schlechter ergeht. Damit die Mäher diese alte Sitte nicht außer acht lassen, führen manche Mädchen sogar Trutzreden, womit sie auf den Sinn des Brauches abzielen, um den Mut der Burschen zu wecken: »Wir sind noch ganz trocken, alles ist dürr. Heuer werden uns die Kittel brechen« und dergleichen. Man erwartete davon offenbar eine wohlthätige Wirkung auf das Wachstum. Es ist aber zugleich ein symbolischer Akt, bei welchem der oben berührte sinnbildliche Zug hinsichtlich des Regenzaubers und Generationsritus zutage tritt. Unzweifelhaft hat dies im Vorjahre eine Verhandlung beim Landesgericht in Klagenfurt erwiesen, die folgenden Tatbestand zur Grundlage hatte. In einem mittelkärntischen Orte wurde am Tage der Heuernte ein Mädchen von mehreren Burschen gewaltsam erfaßt und, nachdem man ihr die Röcke vollständig zurückgeschlagen, derart unter einem Brunnen festgehalten, daß das Wasser sich auf den Unterleib ergoß. Sämtliche Zeugen, darunter alte Leute, bestätigten, daß es sich dabei durchaus nicht um einen obszönen Scherz, sondern um einen alten Brauch gehandelt habe, den keine Beteiligte je übel auffasse. (Reichliche Belege für verwandte Formen des Regenzaubers bei Mannhardt, B. K., 327 ff.)

Die Analogie solcher Bräuche läßt vermuten, daß bei Ausübung des Regenzaubers an der Statue des heiligen Mannes ein ähnlicher Gedanke mitspielte und eben deshalb nur ein Mädchen geeignet scheinen mochte, die magische Handlung vorzunehmen.

Wie der bekannte, von Burkhard v. Worms († 1025) in der Rheingegend vorgefundene Regenzauber ist auch der unsere noch nicht zu einer periodisch wiederkehrenden Handlung geworden, sondern wird nur im Notfalle angewendet. Gegenüber den zahlreichen Bräuchen dieser Art bietet die kärntische Sitte nichts wesentlich Neues; nur fällt der Umstand auf, daß er sich in der Kirche und sozusagen unter den Augen der Geistlichkeit vollzieht. Wenn somit die Voraussetzungen für das Fortleben des Regenzaubers im Heidentum liegen, so entsteht die Frage, was wohl die Kirche veranlaßt hat, nicht daran zu rühren, ja ihn sogar im Gotteshaus zu dulden. Offenbar erreichte sie dadurch in ihrem Sinn einen Vorteil, der wohl nur darin bestanden hat, daß andere heidnische Zeremonien, die mit dem Brauche früher verbunden waren, abgestellt wurden. Beide Teile kamen dabei zu ihrem Recht: das Volk, welches noch in christlicher Zeit an seinen alten Kultformen festhielt, wie die Kirche, der es darum zu tun war, die krassesten Auswüchse des Heidentums zu beschneiden. Das Abwaschen der Statue bildete eben ursprünglich nur den Abschluß einer Zeremonienreihe, deren erster größerer Teil sich unter freiem Himmel abspielte, was bei den Neubekehrten um so bedenklicher war, als öffentliche Handlungen immerhin eine größere Menschenmenge aus nah und fern herbei-

lockten. Das lehren auf das deutlichste die Sagenberichte vom Leben des frommen Mannes, welche anscheinend jeden Bezuges auf die Zeremonie mit dem Holzbilde entbehren. An diesem Punkte hat somit die Untersuchung der mündlichen Überlieferung der Niklaier einzusetzen.

Es ist immerhin möglich und sogar wahrscheinlich, daß geschichtliche Vorgänge, die sich im Niklaiertal und dem angrenzenden Lurnfelde abspielten, hier haften blieben, mündlich weitererzählt und sagenhaft ausgestaltet wurden. Je weiter sich die Generationen zeitlich davon entfernten, desto größer wurde das Bedürfnis, einzelne lückenhaft gewordene Züge der Erinnerung zu ergänzen. So erklären sich Einzelheiten unseres Sagenkomplexes, die von christlicher Überlieferung durchsetzt sind und bereits einen veränderten Stand der allgemeinen Anschauungen verraten. Der kritischen Forschung aber geben die Berichte manchen wertvollen Fingerzeig: Hinter dem krausen legendenhaften Geranke verbergen sich Tatsachen, die außerhalb der Volkssage längst verschollen sind, weil im Leben einer jüngeren Kulturepoche die Voraussetzungen dafür fehlten und die reale Bedeutung von einst abhanden gekommen war.

Während die soziale Gliederung der niederen Schichten heute nicht mehr auf dem Geschlechts- und Sippenverbände beruht, empfanden die Niklaier bis vor wenigen Jahrzehnten sich noch als Abkömmlinge desselben Stammvaters und führten auf diesen sowohl Lebensgewohnheiten und Bräuche als auch die Begründung ihrer Wohnstätten zurück. Dadurch ist der sagenhafte Ahnherr in den sozialen Verband ihrer Familie und Gemeinde gerückt. Ihre Sage besitzt die charakteristischen Merkmale der Geschlechtersagen. In der Ueberlieferung von Vater auf Sohn ist eine gewisse Kontinuität gewährleistet. Der Familie Laggner im engeren, allen Niklaiern im weiteren Sinne ersetzt die Sage fehlende Familienurkunden. Gerade aus diesem Umstande folgert, daß sie nicht das Schicksal anderer Volkssagen teilte, die, im Gedächtnis einer größeren Masse fortlebend, leicht wesensfremde Bestandteile aufnehmen und sie mit den ursprünglichen Zügen ineinander schieben und vermengen, sondern verhältnismäßig rein auf uns gekommen ist.

Vor allem ist zu beachten, daß die Sage selbst die Wirksamkeit des frommen Mannes in heidnische Zeit zurückverlegt. Er war der einzige Christ jener Gegend und ließ sich, als im offenen Lande noch Heiden wohnten (erwähnt wird das Drautal und der Ort Sachsenburg), in dem abgelegenen Niklaiertal nieder, baute im Keuschen Wald seine erste Behausung und erwählte die Sonnseite des Niklaier Grabens zum Schauplatz seiner Kulturarbeit. Nach Begründung jener Bauernwirtschaften, aus welchen der heutige Ort Niklai besteht, zog er sich wieder in den Keuschen Wald zurück und führte dort ein einsames Leben bis zu seinem Tode.

Dies ist nicht die einzige Sage, welche die Erinnerung an die Christianisierung Kärntens bewahrt hat. Das römische Christentum, das in Teurnia und Virunum bereits festen Fuß gefaßt hatte, wurde durch die Völkerwanderung hinweggeschwemmt. Nach dem Eindringen der Slawen in die Alpenländer begann auch in Kärnten ein hartnäckiges Ringen des Heidentums mit dem neuen Glauben. Die eigentliche Ausbreitung des Christentums ging schon im 7. Jahrhundert von Bayern aus. Rupert hat an der Donau und im Tauerngebiet unter den Slawen eine reiche Missionstätigkeit entfaltet, der in der Sage freilich viel zugeschrieben wird, was erst durch den Erfolg der späteren Missionierung gezeitigt wurde. (Krones, Die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer, 329.) Der slawische Herzog Borut, selbst ein Christ, suchte im Anschluß an die christlichen Herrscher von Bayern und Franken Rettung vor den Awaren (um 749). Sein Sohn Cacatius und sein Neffe Chettimar (nach 753) hatten selbst christliche Erziehung genossen, aber die Mehrzahl der Bevölkerung des Flachlandes dürfte von der neuen Religion auch die politische Unterjochung durch die deutschen Christen befürchtet haben. Der schottische Mönch Virgilius, später Bischof von Salzburg, sandte auf Bitten Chettimars Modestus als Land- und Wanderbischof nach Kärnten und dieser errichtete in Maria-Saal auf dem alten Zollfelde und an der Stätte des alten Bischofssitzes Teurnia auf dem Lurnfelde Kirchen, wahrscheinlich auch andere zerstreute Missionsplätze. Wiederholt sprechen die Quellen von Glaubensboten, die in Kärnten ihre Tätigkeit entfalteten. Nach seinem Tode brachen Unruhen aus, die wahrscheinlich verursacht wurden durch den Gegensatz zwischen den heidnischen und christlichen Teilen der Bevölkerung. Nach Chettimars Tod erlangte das Heidentum unter den Karantanern eine Zeitlang sogar die Oberhand. Die Verbindung mit Salzburg hörte auf. Erst als im Jahre 772 Herzog Thassilo in einem sehr ernsten Kampfe die Slawen überwältigt und ihnen Walfung zum Herzog gesetzt hatte, war mit der bayrischen Herrschaft auch die christliche Kirche gesichert. (Kaemmel, Die Anfänge deutschen Lebens in Österreich, 197 f.) Seither berichten die Quellen wiederholt von der Entsendung christlicher Priester in unsere Gegenden. Ihre Tätigkeit war nicht unmittelbar von Erfolg begleitet, ist aber bahnbrechend geworden für die Bemühungen der späteren Zeit, in der vom fränkischen Reich aus die Christianisierung planmäßig betrieben wurde. Den gewaltigen Eindruck, welchen die letzten Kämpfe slowenischen Volkstums und Götterglaubens wider die Einflüsse der Fremde im Volke hinterlassen haben, spiegeln noch einige Sagen wieder. Sie haften gerade an der Gegend, die den Schauplatz unseres Kults bildete.

Nahe der Stelle, wo die Eisenbahn die Möll überquert, steht das altersgraue Magdalenenkirchlein. Schon in grauer Vorzeit wuchsen

dort drei Linden, die immer wieder nachgepflanzt wurden und auch heute das Kirchlein lieblich umstehen. Nicht weit davon weist der Boden drei Mulden auf, die sogenannten Blutmuldern. Als die letzten erbitterten Kämpfe zwischen den heidnischen Slawen und den Christen hier tobten, fielen so viele, daß sich die Mulden mit Blut füllten. Über die verlorene Schlacht ergrimmt, weissagte ein slawischer Priester: »Sobald die Linden dreimal abgestorben sein und wieder austreiben werden, wird das slawische Volk zusammenstehen und die Deutschen schlagen, daß sich die Mulden wieder mit Blut, aber mit deutschem, füllen werden.« Die Gefallenen, die da begraben liegen, werden einst aus ihren Gräbern auferstehen und abermals wird ein blutiges Gefecht stattfinden. Dabei wird es, so erzählen die Leute, schauerlich hergehen. Denn wenn einmal Geister miteinander kämpfen, ist der Jüngste Tag nicht mehr ferne. Durch Sachsenburg, Möllbrücke und andere Orte ziehen nachts um die zwölfte Stunde vermummte Krieger in dunklen, altmodischen Gewändern und mit seltsamen altertümlichen Waffen durch die Gassen und verschwinden dann plötzlich unter der Erde. Am Vorabend des Rupertitages (23. September) soll es gar grausig zugehen. Dampf schallt es aus dem Erdboden wie rasselnder Schwerterschlag. Pferde stampfen und wiehern nah und fern. Um Mitternacht sausen wilde, bärtige Gestalten in fremder Tracht, auf schwarzen Rossen, mit bläulich flammenden Lanzen in den Händen, wütend über die Felder und durch die Luft. Es sind dies die wilden »Heidenreiter«, von denen die Sage erzählt: Der heilige Rupert kam auch nach Kärnten, wo die heidnischen Priester ihren Götzen grausame Menschenopfer darbrachten. Er gründete Kirchen, bekehrte die Bewohner und bald ließen sie von Menschenopfern ab. Wälder wurden gerodet, der Boden urbar gemacht und neues Leben kam in die Gaue. Als er aber in andere Gegenden zog, um auch dort das Evangelium zu verkünden, suchten die Heiden, welche seine Tätigkeit mit scheelen Augen angesehen hatten, das Christentum wieder auszurotten. Ihre Wut, von den Götzenpriestern angefacht, erhob sich mehreremal gegen die neue Lehre, so daß nach und nach alle Christen niedergemetzelt und die Kirchen angezündet wurden. Zurückgekehrt, sah der heilige Rupert mit Entsetzen die Niederlage der Christen auf dem Lurnfelde. Nur wenige fand er, die dem Glauben treugeblieben, und diese hielten sich vor den wütenden Heiden in Klüften und Wäldern verborgen. Diese rief er auf zum heiligen Glaubenskampfe. Die Heiden betrachteten hohnlachend das kleine Häuflein Christen und stürzten sich mit ihren Rossen heulend und schreiend auf sie und schwangen ihre Streitäxte. Da erscholl ein gräßliches Getümmel ringsumher, der Himmel verfinsterte sich und durch die Lüfte zuckten flammende Blitze, begleitet von furchtbarem Donner. Als nun die Heiden heranstürmten, erbebte die Erde und öffnete sich. In wildem

Jagen stürzten sie in die schwarze Kluft. Die Christen waren von ihren Feinden befreit. Wenn dunkle Wolken am Vorabende des Rupertitages aufsteigen und der Wind sich heulend an den Häusern bricht, da erstehen die wilden Heidenreiter aus den Gräbern und durchreiten die Lüfte. Wehe dem, der sich dann ins Freie wagt, sie machen auf Christen Jagd. ¹⁾

Durch solche Sagen wird die Glaubhaftigkeit der Angaben über den heiligen Mann erhöht, denn man gewinnt dabei den Eindruck, als ob sie einen gedämpften Reflex der Zustände jener Gegend zur Zeit der Christianisierung darstellten. Sie gewähren aber zum mindesten einen Ausgangs- und Anhaltspunkt für die folgende Darlegung, welche vom sagenhaften Leichenzug handelt. Bekanntlich erteilte der heilige Mann vor seinem Tode seinen Söhnen die Weisung, daß man seine Leiche auf einen Ochsenwagen lade und schwarze, »ungelernte« Tiere davor spanne. Wo sie, frei ihres Weges gehend, halten würden, wollte er begraben werden. Der Weg, den der Leichenzug einschlug, ist bereits bekannt. Bezüglich der Raststellen gehen die Berichte auseinander. Als solche werden ein Punkt an der Drau angegeben, wo vormals die Ölbrennerkeusche stand, ferner das Kirchlein St. Leonhard bei Möllbrücke und endlich die Brücke selbst. Diese schwankenden Angaben scheinen die Tatsache zu bestätigen, daß an gewissen Stellen Halt gemacht wurde.

Festen Boden gewinnt die Erklärung erst im weiteren Verlaufe der Geschehnisse, wo die bildliche Darstellung den Berichten ergänzend zur Seite tritt. Es ist das oben erwähnte Gemälde in der Grabnische zu Pusarnitz. Sein Quellenwert beruht darin, daß es die authentische, in der Niklai herrschende Vorstellung vom Leichengespann wiedergibt. Es zeigt einen vierräderigen Karren mit dem Leichenschrein. Das ganze Gefährt ist mit einem schwarzen Tuch bedeckt, auf dem nach christlicher Begräbnissitte ein weißes Kreuz eingewebt ist. Die Verhüllung läßt die Formen eines darunter befindlichen Sarges erkennen. Das Gespann und die Zugtiere stehen mitten im Flusse, so daß die Wogen auch den Sarg mit dem herabhängenden Tuche bespülen. Die Volkssage hat den wunderbaren Durchgang durch das Wasser legendenhaft gedeutet, und zwar als Zeichen besonderer Gnade, die Gott seinem Auserwählten noch im Tode angedeihen ließ.

Sieht man aber von dieser christlich gefärbten Deutung ab und hält man sich vor Augen, was oben über den Charakter der Sage vorgebracht wurde, so ergeben sich von hier aus Perspektiven in eine ganz andere Welt, die älter ist als das deutsche Christentum. Dieser Schluß erscheint geradezu geboten durch die näheren Umstände, welche in allen Berichten hervorgehoben werden.

¹⁾ Dem heiligen Rupert sind in Kärnten zwanzig Pfarr- und Filialkirchen geweiht, darunter bezeichnenderweise in Obergottesfeld, Pfarre Sachsenburg.

Da fällt zuerst die eigentümliche Bespannung des Wagens auf. Es waren Ochsen oder Stiere, welche noch zu keiner profanen Arbeit benützt worden waren, werkheilige Tiere, *nullo mortali opere contacti* (Germ., cap. 10), wie sie bei mehreren indogermanischen Stämmen zu rituellem Zwecké verwendet wurden. Sie kennzeichnen allein schon den wunderbaren Leichenzug als eine sakrale Handlung. Nur zu solchen verlangte man in alter Zeit Tiere, die von keinerlei Arbeit berührt, noch nicht entweiht waren. Derartige Tiere galten mit der Kraft der »Weisung« begabt; in die Sprache einer jüngeren Zeit übertragen, heißt das, sie konnten gehen, wohin sie ihr Instinkt führte.

Nicht bloß bei Germanen ist uns die Sitte bezeugt, sich in gewissen Kultbräuchen auf das Vorauswittern der Tiere zu verlassen. Ähnliches findet sich bei Indern, Griechen, Römern und Kelten wieder. (Grimm, D. M., I, 45; R. A. 2, 76.) Aber auch die Slawen und Germanen huldigten zu gottesdienstlichen Zwecken diesem alten Brauche; er scheint aus der Urheimat der Indogermanen zu stammen. Auch die Art der Tiere — in unserem Falle Ochsen oder Stiere — verdient Beachtung. »Rinder waren die ältesten Zugtiere; im Gottesdienst und im Hofbrauch, den treuesten und beständigsten Bewahrern vergangener Kulturzustände und Formen, dauerten sie auch dann noch fort, als sie längst vom feurigen Rosse auf allen höheren Lebensgebieten ersetzt waren.« (Mannhardt, B. K., 576.) Der heilige Wagen der Nerthus wird von einem Rindergespann befördert; sie ziehen den fränkischen Königswagen und im Mittelalter auch noch Kriegswagen. Bei Totenbestattungen, die an der Heiligkeit religiöser Akte teilnahmen, findet man sie in älterer und neuerer Zeit als Zugtiere. Im nordischen Glauben nahmen sie nach Ausweis der Sagen eine hervorragende Stellung ein. (Grimm, D. M., II, 554.) Als Opfertiere kommen sie im älteren Norden häufig vor, sie galten im dortigen Kult als heilig. (D. M., I, 40; III, 27. Mogk, Myth., 322 [93].) Wo immer bei einem Aufzug Rinder verwendet werden, kann man auf ganz alten Ursprung des Brauches schließen.

Was einst greifbare Wirklichkeit war, verwandelte sich, einmal in das Dämmerlicht der Ferne gerückt, infolge Mangels an geschichtlichem Verständnis in der volkstümlichen Überlieferung zu einem wunderbaren Ereignis. Eine größere Zahl von Sagen stattet denn auch die tatsächliche Verwendung solcher Zugtiere, denen heidnischer Glaube die Gabe der Weisung zuschrieb, mit dem Glorienschein des Wunders aus. Es wurde bisher noch gar nicht beachtet, daß die Volksmeinung vielfach dort Wallfahrtskirchen und Heiligtümer erstehen ließ, wo einst ein freigehendes Ochsengespann mit einer Leiche oder Kultgeräten Halt machte. Solche Sagen brauchen durchaus nicht immer frei erfunden zu sein, sondern gar manche von ihnen wird wohl den Reflex jener älteren geschichtlichen Zustände enthalten

und die Erinnerung an Zeiten bewahren, wo man wirklich auf diese Weise den Schauplatz sakraler Handlungen vom Schicksal erkundete. Freilich werden darunter auch manche sein, die nicht bodenständig, sondern sogenannte Wandersagen sind, doch auch von ihnen gilt naturgemäß, was oben gesagt wurde.

Aus der Fülle des Materials greife ich einige Beispiele [ohne Wahl heraus; sie lassen sich zweifellos um vieles bereichern.¹⁾

Ein ins Joch gespanntes Ochsenpaar zeigt die Stätte, wo nachmals die Kirche St. Stephan bei Matten (Schweiz) vollendet ward. (Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 350 und Th. Vernaleken, Alpensagen, Nr. 226.) Wo die Ochsen mit dem jungfräulichen Leib der heiligen Notburga stehen blieben, liegt sie begraben. Den Ort umschließt heute eine Kirche. (Grimm, D. S., Nr. 351; Zingerle, Sagen aus Tirol, Nr. 271; eine gleiche Geschichte enthält Nr. 279 von einer frommen Dirne.) Zwei ungelernete Ochsen bezeichnen den Bauplatz von Kapellen. (Zingerle, Nr. 269 und 845.) Dasselbe Motiv, aber auf einen Esel angewendet, enthält die Sage von der Gründung des Klosters Marienberg. (Ebenda, 268.) Zu Allerheiligen im unteren Mühlviertel liegt ein Mann begraben, der seine Hinterlassenschaft zum Baue einer Kirche bestimmte. Hier wiederholt sich die Geschichte von dem Ochsenpaar, das den Leichnam zu einem selbstgewählten Platze führt, wo später eine Kirche errichtet wird. Ähnlich soll es mit dem Leichnam des heiligen Florian in Oberösterreich zugegangen sein. (XXII. Ber. üb. d. Museum Francisco-Carolinum in Linz, 1862, 70 f.) Auf gleiche Weise wurde der Leichnam des seligen Heinrich zu Eberzhausen in Bayern beigesetzt. Zu Neuhausen bei München liegt Winthir begraben; aus der Fremde soll er dahingekommen und den noch heidnischen Bewohnern ein Bote des Evangeliums geworden sein, auch so lange er lebte, die Gegend vor Wetterschlag, Schauer und Viehsterben bewahrt haben. Noch heute wird sein Gedächtnis von den Bauern geehrt. (Bavaria, I, 309.) Das Gnadenbild von Lankowitz in Steiermark soll an die Stelle der heutigen Wallfahrtskirche durch [ein Ochsengespann gebracht worden sein, dem man freien Lauf ließ. (Janisch, Topogr.-statist. Lexikon v. Steierm., II, 27.) Das Pfarrkreuz in der Kirche zu Rankweil wurde durch freigehende Ochsen dorthin gebracht. (Vonbun, Sagen aus Vorarlberg, 250.) Die Kirche von Heiligenblut im Mölltal soll an jener Stelle erbaut worden sein, wo die Ochsen, welche den Leichnam des seligen Briccius führten, von selbst stehen blieben. (Kärntn. Zeitschr., 8, 173 f.) Von der Kirche zu St. Margareten im Rosental heißt es, ein Engel habe um Mitternacht mit einem Wagen, den zwei schwarze Ochsen zogen, das Baumaterial an die Stelle befördert. Die unerkannte Leiche des Gemahls der heiligen Hemma soll von Bauern auf einen Ochsen-

¹⁾ Kuhn, Sagen aus Westfalen, I, 266; Schönwerth, Oberpfalz, I, 332; Panzer, Bayr. Sagen, I, 220 ff.; Wucke, Sagen der mittleren Werra, 2. Aufl., 190.

wagen gelegt und dort begraben worden sein, wo die Tiere zum drittenmal stehen blieben. Heute erhebt sich dort die Kirche von Gräbern im Lavanttal. Auf der sogenannten Lärmstange (Saualpe) steht eine Marienkirche. Die Hauptstatue ist angeblich aus Diex von einem Pferde, dem man freien Lauf ließ, dorthin gezogen worden. Ein Ochsespann zog das Kreuz, welches auf einem Seitenaltar der Kirche zu St. Kanzian im Jauntal steht, an diesen Platz. Die Bausteine für den Gurker Dom sollen aus Krain geliefert worden sein, und zwar mittels gewöhnlicher Wagen, welche von freigehenden Ochsen gezogen wurden.

Die beigebrachten Belege reichen vollständig aus, um darzutun, daß diese Art, zu sakralen Zweck den Götterwillen zu erforschen und ihm freien Spielraum zu lassen, in den Alpenländern einmal üblich gewesen. Für unseren Zweck kommt die Frage nach dem Ursprung dieses in Süddeutschland, wie es scheint, ziemlich verbreiteten Sagenmotivs erst in zweiter Linie in Betracht. Wahrscheinlich spielt da und dort die dunkle Erinnerung an nicht mehr vorhandene Kulturverhältnisse hinein, während bei den anderen Sagen wohl an Übertragung eines irgendwo entstandenen Motivs zu denken ist, das sich auch an jüngere Kultheiligtümer anknüpfte. Außer in einem Falle, der noch genauer beleuchtet werden soll, fehlt den beigebrachten Legenden das Merkmal der Bodenständigkeit oder es läßt sich zum mindesten nicht ausfindig machen, wogegen die Sage vom heiligen Mann der Niklai es in hohem Grade besitzt, und zwar darum, weil sie nicht eigentlich Vulgärtradition, sondern Familiengeschichte ist und ein Lokalkult daranschließt. Diese Sage im Verein mit den übrigen Beispielen und ihre Übereinstimmung in Bezug auf die Verwendung eines sakralen, mit der Weisung begabten Ochsenpaares berechtigt also zu dem Schluß, daß hier einige echte Erinnerungen an Zustände der heidnischen Zeit erhalten sind.

Die kärntische Sage weist aber noch andere Momente auf, deren Betrachtung gleichfalls zum vorgetragenen Ergebnisse führt. Die Niklaier schrieben ihrem Stammesheros Fähigkeiten zu, die ihn weit über menschliches Maß hinaus und sogar in die Sphäre der alten Götter erheben. Er galt als ihr spezieller Schutzpatron, zu dem sie in den ausschlaggebenden bäuerlichen Belangen ihre Zuflucht nahmen. Der Glaube an den mythischen Ahnherrn und sein Kult sind die idealen Bindeglieder zwischen den einzelnen Familien in der Niklai; dadurch erhalten sie den Charakter einer besonderen, von der Umgebung sich sondernden Stammes- und Kultgemeinschaft. Ihr Ahnherr spendet ihnen Regen und Sonnenschein, je nachdem sie den einen oder anderen Zauber an der Statue vornehmen. Er hält böse Wetter von seinen Schützlingen fern und sorgt auch für den Viehstand. Er besitzt die Gabe des Geistersehens und vermag seine Todesstunde voraus anzugeben. Vom Himmel vernimmt er das

Zeichen zum Beginn der Feierstunde. Unbenetzten Fußes geht er über das Wasser und meilenweit wandelt er dahin. Wenn die Berichte nicht müde werden, sein heiligmäßiges Leben zu rühmen und darüber sogar die Wunder des Himmels auszugießen, so sind dies im Sprachgebrauch der christlich angehauchten Legende lauter Züge, um anzudeuten, daß seine Existenz außerhalb des realen Lebens, im Bereich des Mythenglaubens zu suchen ist. Aber das Bild der mythischen Persönlichkeit ward in der Überlieferung jüngerer Zeit vermenschlicht und hat eine freiere Charakterentwicklung durchgemacht. Die schlagendsten Analogien auf den mythischen Gehalt unserer Sage und ihrer Wandlung bietet der Sagenkreis des Gottes Freyr, weshalb näher darauf einzugehen ist.

(Schluß folgt.)

Das Spiel vom reichen Prasser und dem armen Lazarus.¹⁾

Aus Steirisch-Laßnitz.

(Besitzer: Schuhmacher Josef Holz in Steirisch-Laßnitz. Zur Abschrift vermittelt durch Herrn Dr. Hubert Steiner in Murau.)

Mitgeteilt von J. R. Bünker, Ödenburg.

Das nachfolgende Spiel, welches im Volksmunde kurz das »Prasser-Spiel« genannt wird, fand ich mit einem Paradeisspiel vereint in ein broschürtes Heft mit weichen Decken aus grauem Packpapier geschrieben. Der Inhalt steht auf der Außenseite der vorderen Decke durch folgende Worte angegeben: »Textbuch des Volksspieles Das Paradies. Der reiche Prasser und der arme Lazarus.« Obwohl jedes der beiden Spiele seine eigene »Ankündigung« und »Abkündigung« besitzt, kann doch besonders im Hinblick auf die Kürze des Spieles »Der reiche Prasser und der arme Lazarus« angenommen werden, daß beide Spiele ebenso zusammen aufgeführt wurden, wie dies von den Paradeis- und Schäferspielen, beziehungsweise von dem Paradeis- und Hirtenspielen aus St. Georgen erwiesen werden konnte.

Das Paradeisspiel, welches das in Rede stehende Heft in sich schließt, umfaßt die ersten 48 Seiten. Es ist mit ungelenker, fast schülerhafter Schrift geschrieben. Der Name des Schreibers ist nicht genannt, wohl aber der Ort und die Zeit, in welchen der Schreiber seine mühevollen Arbeit fertigbrachte: »Laßnitz, am 30. März 1895.« Dieses Spiel ist mit dem Paradeisspiel aus St. Georgen von Wort zu Wort gleich.

»Das Spiel vom reichen Prasser und dem armen Lazarus« nimmt die weiteren von 49 bis 76 nummerierten Seiten des Heftes ein. Die Schrift, in der dieses Spiel geschrieben ist, zeigt größere Übung, die Orthographie und Interpunktion ist jedoch eine

¹⁾ Aus einer Sammlung steirischer Volksschauspiele, welche demnächst von J. R. Bünker als 10. Ergänzungsband zur »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« herausgegeben werden wird.

nur wenig bessere als die des ihm vorgestellten Stückes. Interpunktion und Rechtschreibung wurden in der von mir angefertigten Abschrift verbessert. Die Anmerkungen, welche ich anzubringen mich gezwungen sah, beschränkte ich auf das notwendigste. Der Wortlaut des Stückes wurde bis auf ganz wenige unerläßliche Korrekturen beibehalten.

Wie bei den meisten Volksschauspielen, die in ältere Zeit zurückgehen, so fehlt auch bei diesem Stück ein Personenverzeichnis. Um auch in seinem Äußeren das Spiel so zu belassen, wie ich es im Originalmanuskript fand, sah ich von der Zusammenstellung eines Personenverzeichnisses ab. Der gleiche Grund bewog mich dazu, auch den Titel des Spieles beizubehalten, obwohl er nicht richtig gewählt ist. Schon in der »Ankündigung« heißt es:

„Lost auf, ich tritt herein,

— — — — —
 Eine schöne Komöde zu künden an,
 Wie es dem reichen Prasser ist ergang';
 Eine Komöde anzukünden
 Von den sieben Tod- oder Hauptsünden.“

Das Spiel ist nämlich wirklich ein »Spiel von den sieben Tod- oder Hauptsünden«. Wie das Spiel nach jener Person, deren Handlung einen breiteren Raum als die Betätigung aller anderen Dargestellten im Stücke einnimmt, erst später durch das Volk benannt oder dieser neue Titel erst nachträglich mit dem ursprünglichen Titel vertauscht worden sein wird, so glaube ich auch, daß von den fünf vorstehenden, der »Ankündigung« entnommenen Verszeilen die zweite und dritte auch erst in neuerer Zeit an ihre Stelle eingeschmuggelt wurden.

Das Spiel selbst ist in 10 Auftritte gegliedert. Der 1. Auftritt bringt einen Monolog des Luzifer, der 2. Auftritt läßt den Tod einen Monolog sprechen. Durch beide Auftritte wird dem Zuhörer in der Form zweier aufeinanderfolgender Prologe, welche Erscheinung bei alten Volksschauspielen durchaus nichts Außergewöhnliches bildet, ein zweifaches »Memento mori!« zugerufen, dann erst setzt mit dem 3. Auftritt das eigentliche Spiel ein. In diesem personifiziert »Magdalena« von den sieben Todsünden den Hochmut, nach den Worten des Teufels die »Hoffart«, aber auch den Geiz, Neid, Fraß, die Völlerei und die Trägheit. Den 4., 5. und 7. Auftritt nimmt die Handlung des biblischen reichen Prassers ein, der die Völlerei, den Geiz und den Neid in einer Person darstellt. Durch einen Jüngling, der ein Grafensohn, wird im 8. Auftritt nach den Worten seines Vorführers, des Teufels:

„Mußt noch nicht auf den Tod gedenken,
 Tu' Dich lieber auf die schön Menscha aufhängen“

und an anderer Stelle:

„O wie oft hast Du Dich besoffen
 Und bist auf dem Tanz herumgeloffen“

die Unkeuschheit und die Völlerei charakterisiert. Der 9. Auftritt bringt den biblischen Brudermord. Durch Kain wird der Zorn personifiziert. Im 10. Auftritt stellt eine faule Person die Trägheit dar, von der aus dem Wortlaut des Spieles nicht gesagt werden kann, ob sie weiblich oder männlich gedacht ist. Eine eigenartige Stellung nimmt der 6. Auftritt ein. Ein alter Mann, der in diesem Auftritt zur Darstellung kommt, hat gerecht gelebt, ist 100 Jahre alt geworden und sehnt den Tod herbei. Wie es nun ernst wird und es mit ihm zum Sterben kommt, so möchte er aus Angst vor dem Tod noch weiterleben. Der Auftritt steht mit dem Thema des Spieles, mit den sieben Todsünden, nur insofern in Zusammenhang, als er den Zweck hat, im Zuhörer die Angst und Furcht vor dem Tode, der ja der Sünde Sold ist, zu steigern.

Ich komme noch einmal auf die Originalhandschrift zurück, der ich das Spiel entnommen. Der letzten Textseite dieses Spieles schließt sich nämlich unmittelbar eine amtliche »Aufführungsbewilligung« an. Sie lautet vollinhaltlich:

Z. 2956

präs.

Wird dem Schuhmachermeister Josef Holz in Laßnitz-Lambrecht¹⁾ das Bühnenstück: „Der reiche Prasser und der arme Lazarus“ mit dem Beifügen zur Aufführung im politischen Bezirk Murau bewilligt, daß das Auftreten Gott-Vaters (S. 70 u. 73) nicht gestattet wird, wobei ausdrücklich bemerkt wird, daß sich die Aufführungsbewilligung nur auf das obgenannte Bühnenwerk, nicht aber auf das in den ersten 48 Seiten des vorliegenden Textbuches enthaltene „Paradeisspiel“ bezieht.

Graz, am 14. Oktober 1903.

Im Auftrage:

Stampiglie des k. k. Statthaltereipräsidioms.

Unleserliche Unterschrift.

Zu dieser Aufführungsbewilligung ist noch zu bemerken, daß nicht nur jene Stellen auf Seite 70 und 73 des Spieles vom reichen Prasser, die von Gott-Vater gesprochen werden sollen, sondern auch all jene Worte des Paradeisspieles, die Gott-Vater in den Mund gelegt sind, im Sinne der Aufführungsbewilligung mit Rotstift gestrichen wurden.

Ich möchte mir, anknüpfend an das Vorstehende, hier nochmals erlauben, auf den im Vorwort vorgeschlagenen Modus hinzuweisen, durch dessen Befolgung bei einigem Wohlwollen seitens der hierzu berufenen Behörden, welchen die Zensur, deren Berechtigung ich übrigens gerne anerkenne, obliegt, viel dazu beigetragen werden könnte, die Pflege der alten, schönen volkstümlichen Schauspiele nicht nur zu ermöglichen, sondern sie zum Wohle des Volkes zu fördern.

¹⁾ Ist mit Steirisch-Laßnitz identisch.

Die Ankündigung.

Lost ¹⁾ auf, ich tritt herein,
 Ich grüße alle, die zugegen sein,
 Zu sagen 'was in dieser Zeit,
 Damit Euer Herz zu Gott aufsteigt,
 Eine schöne Komöde ²⁾ zu künden an,
 Wie es dem reichen Prasser ist ergang';
 Eine schöne Komöde ²⁾ anzukünden
 Von den sieben Tod- oder Hauptsünden.
 Erstens wird vorgestellt,
 Gleich wie der Teufel auf der Welt
 Herumgeht mit offenem Schlund,
 Wo er eine Seel' verführen kunnt.
 Zweitens kommt der Tod ganz in der Still',
 Er zeigt des Menschen Lebensziel.
 Bei vielen ist es gefehlt,
 Wenn sie scheiden müssen von dieser Welt.
 Drittens kommt dem Jüngling seine Freveltat,
 Wie er den lieben Gott erzürnet hat,
 Wie er durch sein freches Leben
 Den andern viel schlechtes Beispiel hat
 gegeben.
 Viertens kommt der Hoffartsgeist,
 Gleichwie die Magdalena es beweist,
 Wie sie in der Unzucht hat gelebt
 Und wie der reiche Prasser hat nach Geld
 und Gut gestrebt.
 Dann kommt der Zorn wohl über den
 Kain,
 Nach diesem schleicht die Trägheit ein.
 Paß't fein auf in guter Ruh',
 Treibt kein Gespött und höret zu:
 Das ist meine untertänigste Bitte!

Erster Auftritt.

Der Luzifer:

Ich Luzifer und Höllenfürst
 Bin in die Welt gegangen,
 Wo ich eine Seele verführen kann,
 Dahin steht mein Verlangen,
 Gleichwie ich Judas hab' verführt,
 Seinen Herrn und Meister zu verkaufen.
 Es hat mich g'kost't viel Schmerz und Pein,
 Es hat mich viel g'macht Schnaufen.
 Die sieben Todsünden sind mein Gebot.
 Wenn ich einen kann verführen,
 Wenn ich dabei eine Kette verknot', ³⁾
 Das tut mein Herz abkühlen.
 Bei die Eh'leut' bin ich auch gar gern,
 Um Uneinigkeit zu machen,

Und wenn ich sie zum Raufen bring',
 Da fang' ich an zu lachen. Ha, ha, ha!
 Wenn sich einer will aufhenken,
 Strick und Band will ich ihm schenken,
 Strick und Band ist nicht genug,
 Meine eiserne Kette gib ich auch dazu.
 Der Fraß, der Geiz und Neid zugleich
 Und auch der Zorn insgleichen,
 Gar schön will ich ihn finden,
 Ich will von ihm nicht weichen.
 Dem Trägen mach' ich ein gutes Bett,
 Daß er verschläft die heilige Mett'.
 Nur zugeschaut in diesem Spiel,
 Zehn, zwanzig Kreuzer ist nicht viel.
 Will uns jemand mit Mehrerem begaben,
 Dem wird man es auch nicht für übel haben.
 Sei es in Silber oder in Gold,
 Der Teufel ist allem Gelde hold!

Zweiter Auftritt.

Der Tod:

Edikodimi krattibi, ⁴⁾
 Heute mir, morgen Dir.
 Memento homo,
 Gedenk', o Mensch, daß Du sterben muß!
 Ich bin der Tod, ganz in der Still'
 Tracht' ich nach des Menschen Lebensziel.
 Ich reis' herum in der weiten Welt,
 Ich such' meinen Raub, wo es mir gefällt.
 Es liegt an mir, in meiner Macht
 Die ganze Welt mit ihrer Eitelkeit und
 Pracht.

Mir sind alle Wege frei.
 Keine Mauer ist mir zu hoch,
 Wo ich nicht hinübersteig'.
 Kein Meer ist mir zu tief,
 Wo ich nicht hinunterschließ.
 Er kann reich sein oder arm,
 Kein Mensch tut mir erbarm'.
 Es kann sein groß oder klein,
 Alles muß gestorben sein.
 Es kann sein jung oder alt,
 Alles muß werden nach meiner Gestalt.
 Es kann sein Kaiser oder König, hohe
 Potentaten,
 Kein Mensch kann's nicht erraten,
 Ich tu' die ganze Welt durcheilen,
 Alles tu' ich zu Staub und Asche aufreiben:
 Ich bin gewiß,
 Aber die Stund' ist ungewiß.

(Geht ab.)

¹⁾ Horchet. — ²⁾ Komödie. — ³⁾ Verknüpfte. — ⁴⁾ Hodie mihi, cras tibi.

Dritter Auftritt.

Die Magdalena:

Ach, wenn ich meine Schönheit betrach'¹⁾
 Und schaue meine Kleider an,
 So denk' ich mir in meinem Sinn,
 Daß ich die Schönste auf Erden bin.
 Wenn ich betracht' mein Angesicht und die
 Augen,
 Die glänzen wie die Kristallen,
 So ist es ja kein Wunder nicht,
 Daß ich den Männern so tu' gefallen.
 Ich will meinen ganzen Reichtum wagen,
 Daß ich die schönsten Kleider kann haben.¹⁾
 Auf der Welt ist keine bessere Lustbarkeit,
 Was mich am besten g'freut,
 Als das Tanzen
 Und meine Kleider pflanzen.
 Gold und Silber tragen
 Ist meine größte Freud',
 Das tu' ich allezeit.

Teufel (zur Magdalena):

Magdalena, Magdalena mein,
 Du hast recht,
 Ich möcht' schon sein
 Dein treuer Knecht.
 Tu' Deine Hoffart nur recht schön pflanzen,
 In Deinem Saal möcht' ich's schon uma²⁾
 tanzen.

Engel (zur Magdalena):

Magdalena, Magdalena, tu' Dich bekehren,
 Jetzt kannst Du noch selig wer'en,
 Tue Buße über Deine Sünden,
 Jetzt kannst bei Gott noch Gnade finden.

Teufel (zur Magdalena):

Tu' Du nur fort, wie es Dich gefreut,
 Zur Buß' hast Du noch lange Zeit,
 Bist noch jung an Jahren,
 Kannst die Buß' aufs Alter sparen.

Engel (zum Teufel):

Weich' ab, Du Höllenhund,
 Von dieser sollst Du haben kein Gewinn!³⁾
 (Zur Magdalena.)

Magdalena, Magdalena mein,
 Tu' doch mein Wort anhören heunt',
 Tu' Buß' über Deine Sünden,
 Jetzt kannst bei Gott noch Gnade finden.

Teufel (zum Engel):

Schau Du nur ihre Hoffart an,
 Du wirst Dich selbst erschrecken.
 Und ich wegen einer einzigen Sünd'
 Muß ewig in der Hölle sitzen.⁴⁾

Magdalena:

Ach, mein gütigster Gott und Herr,
 Verleih', daß ich noch selig wer',
 Daß ich noch abbüß' meine Sünden,
 Die ich begangen hab'.
 Hinweg von mir die Eitelkeit,
 Hinweg von mir die Kleiderpracht,
 Hinweg von mir, Du teuflisch Leben,
 Das mich zur Hoffart hat gebracht
 Und ich meinen Gott erzürnet hab'.

Teufel (zur Magdalena):

Magdalena, Magdalena,
 Deine Buß' ist viel zu spat,
 Deine Sünden werden Dir nicht mehr
 verziehen,

Die Du begangen hast.
 Du kannst ja nicht mehr selig sein,
 Du g'hörst ja schon zur Höllenpein.
 Deine Sünden werden Dir nicht verziehen,
 Gedenk', wie ich wegen einer einzigen Sünd'
 Muß ewig in der Hölle liegen.
 Ein ganzes Buch hab' ich Dir angeschrieben,
 Kein einziges Blatt ist mir übrig geblieben:
 Hoffart, Geiz, Neid,
 Fraß und Völlerei und Trägheit.

Engel (zum Teufel):

Pack' Dich weg, Du Höllengeist,
 Laß Du die Magdalena mit Ruh'.
 Sie wird ihre Sünden selbst abbüßen
 Und wird fallen zu des Heilands Füßen.

Teufel:

Nun, so geh' ich halt,
 Wenn ich sie nicht kann haben.
 Das tut mir in meinem Herzen graben,
 Daß ich die Magdalena nicht kann haben.
 Sie hat so viel Sünden begangen,
 Und ich wegen einer einzigen Sünd'
 Muß auf ewig in der Ketten hangen.

(Geht ab.)

¹⁾ Das Wort „tragen“ würde den Reim rein gestalten. — ²⁾ Herum. — ³⁾ Gewinn. —
⁴⁾ Ursprünglich stand wohl „stecken“.

Magdalena:

Ach, mein großer und barmherziger Gott,
Dir will ich beständig treu bleiben,
Dich will ich lieben, bis meine Seel'
Von meinem Leib wird scheiden.

Engel:

Magdalena, Magdalena mein,
Jetzt führ' ich Dich in den Himmel hinein.
(Gehen ab.)

Teufel (allein):

Ach weh, ach weh!
Hat mich heut' ein Unglück getroffen,
Ist mir die Magdalena
Aus meiner eisernen Ketten entschlossen!
Ach, was Grimm und Zorn,
Daß ich die Magdalena hab' verlorn!
Nun, aus dieser Sachen
Will ich mir doch nichts draus machen.
Wenn ich die Magdalena auch nicht bekomm',
Ich getrau' mir noch heut'
Den reichen Prasser zu gewinnen.
Ich weiß viel Knecht' und Bauerndirn',
Die tun anstatt beten karossieren,
Und wenn ich sie kann attrappieren,
So will ich sie in den tiefen Abgrund
führen.

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Der reiche Prasser:

Ich tritt herein, ich komm' herein,
Meinesgleichen kann gar niemand sein.
Der reiche Prasser bin bloß ich genannt
Im ganzen Galiläaland.
Ich hab' viel Gold und Silber weiß,
Schätz's bald auf tausend Millionen reich.
Alles, was ich hab',
Kommt von oben herab.¹⁾
Mein Reichtum hat fast keine Zahl.
Mich wundert's selbst an,
Wie glücklich mir das Geld zufallt.
Wie kann es möglich sein,
Daß ich so reich kann sein
Und mein Bruder Lazarus so arm?
Er stinkt wie ein fauler Darm,
Er stinkt wie fauler Mist,
Er sagt, daß er mein Bruder ist.
Ich bin mit meinem Reichtum
Noch nicht zufrieden in diesem Leben.
Mein Wunsch, der ist,
Gott mög' mir noch so viel geben.

Ich wer' mich nun setzen zu dem Tisch
Und wer' mir auftragen lassen
Braten und gebackenen Fisch.
Gut essen und trinken ist auf der Welt
Die beste von allen Sachen.
Kann der Reiche den Armen auslachen.
Mit dem Geldzählen hab' ich auch meine
Freuden,
Damit' tu' ich meine Zeit vertreiber.

Teufel (zum Prasser):

Wohl recht, hiaz hast wohl an guten Sinn,
Denn das Geldzählen ist wohl ein kostbares
Ding.
Der auf der Welt nicht hat Geld genug,
Der ist verlassen genug.
Der aber reich ist und hat viel Geld,
Der wird gelobt von der ganzen Welt.

Lazarus:

Ach, Bruder, liebster Bruder mein,
Schenk' mir ein Almosen heut'!

Prasser:

Was soll ich Dir für eine Gabe geben?
Bin ja selbst nicht reich genug!
Und wie kannst Du mein Bruder sein?
Stinkst ja wie ein faules Schwein,
Stinkst ja wie ein fauler Mist!
Wie kannst Du sagen,
Daß Du mein Bruder bist?

Lazarus:

Ich bitt' Dich nicht um Geld
Oder gebackenen Fisch,
Sondern nur um die Brosen,²⁾
Die fallen von Deinem Tisch.

Prasser:

Die Brosen, die ich übrigen tu',
Gehören meinen Hunden zu.
Pack' Dich aus meinem Haus,
Sonst hetz' ich Dich mit den Hunden
hinaus!

Teufel:

Jetzt hast Du wohl recht getan,
Daß Du diesem Armen kein Almosen hast
geben.
Er geht immer von Haus zu Haus
Und überall werfen sie ihn zum Tor
hinaus.

¹⁾ Diese und die vorstehende Verszeile sind gelegentlich der Aufführungsbewilligung (siehe die Einbegleitung zu diesem Spiel) durch Rotstift gestrichen worden. — ²⁾ Brosamen.

Prasser:

So geht's wenn einer reich ist,
Da kennt mich jeder Freund.
Wenn ich aber selbst kein Geld im Beutel
hab',

Bin ich der größte Feind.
Jetzt hab' ich gegessen und gesoffen genug,
Jetzt will ich mich legen zu der Ruh'.

(Geht ab.)

Lazarus (allein):

Ach, wie bin ich auf der Welt so verlassen,
Muß liegen krumper und kranker
Auf offener Gassen und Straßen.
Der Bruder hat mir seine Brosen
Vom Tisch nicht vergunnt,
Hat sie lieber gefüllt
In seine Hund'.

Ich hab' wohl auch im Sinn
Einmal reich zu werden,
Aber nicht an Geld und Gut auf Erden.
Wenn ich nur die himmlische Freud' erlang',
Bin ich schon reich genug alsdann.
Ach, mein gütigster Gott und Herr,
Du wirst mich nicht verlassen mehr,
Daß ich arm muß sein.

Auch Du bist nicht reich gewesen
Auf der Welt und im Krippelein.
Ach, wenn doch der Tod bald kam
Und mich von der Welt abnahm!

Tom (zum Lazarus):

Mach' Dich nur auf, Du armer Mann!

Engel (zum Lazarus):

Lazarus, liebster Lazarus mein,
Jetzt wirst Du reicher als Dein Bruder
sein,
Aber nicht nach Gut und Geld,
Ich werde Dich einführen ins Himmelszelt.
(Gehen ab)

Fünfter Auftritt.

Prasser (allein):

Ach, hab' ich jetzt eine schwere Zeit,
Daß meine Gesundheit von mir abweicht.
Ich wollt' ja einige tausend Gulden wagen,
Wenn ich mein gesundes Leben könnt'
haben.

Ach, wie hart kommt mich das Sterben an,
Weil ich auf der Welt alles Gute haben
kann!

Aber eines fällt mir noch ein,
Es möcht' ein berühmter Doktor in der
Stadt hier sein.
Ich glaub' auch, er kommt schon beim Tor
herein.

Hanswurst:

Sobald soll 's sein,
Ich tritt herein
Aus fremdem Land;
Hanswurst ist mein Nam',
Ganz wohlbekannt.
Ich will anzeigen hübsch und fein,
Was mein Herr Doktor wird sein.
Er ist glei' a Doktor für die G'sunden,
Für die Kranken hat er keine Arznei ge-
funden.
Mein Herr Doktor kann nur das Augen-
stechen,
Händ'abschlagen, Fußabbrechen,
Nasenabschneiden.
Ja, da muß einer von guten Eltern sein,
Der das Ding kann ausderleiden.

Doktor:

Still, Hanswurst, lass' mich reden!

Hanswurst:

Machen S' auf, Eure breite Goschen! 1)

Doktor:

Ich als weltberühmter Doktor und Herr
Kann heilen alle Krankheiten, die schwer.
Ich mit meiner Apotheke und Medizin
Viele Städte und Länder ausgereiset bin.

Hanswurst:

Ich war auch dazwischen
Und hab' meine Schuh' zerrissen.

Doktor:

Ich mit meiner Apotheken
Kann viele vom Tod erretten,
Wenn ich nur komm' in schneller Eil',
Muß alles werden gesund und heil.

Hanswurst:

Gesund und tot!
Ich kann auch Wunden heilen
Bei jungen und alten Weiben,
Fehlen sie ein Weil'.
Was schafft der Herr?

1) Mund.

Prasser:

Ach, liebster Doktor mein,
 Hilf mir doch aus meiner Pein,
 Da ich jetzt eine so schwere Krankheit hab',
 Erweise mir die große Gnad'.
 Ich will den Doktor recht gut bezahlen,
 Ja, ich will einige tausend Gulden wagen,
 Wenn ich wieder meinen Gesund könnt'
 haben.

Hans wurst:

Ha, ha! Das wär' gut, bekäm' ich auch ein
 Silber.

Doktor:

Lass' schauen Deinen Harn!

Hans wurst:

Lass' schauen Deinen Darm!

Doktor:

Ja, das wär' wohl ein schöner Gewinn,
 Aber leider, meine Apotheke ist viel zu
 gering.

Deine Krankheit neiget sich zum Tod,
 Mit meiner Hilf' komm' ich schon zu spat.
 Dein ganzes Gemüt tut mir nicht gefallen,
 Der Herr Prasser wird es müssen mit dem
 Leben bezahlen.

(Geht ab.)

Hans wurst:

Ha, ha! Nun gehst Du fort,
 Da hast Du auch Zeit!
 Du hast schon betrogen
 Viel arme und reiche Leut'.
 Du bist nur ein Doktor für die G'sunden,
 Für die Kranken hast keine Arznei nicht
 gefunden.

Aber Du reicher Mann,
 Ich will Dir auch was sagen:
 Das Kasstecher Urban'l
 Laßt sich auch bei Dir anfragen.
 Ich glaub', er klopft schon an das Tor,
 Ich glaub', er kommt gar schon hervor.
 Ei, Du langer, dürrer Mann,
 Wärest Du lieber zu mir her'gang'.
 Hättest viel Fleisch und Bratwurst gefressen,
 Wärest Du nit so dürr gewesen.

Prasser:

Ach, wenn ich jetzt sollt' sterben,
 So werd' ich mein ganzes Hab und Gut
 Mit mir begraben lassen in der Erden,

Damit kein Weib und auch kein Mann
 Von meinem Reichtum keinen Heller haben
 kann.

Ich glaube, mir kommt vor,
 Der Tod, der klopft schon an das Tor.

Tod:

Mach' Dich nur auf, Du reicher Mann,
 Du mußt mit mir jetzt reisen,
 Deine Lebenszeit ist schon verflossen,
 Dein Urteil ist schon ausgesprochen.
 Du mußt verlassen Deinen Reichtum auf
 der Welt.

Rechenschaft mußt geben
 Über Dein ganzes Leben.
 Auf der Welt hast Du kein Verbleiben,
 Ich tu' alles zu Staub und Asche aufreiben.
 Mein Pfeil hat Dich getroffen.

(Geht ab.)

Hans wurst:

Ha, ha! Jetzt hab' ich wieder etwas
 gewonnen,
 Ich bin dem Kasstecher Urban'l entronnen.
 Er hat mir wohl nachgesetzt
 Wie der Fischer mit seinem Netz.
 Aber Du reicher Mann,
 Hast gesagt, hält'st viel Gut und Geld,
 Jetzt bist Du selbst verlassen von Gott und
 der Welt,

In der Höll' wirst Du haben Deinen Lohn,
 Ich glaub', der Teufel holt Dich schon.
 Aber Du reicher Mann,
 Du hast mir versprochen einen schönen
 Lohn.

Zahl' mich geschwind,
 Eh' Dich der Teufel holen kimmt,
 Zahl' mich, zahl' mich!

Teufel:

Jetzt will ich schauen geschwind,
 Wo ich den Geizhals find'.
 Mit meiner eisernen Ketten
 Will ich ihn fest anketten.
 Komm' her, komm' her, Du reicher Mann,
 In der Höll' wirst Du haben Deinen Lohn,
 Brennen und braten wirst Du müssen,
 Und dabei den Geiz abbüßen.
 Wir werden die Höll' fein tapfer hitzen,
 Da wirst müssen blutige Tropfen schwitzen

(Geht mit ihm ab.)

Sechster Auftritt.

Der alte Mann:

O, schon so lang' und viele Jahre
 Hab' ich gelebt auf dieser Erd'.
 Das Ding tut mich ja sehr bewegen,
 Daß mich der Tod noch nicht begehrt.
 Ja, gar so schwach sind meine Glieder
 Und vom Alter ganz ermatt',
 Das Leben ist mir schon selber z'wider,
 Komm', o Tod, mit Deiner Macht!
 O, wie viel Junge müssen sterben,
 Ich weiß nicht, was das Ding bedeut',
 Nur ich kann keine Gnad' erwerben.
 Es verdorret Laub und Gras,
 Hundert Jahr' schon sind verflossen,
 Die ich hab' erlebt.
 Komm', o Tod, mit Deiner Macht,
 Und nimm mich von der Welt hinweg.

T o d:

Mit Dir will ich gar bald schließen,
 Bei Dir bringt es schon die Zeit,
 Daß Du mußt mit dem Leben büßen,
 Weil Du hast allhier kein' Freud'.
 Lange Jahr' hast Du gelebt,
 Nun, so sei vergnügt.
 Gott hat Dich so viel begabt
 Und hat Dich so sehr geliebt,
 Kehr' Dein Leben zu dem Tod,
 Tu' an Deine Seel' gedenken
 Und wende Dich zu Deinem Gott.

Alter Mann:

O Tod, o Tod, o nicht so schnell
 Mein Leben tu' beschließen,
 Lass' mich noch eine kleine Zeit
 Auf dieser Welt genießen.
 Nur ein Jahrlein mir noch schenken,
 Bitte Dich, mein Gott und Herr,
 Nachdem will ich nicht mehr denken,
 Daß ich sollte leben mehr,
 Große Schmerzen auszustehen;
 Sterben ist ein' schwere Last.
 Es druckt mir schon bei meinem Herzen,
 Der Tod ist wohl ein grober Gast.

T o d:

Mit Dir will ich's gar bald machen,
 Du bist schon ganz schwach und matt.
 Jetzt lass' ich meinen Bogen krachen,
 Ruf' zu Gott um Gnad'.

(Gibt ihm den Stich und geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Prasser (als Geist singt):

Mit Weinen muß ich klagen,
 Weil ich in die Höll' begraben.
 Mein Geiz und Neid ist schuld daran,
 Daß ich in die Hölle kam.
 Ach weh, ach weh, ach weh,
 Auf ewig und immer ach weh!
 Ach, Lazarus, liebster Lazarus mein,
 Tunk' Deinen Finger ins Meer hinein,
 Lass' fallen einen Tropfen auf mein feuriges
 Herz,
 Wird gelindert mein bitterer Schmerz.
 Ach weh, ach weh, ach weh,
 Auf ewig und immer ach weh!

Lazarus:

Zwischen meiner und Deiner
 Sind tiefe Graben,
 Wir können uns nichts mehr
 Zusammen sagen.

Prasser (singt weiter):

Verflucht ist jene Stund' und Tag,
 Wo mich meine Mutter geboren hat.
 Hätt' meine Mutter mich nicht geboren,
 So wär' ich nicht auf immer und ewig
 verloren.
 Ach weh, ach weh, ach weh,
 Auf ewig und immer ach weh!

Wenn die ganze Welt wär' voll Brein
 Und kam alle Jahr ein Vögelein
 Und trug nur ein Körnlein weg,
 So würde ich noch einmal erlöst.
 Ach weh, ach weh, ach weh,
 Auf ewig und immer ach weh!

Doch kann aber kein Ende sein,
 Muß auf immer und ewig verloren sein.
 Behüt' euch Gott, ihr Berg und Tal,
 Ihr Kreaturen groß und klein.
 Ach weh, ach weh, ach weh,
 Auf ewig und immer ach weh!

Wenn der Himmel ganz papieren wär'
 Und die Stern' alle Schreiber wär'n,
 So könnte es man noch nicht beschreiben,
 Was eine verlorene Seel' muß leiden.
 Ach weh, ach weh, ach weh,
 Auf ewig und immer ach weh!

Der kleine Teufel:¹⁾

Jetzt hast Du wohl ausgeklagt,
Hast noch kein' Hilf' erfragt.
Ich schwarz,
Du schwarz,
Ich Hörn', Du kriegst Hörn',
Gleich und gleich gesellt sich gern.
(Geht mit ihm ab.)

Achter Auftritt.

Der Jüngling:

Bin ich der Jüngling, der floriert
In seinen jungen Jahren,
Ich bin als wie ein Röslein rot,
Ich steh' in keinen Gefahren.
(Singt.)
Bin allzeit lustig und niemals betrübt!
Wer kann mir wehren mein fröhlich Gemüt?
Es lachen mir fröhliche Stunden zu,
Was gilt's denn, der Teufel gibt Ursach'
genug!

Teufel:

Fahr' Du nur fort nach Deinem jungen Mut,
Wie es Dich gefreuen tut.
Wann Du nur kostest die höllische Glut,
Ich glaub', mein Rat, wird sein sehr gut.

Jüngling (singt weiter):

Nun will ich halt lassen dem Rädlein sein
Lauf,
Wird die Jugend vergehen, wird selbst
hören auf.
Ich lass' mich nicht sperren ins Häuslein
hinein,
Mein Herz muß ein freies Luftvögelein sein.

Engel (zum Jüngling):

O Jüngling, tu' Dich bekehren,
Jetzt kannst Du noch selig werden.
Tu' Buß' über Deine begangenen Sünden,
Jetzt kannst bei Gott noch Gnade finden.
(Geht ab.)

Jüngling (singt weiter):

Lustig und fröhlich ist alles viel wert,
Das ist das Schönste auf dieser Erd'.
Ich gedenk' nicht auf Leiden, ich gedenk'
nicht auf Pein,
Ich denk' nur auf Freuden, die in dieser
Welt sein.

(Jetzt reimt er.)

Ach, was Lust und Freuden hier!
Könnte ich noch länger leben,
Den Weltfreuden ergeben.
Aber eins tu' ich mich noch fürchten,
Vor dem grimmigen und bittern Tod.
Kommt er heut' oder morgen,
So nimmt er mein Leben fort.

Teufel:

Ach, was wirst Du vom Tod geh'n reden,
Bist noch jung von Jahren,
Kannst noch pflegen die Lustbarkeit,
Dein' Buß' aufs Alter sparen.
Mußt noch nicht auf den Tod gedenken,
Tu' Dich lieber auf die schön Menscha²⁾
auf³⁾ hängen.

(Geht ab.)

Tod:

Grüß Dich Gott, o Jüngling fein,
Du mußt mit mir jetzt reisen,
Du mußt mit mir, hilft nichts dafür,
Hin zu der Friedhofstür,
Die Würmlein mußt Du speisen.

Jüngling:

Pack' Dich, Du langer, dürrer Tod,
Pack' Dich mit Deiner Waffen,
Ich bin als wie ein Röslein rot,
Mit Dir hat's nichts zu schaffen.

Tod:

Ein Röslein rot muß werden tot,
Dein Stündlein ist gekommen,
Du mußt verlassdn die Eltern Dein,
Jetzt heißt es Urlaub genommen.

Jüngling:

O Tod, lass' Deinen Bogen hoch
Und tu' ein wenig weichen,
Ich hab' viel Geld und Gut hier noch,
Ich will mit Dir vergleichen.

Tod:

Was hilft Dein Gut, Du armes Blut?
Das bleibet all's hinieden.
Schau' Du nur hin auf jenes Ort,
Daß Du kannst Gnade finden.

¹⁾ Der „kleine Teufel“ bildet einen Gegensatz zu dem im bayrisch-österreichischen Dialekt bekannten „Grästeufel“, das ist der „große Teufel“, welcher zumeist irrtümlich als „Grasteufel“ gedeutet wird. — ²⁾ Mädchen. — ³⁾ hinauf = an sie.

J ü n g l i n g :

Auch hab' ich noch ein schönes Schloß,
Wie schön ist's aufgebaut!
Es ist von Silber und rotem Gold,
Von Marmorstein erbauet.

T o d :

Kein Ries', kein Held auf dieser Welt,
Noch keiner ist mir entgangen,
So meinst Du, nur Du allein? —
Mit Dir will ich nicht lang prangen!

J ü n g l i n g :

O Tod, lass' mich noch eine kleine Zeit
Mich mit meinem Gott versöhnen,
Daß ich nicht heut' in Sünden schwer
Im Zorne Gottes sterbe.

T o d :

Hast nicht gewiß, mein lieber Christ,
Hier ist kein ewiges Leben,
Wie Du Dich hast, mein lieber Gast,
Gebettet, so wirst Du Dich auch legen.

(Geht ab.)

J ü n g l i n g (allein):

Ach, bin ich ein reicher Grafensohn,
Bin ich noch jung von Jahren,
Bin ich nicht älter als achtzehn Jahr',
Ist mir der Tod schon überfallen.
Jetzt muß ich fort an ein andres Ort,
Muß reisen auf fremden Straßen.
Ach, Ihr liebsten Eltern mein,
Von Euch bin ich verlassen.
O Du Höllenshund,
Du grausamer Schlund,
Ich sieh ihn schon vor Augen.
Ach, hätt' ich nicht so liederlich
So viele Stunden versäumt.
Ach, was hab' ich getan?
In dieser heißen Flamm' —
Ach Gott, hätt' ich vorher gesehen,
Was mir Übles wird geschehen!

G o t t - V a t e r ¹⁾ (zum Jüngling):

Ja, alles hat seine Zeit,
Weil ich keinen Menschen übereil'.
Die Lebensbahn ist Euch bereit',
Ihr wißt, im Tod ist keine Barmherzigkeit.
Ich schau' auf alle Stund' und Augenblick',
Jedem ich sogar den Boten schick'.
Zahlst Du die Schuld mit Hoffart ab?
Sag' mir, wer hat Dich dazu gebracht,
Daß Du meine Gebote alle hast veracht'?

Ich hab' zu Dir ganz Fug und Recht,
Hätt'st Du gedient als ein treuer Knecht!
Du bist mein Geschöpf und ich Dein Gott,
Ich starb für Dich den Kreuzestod.
Himmel und Höll' stehen in meiner Macht,
Im Himmel ist Gottes Sohn, der Dir
aufmacht.

So mußt Du aber in der Hölle sitzen
Bei Deinen Brüdern in der Zech'
Im Schwefel und Pech.
Dort sitzt der Zorn, der Geiz, der Neid,
Dort wirst Du schmachten in Deinem Leid.

(Geht ab.)

J ü n g l i n g :

Ach, gütiger Gott und gnädiger Herr,
Hilft denn kein Bitten und Beten mehr?
Ach Gott, durch Deine fünf heiligen Wunden
Hat noch mancher Sünder Gnade gefunden.

T e u f e l (zum Jüngling):

Hietz hab' ich wieder einen Vogel gefang',
Auf den hab' ich gezielt schon lang.
Wir haben wieder eine Seel' gewonn',
Jetzt mußt Du auf unsere Bahn.
O, wie oft hast Du Dich besoffen
Und bist auf dem Tanz herumgelooffen.²⁾
Ja, da hast Du's erst getroffen,
Glaubst, Dir steht der Himmel offen.
Ach, wie könnt' das möglich sein,
Daß Du gleich kannst laufen hinein?
Dahier steht geschrieben,
Wie viel Sünden hast getrieben,
Dein ganzer Lebenslauf
Ist hier geschrieben und gezeichnet auf.
Du mußt mit mir,
Hilft nichts dafür,
Du kannst uns nicht entrinnen.
Du hast kein' Gnad',
Ist schon zu spat.
Was gilt's, wir werden Dich gewinnen?

(Gehen ab.)

N e u n t e r A u f t r i t t .

A b e l (kommt herein und setzt sich auf
einen Stuhl, dann wird das Schäferlied ge-
sungen):

Ein Liedlein anzufangen
Von einem Schäfersmann,
Wie er sich sorget früh und spät
Um seine Schällein, die er hat,
Daß keines ihm verloren geht.

¹⁾ Was Gott-Vater in den Mund gelegt ist, wurde gelegentlich der Aufführungsbewilligung für dieses Spiel (vergl. die Einbegleitung zu diesem Stück) durch die zensurierende Behörde mit Rotstift gestrichen. — ²⁾ Gelaufen.

Dort draußen auf der Heiden
Will er seine Schäflein weiden.
Er weidet sie wohl immerdar
Bis in das dreiunddreißigste Jahr,
Bis alles vollendet war.

Dort draußen auf grüner Auen
Will er sein Hüttlein bauen,
Daß er könnt' bleiben eine Zeit
Und dort vertreiben sein' größte Freud'
Auf seiner Schäferheid'.

Dort drohen auf grünem Anger
Will er seine Schäflein fangen.
Er ruft: Komm, komm mein Schäflein,
Hörst Du nicht die Stimme mein,
Die Stimme des Hirten Dein!

(Jetzt spricht er zu Kain.)

Lieber Bruder Kain, es ist an den Zeiten,
Daß wir Gott unser Brandopfer bereiten.

Kain:

Nun, so will ich das beste Korn auslesen
Und Gott ein Brandopfer geben,
Um Glück und Segen zu erlangen.

Abel:

Lieber Bruder, Du sollst recht haben,
Opfern wir ihm unsere Gaben,
Ich opfere ein Lamm,
Gott, nimm es gnädig an!

Kain:

Ich opfere von den Früchten mein,
Das soll mein Brandopfer sein!

Satan (zu Kain):

Dein Opfer hat kein' Wert,
Steigt der Rauch nicht himmelwärts.

Kain:

Ich sehe es ein,
Daß mein Opfer Gott nicht wohlgefällig tut
sein.

(Wird zornig.)

Bruder, jetzt geh'n wir auf die Weiten,
Dort wirst Du sehen, daß meine Früchte
schlecht gedeihen.

Ja, Bruder, Du hast leicht lachen,
Du hast viel Glück in Deinen Sachen,
Und ich bin von Gott geschieden,
Mit dem bin ich nicht zufrieden.

Bruder, mit Deinem Schmeicheln bist Du
bei mir in Haft,

Du bist bei mir in Verdacht.
Bruder, Du hast leichtes Spiel,
Drum tu' ich mit Dir, was ich will.
Du stehst nun unter meiner Gewalt,
Es wird kosten Dein Leben bald,
Bruder, ich schlage Dich tot,
Wenn mich auch straft der lebendige Gott.

(Versetzt dem Abel einen Streich.)

Gott-Vater:¹⁾

Kain, sag' mir, wo ist Dein Bruder jetzt?
Dein Zorn hat ihm einen Streich versetzt.

Kain:

Ich weiß ihn nicht; soll ich meines Bruders
Hüter sein?
Das geht in meinen Kopf nicht ein.

Gott-Vater:¹⁾

Kain, Kain, was hast Du getan,
Daß Du diesen Todschatz hast begang'?
Siehe, Deines Bruders Blut
Schreit zu mir um Rache.
Verflucht bist Du für diese Sache,
Verflucht bist Du auf Erden hier!
Du sollst erfahren Dein Gebühr:
Die Erde wird Dir nichts mehr geben
Von ihren Früchten in Deinem Leben.
Entlaufen wirst Du zwar überall,
Aber Dein eigener Schatten wird sein Deine
Qual.

(Geht ab.)

Kain (allein):

Mit mir ist's aus, mit mir ist's gar!
Ach, was habe ich getan?
Der Zorn ist schuld daran!
Ach, ich kann nicht mehr leben,
Meine Sünden werden mir nicht vergeben.
Jeder wird mich für einen Totschläger an-
sehen.

Ich fliehe vom Aufgang
Der Sonne bis zum Untergang.
So lange werde ich laufen,
Bis ich nicht mehr kann schnaufen.
O, kommt her, ihr höllischen Bären all
Und macht mit mir ein Ende bald!
Erde zerspalte Dich;
Lebendiger Teufel, komm' und hole mich!

¹⁾ Die Reden Gott-Vaters sind im Manuskript durch Rotstift gestrichen. (Vergl. die Einbelegung zu diesem Spiel.)

Teufel:

Kain, Kain, Du verfluchter Kain,
In die Hölle mußt Du hinein.
Weil Du Deinen Bruder hast erschlagen,
So werden wir Dich tief in die Hölle ver-
graben.

(Gehen ab.)

Engel (holt den Abel):

Abel, liebster Abel mein,
Steh' auf, ich führ' Dich in den Himmel
ein.
Weil Du hast getan nach der Gerechtigkeit,
So führe ich Dich in die himmlische Freud'
und Seligkeit.

Zehnter Auftritt.

Die Trägheit:

Es gibt doch keine bessern Sachen,
Als den ganzen Tag und Nacht verschlafen.
Das Liegen und Schlafen kann ich nicht
mehr meiden,
Mit dem tu' ich mir die Zeit vertreiben.
Das Liegen und Schlafen ist wohl a gutes
Sachen,
Ich kann mir nichts besseres machen.
Das Liegen und Schlafen ist mein' Freud'
und Ziel
Und ein anderer kann's ja tun, wie er will.
Ich wer' mich gleich wieder niederlegen zu
der Ruh'
Und werd' amal ausschlafen genug.
(Legt sich nieder und schläft.)

Der Engel:

O Mensch, steh' auf, Du hast schon Zeit,
Sie haben schon das erstmal zum Gottes-
dienst geläut'.

(Singt das erste G'setzel.)

Die Sonn' geht auf und wieder zu.
Der Mensch der schläft in guter Ruh',
Er legt sich nieder zu der Erd'
Und tut ein' Schlaf, der ewig währt.

(Geht ab.)

Der Teufel:

Schlaß nur zu in guter Ruh'.
Ich werde Dich schön warm hüllen zu,
Du hast noch lange Zeit,
Sie haben noch nicht das erstmal geläut'.

(Geht ab.)

Engel:

O Mensch, steh' auf, Du hast schon Zeit,
Sie haben schon das zweitemal zum Gottes-
dienst geläut'.

(Singt das zweite G'setzel.)

Die Sonn' geht zu und wieder auf,
Gleichwie des Menschen Lebenslauf.
Die Sonn', die läuft durch's Firmament,
Das Menschenleben geht zu End'.

(Geht ab.)

Teufel:

Schlaß nur zu in guter Ruh',
Du hast noch lange Zeit,
Sie haben noch nicht das zweitemal geläut'.
Mußt Dich nicht lassen erschrecken,
Sie tun Dich nur närrischerweis' vom Schlaf
aufwecken.

(Geht ab.)

Engel:

O Mensch, steh' auf, die Sonn' geht auf und
wieder zu,
Und Du, o Mensch, schläfst noch in guter
Ruh'.

O Mensch, steh' auf, Du hast schon Zeit,
Verschlaß doch nicht Deine Glückseligkeit.
Gehst Du heut' zu dieser Mess' nicht hinein,
So wird Deine Seele verloren sein.

(Singt das dritte G'setzel.)

Wach' auf, o Mensch, das sag' ich Dir,
Die Sonn', die scheint schon vor der Thür',
Steh' auf, mein' Seel', Du hast schon Zeit,
Verschlaß doch nicht Dein' Seligkeit.

(Geht ab.)

Teufel:

Nur auf, nur auf, Dein Schlaf ist gar,
Du mußt mit uns zu der Höllenschar,
Du mußt mit uns ins feurige Bett,
Da kannst Du schlafen am allerbest'.
Ich hab' Dir schon lange zugeschaut,
Ich hab' Dich wohl aufzuwecken getraut.

(Geht ab.)

Abkündigung.

Jetzt hat unsere Komöde ein End' genommen,
Ihr habt gesehen, wie es dem reichen Prasser
ist ergangen.

Der Prasser starb in den Tagen,
Er wurde vom Teufel in die Hölle begraben.
Lazarus starb in der Zeit,
Er wurde aufgenommen in die himmlische
Freud' und Seligkeit.

Ende.

Der geduldige Job.

(Besitzer: Schuhmacher Josef Holz in Steirisch-Laßnitz. Zur Abschrift vermittelt durch Herrn Dr. Hubert Steiner in Murau.)

Mitgeteilt von J. R. B ü n k e r, Ödenburg.

In den mir vorliegenden Sammlungen von gedruckten Volksschauspielen ist ein Spiel vom geduldigen Job nicht enthalten. Ob ein Spiel des gleichen Titels in anderen Sammlungen oder aber in Zeitschriften, die mir nicht zugänglich sind, bereits zum Abdrucke kam, vermag ich nicht festzustellen, das jedoch kann wohl als sicher angenommen werden, daß dasselbe und andere gleichnamige Spiele auch anderwärts bekannt sind und zur Aufführung gebracht worden sein werden.

Das mir zur Abschrift vorliegende Spiel ist in ein broschürtes Heft mit steifen Deckeln, die mit grünem Glanzpapier überzogen wurden, auf 84 fortlaufend nummerierten Seiten aus weißem Papier, die durch blaue Linien rastriert sind, geschrieben. Das Personenverzeichnis steht auf der Innenseite des vorderen Deckels geschrieben. Das »Lied von der Geduld«, welches das Spiel beschließt, liegt, auf einem separaten Bogen geschrieben, dem Hefte lose bei. Die Schrift, in der das Spiel geschrieben wurde, zeigt einen Duktus, der noch heute in der Volksschule geübt wird. Sie ist also eine ganz moderne. Das Heft kann somit erst vor einigen Jahren angelegt worden sein. Eine Datierung weist die Handschrift nicht auf, auch der Schreiber derselben ist nicht genannt. Die Orthographie ist die beste aller mir vorliegenden Spiele. Auch der Stil zeichnet sich unter dem aller Spiele als der modernste aus. Damit kann jedoch nicht behauptet werden, daß das Spiel vom geduldigen Job seiner Entstehung nach als das jüngste betrachtet werden muß. Da es sich in ausgedehnten Partien ganz an den Text der Bibel anlegt, liegt die Möglichkeit vor, daß es in neuester Zeit an der Hand einer neuen Auflage der Bibel verbessert oder modernisiert worden sein dürfte.

Das Spiel ist in Auftritte geteilt. Diese Aufteilung ist jedoch nicht konsequent nach den eigentlichen »Auftritten« durchgeführt. Die Zahl der Auftritte belauft sich auf neun. Außerdem sind die einzelnen Ansprachen fortlaufend nummeriert. Die Zahl der Ansprachen beträgt 138. Die An- und Abkündigung und die beiden Lieder, welche das Spiel enthält, wurden der Numerierung nicht unterzogen. Die Numerierung bleibt in der Wiedergabe des Spieles als zwecklos weg.

Zum Personenverzeichnis sei erwähnt, daß, während die Namen Job (Hiob), Eliphaz und Elihu biblisch sind, die Namen Helka (das Weib Jobs), Okmar und Dison (Söhne Jobs), Sadok und Joel (Jobs Knechte), welche die Bibel nicht nennt, durch den Verfasser des Spieles erdacht worden sind.

Mit Ausnahme der beiden Lieder, der Abkündigung und des Ein- und Ausganges der Ankündigung ist das ganze Spiel vom

geduldigen Job in ungebundener Rede abgefaßt. Es bieten sich auch keine Anhaltspunkte für die Annahme, daß dem vorliegenden Spiele vielleicht einmal eine gereimte Fassung zugrunde lag.

Wie schon erwähnt, lehnt sich das Spiel durch ausgedehnte Partien seines Textes an den Wortlaut der Bibel an, so schon im ersten Auftritte die Zwiesprache Gottes mit Satan, während die Monologe Satans zu Anfang und zu Ende des ersten Auftrittes der Bibel ferne stehen. Im zweiten Auftritt finden sich nur spärliche Anklänge an die Bibel. Ich mache darauf in Anmerkungen aufmerksam. Der dritte Auftritt, in welchem die Söhne Jobs mit ihrer Mutter, die der Verfasser des Spieles als eine Heidin auffaßt, in anziehender Weise über die Verschiedenheit ihrer Religionen sprechen, ist unabhängig von der Bibel frei ersonnen. In gleicher Weise der vierte und die erste Hälfte des fünften Auftrittes. Die Hälfte dieses Auftrittes behandelt die Erstattung der Unglücksbotschaften ganz im Sinne der Bibel. (Hiob 1, 13—22.) Der sechste Auftritt bringt ein zweites kurzes Zwiesgespräch Gottes mit Satan, das fast wörtlich der Bibel entnommen ist. (Hiob 2, 1—7.) Ein Monolog des Satans, der diesen Auftritt einleitet, und ein zweiter, der ihn schließt, sind geistiges Eigentum des unbekanntem Verfassers. Der erste kurze Teil des siebenten Auftrittes behandelt den Spott, den das Weib Jobs gegen ihren Mann und dessen Gott erhebt, nach Hiob 2, 9—11, die Entgegnung Jobs dagegen in freier Weise. Die Aufstachelung des Weibes durch Einflüsterungen des Satans sind durch den Verfasser erdacht. Der im siebenten Auftritt sich dieser Szene anschließende Dialog Jobs mit seinem Freunde Eliphaz und die Zwiesprache Jobs mit Elihu lehnen sich stark, stellenweise durch mehrere Sätze sogar wörtlich an den biblischen Text. (Hiob, Kap. 3—17 und Kap. 33—42.) Dabei werden jedoch Stellen, die der Bibel nach durch Bildad und Zophar gesprochen werden, im Spiele Eliphaz in den Mund gelegt. Der Schluß des siebenten Auftrittes, wonach die Freunde Jobs die Araber und Chaldäer zur Rückgabe der geraubten Knechte und Tiere bewogen haben sollen, ist wieder durch den Verfasser des Spieles erdichtet. Ebenso der achte Auftritt, in dem Hiob in ausführlicher Weise Gott für seine Errettung aus dem Elend Lob zollt und sein Weib ihre heidnischen Götter verleugnet und sich dem alleinigen Gott ihres Mannes zuwendet. Erdacht und nicht aus der Bibel geschöpft ist schließlich auch der neunte Auftritt, in dem Gott mit Satan Abrechnung hält.

Personen:

Job, Fürst im Lande Uz. ¹⁾	Eliphaz } Elihu }	seine Freunde.	Satan. Stimme Gottes.
Helka, seine Frau.			
Okmar } Dison }	Sadok } Joel }	seine Knechte.	

Die Handlung geht vor im Hause Jobs.

¹⁾ Soll Uz heißen.

Lied von dem geduldigen Job.

Geduldig in den Leiden,
 Bringt ein' vergnügte Freud'.
 Niemals von Gott abscheiden,
 Ist eine Ergötzlichkeit,
 Wie Job, der fromme Mann
 Dies alles hat getan.
 Weil er Gott recht tät lieben
 Wollt' er ihm auch bestahn.

Gott ließ den Job auch sinken
 In Armut, Angst und Not,
 Ließ ihn doch nicht erdrücken,
 Half ihm doch aus der Not.
 Er nahm ihm Hab' und Gut,
 Gesundheit, frischen Mut.
 Sein Weib und auch sein' Freund'
 Ihn gar verspotten tut.

Auch tät er ihn berauben
 Der lieben Kinder sein,
 Die er in Treu' und Glauben
 Tut auferziehen fein.
 Zu seiner Herzensfreud'
 Doch singt er allezeit:
 Sein hochheiligster Namen,
 Der sei gebenedeit.

Die Ankündigung.

Gott grüße Euch, Ihr lieben Freund',
 Ich bitt' um eine kleine Geduld anheunt'.
 Ihr wollet solches nicht verachten,
 Was wird vorgestellt, mit Fleiß betrachten.

Als wie es dem Job, dem geduldigen Mann, ist ergang'. Zum ersten wurd' ihm durch die Chaldäer alles geraubt, zum zweiten wird er von Gott bestraft durch die teuflische Macht, daß er von seinen Töchtern beraubt und durch Donner, Hagel und allerhand Ungewitter verfolgt, daß alles unter die Schütt begraben wurde. Er aber hat alles mit Geduld ertragen. Er sagt: „Gott hat mir's gegeben, er hat mir's genommen, er kann mir's auch wieder geben.“ Zum dritten hat ihn Gott durch die teuflische Macht wieder weiter versucht durch alle höllische Pest und Geschwürbeulen und sogar, daß er von dem Aufsatz gar nicht gehen konnte. Er aber litt alles mit Geduld. Ihr lieben Freund' nehmet von diesem ein Beispiel ab, so wird Euch Gott zuschicken eine gute Gab'. Wir bitten Euch, folget ihm nach in der Geduld und Armut. Wenn Euch die Menschen schmähen, tut alles mit Geduld ertragen, wie Gott selbst spricht bei Gönners ¹⁾ am neunzehnten Kapitel: „Wenn Gott eine Trübsal zuschickt, so sollet ihr keineswegs verzweifeln oder verzagen, sondern Hilf' und Trost bei Gott, dem Allmächtigen, suchen“; als wie Gott selbst spricht bei dem königlichen Propheten David, da er sagt in dem fünfzigsten Psalm: „Seit ihr in der Not, so rufet mich an, ich will euch erquickern, dafür sollst du mich preisen.“ Tut Ihr dieses, so wird Euch Gott, der Allmächtige, mit seiner starken allmächtigen Hand hier und dort glücklich machen.

So hört mich an in guter Ruh',
 Treibt kein Gespött und hört uns zu.
 Ihr sollet nicht gar zu viel lachen,
 Schwätzen und dumme Reden machen.

Erster Auftritt.

Satan: Verflucht und vermaledeit ist mein Schicksal, verdammt der Augenblick, da uns das höchste Wesen erschaffen hat. Jahrtausende und -tausende, ja ewighin vom größten Glücke, von Freuden des Himmels, von der Anschauung des

¹⁾ Verschieden aus Genesis.

höchsten Wesens abgesondert zu sein! — Verdammt, ewig verdammt. — Menschen, Menschen! Könnet Ihr das erschreckliche Wort „ewig“ überdenken? Könnet Ihr einsehen, welche lange Zeit das Wort ewig bedeutet? Ihr würdet gewiß nicht so leichtsinnig in unsere Stricke fallen. Alle Teufel würden frohlocken und vor Freuden jauchzen, sie würden sogar die Höllenpein nicht mehr fühlen, wenn wir nur einmal eine Erlösung zu hoffen hätten. — Aber alles ist umsonst, alle Hoffnung ist verloren. Ja, wenn die ganze Welt eine eiserne Kugel wäre, und Gott hätte eine unsterbliche Ameise darauf gesetzt, die so lange herumlaufe, bis die ganze eiserne Kugel von ihren zarten Füßlein abgenützt wäre, so wäre doch noch einmal eine Hoffnung zu einer Erlösung, ob es gleich viele tausend Millionen Jahre zugehen würde, aber so ist alle Hoffnung verloren. Millionen Jahre geben noch keine Minute in der Ewigkeit! Ist das ein Wunder, daß wir uns über die Menschen zürnen, die, wenn sie auch gesündigt haben, wiederum Gnad' von Gott erlangen, wenn sie nur wollen, da wir arme Teufel wegen einer einzigen Sünd' auf ewig verworfen sind. Aber Menschen, Menschen! Es gibt Geschöpfe unter Euch, die boshafter sind als die ärgsten unter uns Teufeln! Doch jetzt habet Ihr die Gnadenzeit! Ach, fürchterlich wollen wir Euch peinigen, ja, ewig Euch quälen, wenn Ihr nach Euerem Tod in unsere Hände fallet. Weil wir Euch das große Glück der Gnade nicht vergönnen, darum lauern wir Euch Tag und Nacht auf. Wir schleichen herum wie brüllende Löwen, um Euch zu verschlingen. (Satan fällt zur Erde.)

Gott (tritt auf und spricht): Satan, Satan! Wo ziehest Du herum?

Satan: Im ganzen Lande bin ich herumgezogen, die glücklichen Menschen zu verführen. O, hätte ich sie in meiner Gewalt, dreimal mehr wollte ich leiden. O, könnte ich sie vertilgen!

Gott: Hast Du nicht acht gehabt auf meinen Knecht Job? Denn es ist seinesgleichen keiner im Lande so gerecht und gottesfürchtig und meidet das Böse.

Satan: Meinst Du, daß Job umsonst Gott fürchtet? Du schüttest ihn vor allen seinen Feinden im Lande; Du segnest seine Herden, daß sie zu Tausenden anwachsen; sein Gesind' und Kinder erhaltest Du gesund, alle seine Handwerke segnest Du ihm. Aber lasse seine Feinde über ihn ziehen, lass' den Hagel seine Ernte zerschlagen, nimm ihm seine große Herde! Was gilt's, er wird Dir fluchen?

Gott: Satan! Dein Hoffart und Stolz, wegen welchen ich Dich verworfen habe, lebet noch immer in Dir, Doch damit Du sehen kannst, daß mein Knecht Job nicht Deinesgleichen ist, so gehe hin, und alles, was er hat, sei in Deiner Hand, aber an ihm selbst hast Du keine Macht! (Geht ab.)

Satan: Nun lebe ich von neuem! Job, dessen Glück mir schon lange ein Dorn im Auge war, den ich mit meinem Betrug und List niemals habe bekommen können, nun ist er in meiner Gewalt. Warte, Mann Gottes! Ich will Dich zausen, die Chaldäer will ich auf Dich hetzen, Deine Früchte mit Hagel zerschlagen, Dein Vieh ermorden, sogar Deine Kinder will ich töten. Schad' daß mir's nicht erlaubt ist, an Deinem Leibe mich zu rächen. Doch ist mir genug erlaubt, ich will Dich schon zweifelnd machen an der Güte und Gnade Gottes. Du sollst ihn fluchen und mir in meine Hände fallen. Juhe! Jauchzet mir, alle verfluchten Höllengeister! (Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Job: Gott, Du meine Zuflucht, Du mein Schutz, wie hast Du mich von Kindheit an geleitet, mein Hab und Gut gesegnet, alles das Meinige in Deinem Schutz erhalten, mitten unter den Heiden, die Dich nicht kennen, erhaltest Du mich in Deiner Erkenntnis und mein Zutrauen zu Dir soll in mir niemals wanken. Deine Gnade, Dein Schutz bleibe immer bei mir, denn was bin ich ohne Dir, was ist der Mensch, der Dich verläßt? (Knechte treten auf.) Seid Ihr da, meine lieben Knecht? Wie steht es bei unseren Herden? Wie stark ist die Zahl meines Viehes? Vermullich wird es sich durch den Segen Gottes schon seit letzter Berechnung wieder hübsch vermehrt haben.

S a d o k : Herr, Deine Schafe und Ziegen sind an der Zahl 7000, Kamele und Maultiere 3000, Joch Rinder 500, Esel und Eselin auch 500. ¹⁾

J o e l : Dazu sind sie alle frisch und gesund und gut bei Leib.

J o b : Dann sei Dir, o gütiger Gott, Dank für alle Deine Gaben, für Deinen Segen, Deine Gnade und Barmherzigkeit! Du gibst mehr, als ich von Dir begehre. O Gott, wie viel hab' ich Dir zu verdanken! Doch siehe an meine Schwachheit, meinen guten Willen. Liebe Knechte, wie steht es um meine Dienstleute, Eure Mitknechte, die mit Euch auf entfernten Weiden sind? Leben sie in der Furcht Gottes, sind sie wohl alle gesund? Die Kranken bringet Ihr in mein Haus, daß sie gepflegt werden, denn den Fluch will ich nicht auf mich nehmen, daß einer meiner Kranken sollte vernachlässigt werden.

S a d o k : Herr, es ist nicht einer unter Deinem Gesinde, der jetzt krank ist, denn Deine guten Lehren, Dein schönes Beispiel bewahret uns vor aller Ausschweifung und Schwelgerei, und so können wir auch nicht leicht krank werden.

J o e l : Du bist ein guter Herr, wir bekommen ja alles von Dir, was uns gut und nützlich ist. Gott segne Dich noch mehr und lasse Dich noch lange Jahre leben. Auch uns Knechte segnet er Deinethalben, denn meine Schafe, die Du mir geschenkt hast, haben sich schon dreimal vermehrt. Gott lohne Dir's!

S a d o k : Auch meine zwei Kamele, die ich von Dir zum Geschenk erhalten hab', haben sich schon bis zu zwölf Stücken vermehrt. Gott wird Dich dafür noch mehr segnen!

J o b : Sei Euch wohl bekommen, Ihr guten Leute! Braucht Fleiß und Liebe zu Gott, zu Eurem Herrn und zur Arbeit, und Ihr werdet niemals Mangel leiden! Ist das Brandopfer auf Morgen schon bereit? Ihr wisset, so viel meine Söhne und Töchter an der Zahl sind, so viel werden täglich Lämmer geopfert für ihre tägliche Sünde. ²⁾

S a d o k : Herr, es sind die Opfertiere alle Tage in Bereitschaft zum Wohlgebrauch Deines Gottes.

J o b : Was tun meine Söhne und Töchter? Heute habe ich noch keines gesehen.

S a d o k : Sie richten ein großes Fest zu auf den Geburtstag Deines jüngsten Sohnes, der morgen einfällt. Alle Mädchen sind beschäftigt, die Speisen zu richten, und Deine Söhne jagen das Wild zum fetten Braten; alles ist voll Freuden.

J o b : Und ich weiß nichts davon in meinem Hause. — Meine Kinder sind nicht klug, und die Gottesfurcht ist nicht bei ihnen. Herr Gott, strafe sie nicht, wenn sie nicht nach Deinen Geboten wandeln.

S a d o k : Zürne nicht, Herr, sie wollen Dir diesmal vorhin nichts zu wissen tun, um Dir eine überraschende Freude zu machen.

J o b : Gut, meine lieben Knechte, gut! Gehet hin zu Eueren Herden, die ich Eurer Aufsicht anvertraut habe. Lebet fromm und fürchtet Gott, so wird er uns schützen und unsere Herden segnen. Auch im Unglück sollen wir nicht verzagen, denn alles stehet in der Hand Gottes. Wer auf ihn vertraut, den verläßt er nicht. (Gehen ab, Job zuletzt.)

Dritter Auftritt.

Helka, Okmar und Dison.

O k m a r : Gewiß, Mutter, hast Du es dem Vater gesagt, daß wir morgen meinen Geburtstag feiern, und wir wollten es heimlich tun.

H e l k a : Gott Jobis bewahre mich, etwas zu sagen, was Ihr mir verbietet, Ihr seid mir zu lieb, als daß ich Euch das Mindeste zu Leide tun sollte, meine lieben Kinder! Die große Göttin Minerva gab Euch Weisheit und Verstand, Venus wollte meine Töchter mit Schönheit zieren.

¹⁾ Hiob 1. 3. — ²⁾ Hiob 1. 5.

Dison: Liebe Mutter, wir hören Dich allezeit von mehreren Göttern reden, und der Vater sagt uns immer nur von einem wahren Gott! Ich sehe, Ihr habt nicht einerlei Meinung von dem höchsten Wesen.

Helka: Hast Du vergessen, lieber Dison, daß ich eine Fürstentochter aus Arabien bin? Und bei uns glaubt man nicht so zu tun, wie hier, daß ein Gott für alles helfen soll können, nein, bei uns hat man ihrer viele Gottheiten; Saturnus, den Gott der Zeiten, Jupiter, den Gott des Himmels — auch des Donners genannt, Ceres, die Göttin der Erde und der Früchte, Pluto, den Höllengott und dergleichen viele. Einige sind wieder, die wir zu Beschützern wider unsere Feinde anrufen, einige helfen uns für Feuer-, einige für Wassernöte, einige rufen wir an, daß sie uns vor Ungewitter bewahren sollen, und so dergleichen viele, daß ich Dir den ganzen Tag davon zu erzählen hätte. So siehest Du ja selbst, mein lieber Sohn, daß ihrer viele die Regierung besser verwalten.

Okmar: Mutter, da irrest Du und alle die, die Deines Glaubens sind. Siehe, der Vater saget uns immer, daß ein einziger allmächtiger Gott für alles helfen kann, und es ist ja ganz natürlich, liebe Mutter, daß der allmächtige Gott, der Himmel und Erde und alle Sternen erschaffen, auch wohl mächtig ist, alles zu regieren.

Helka: Weißt Du gewiß, daß nur ein Gott alles erschaffen hat? Woher weißt Du das?

Okmar: Aus Moise ¹⁾ und den Propheten wissen wir das alles, so sagt uns der Vater.

Helka: Ein schöner Beweis! Als wenn Moise und die Propheten keine Menschen gewesen wären!

Okmar: Gut, liebe Mutter, ich weiß schon, was Du sagen willst. Daß die Menschen auch irren können! Hast Du aber vergessen, daß Ovidius, der Deine Vielgötterei erfunden hat, ein Mensch war?

Helka: Wirklich, Sohn, Du willst mich übertreffen! Doch muß ich Dir sagen, so lieb ich Deinen Vater habe und auch Euch, so lasse ich Euertwegen von meiner angenehmen Religionsmeinung nicht ab.

Okmar: Du hast recht, Mutter! Das wollte auch der Vater nicht, daß Du Deine Art der Verehrung Gottes verlassen solltest. Laßt sie — sprach einstens der Vater zu uns — laßt die Mutter bei ihrer Meinung, denn sie ist so getreu und meint es gut. Es ist ja doch einerlei, ob wir das höchste Wesen Jupiter oder Zebaoth nennen. Vertrauen wir nur auf unseren Schöpfer, wir erhalten gewiß Hilfe in allen Nöten und Anliegen, und laßt uns alle Nebensachen ablegen, die unsere Religionen trennen, und in brüderlicher Eintracht mit unseren Brüdern leben.

Helka: Ich will Dir recht lassen, lieber Sohn! Doch sprecht von etwas anderem.

Dison: Wo mögen unsere Schwestern verbleiben? Wissen sie etwa nicht, daß wir sie hier erwarten?

Helka: Sie sind doch befließen, die kleine Pyramide in Okmars Garten zu winden mit Kränzen, wo Ihr morgen den Reigentanz halten wollet, auch werden sie alle Wohnungen des Gartenhauses mit Blumen und Palmzweigen bestellen.

Okmar: O, die guten Mädchen tun so viel an mir. Gott lohne es ihnen. Dem Vater wollen wir morgen sagen, daß wir ein Fest veranstaltet haben, damit es ihm überraschend komme. Der gute Vater! Wie viel genießen wir von seiner Güte und Liebe! Gott segnete ihn aber auch dafür wie noch keinem Mann im Lande.

Dison: Lasset uns gehen zu unseren Schwestern und sehen, wie beschäftigt sie sind, die guten Mädchen.

Helka: Ja, das wollen wir. Auch muß ich sehen, wo meine Schäferinnen herumirren. Ich will mich in der Sänfte in den Palmgarten tragen lassen.

¹⁾ Moses.

Okmar: Bruder, wir wollen den Vater besuchen, vielleicht hat er uns was zu befehlen.

Dison: Das wollen wir, Bruder! Lebe wohl, Mutter, bald sehen wir uns wieder.

Helka: Kommt Ihr nicht mit mir zu Euren Schwestern? Die guten Dirnen werden sich wundern, warum Ihr nicht kommt.

Dison: Sobald wir des Vaters Befehle vernommen haben, kommen wir zu Euch, lebet wohl.

Vierter Auftritt.

Job (allein): Heiliger unsterblicher Gott! Wie danke ich Dir, für alle Deine Gnaden, für Deinen Segen. Alle Himmel sind voll Deiner Herrlichkeit, die Erde ist voll Deiner Weisheit. Alles, was Du erschaffen hast, richtet seine Augen auf Dich, Du Heiliger! Du gibst allen Speise zu seiner Zeit und sättigest alles mit Wohlgefallen. Was ist der Sterbliche ohne Dich? — Ein Hauch, der im Winde schwindet! Du hast mich gesegnet, ich danke Dir für alles. Nichts soll mich von Dir trennen, nichts kann mich von Dir trennen, als die Sünde. Gib mir Deine Gnade, Deinen Beistand, solche zu meiden und nichts wider Deinen Willen zu handeln. Deinen Willen hast Du uns durch Deine heiligen Gebote kund'getan. Gib mir auch, Du heiliger Zebaoth, Gnad' und Beistand wider meine Feinde, wider die Listen des verworfenen Engels, des Teufels, daß er mich und das Meinige nicht antaste, sondern lasse mich durch Deine Gnade allezeit gerecht vor Deinem Angesicht gefunden werden.

(Kommen Okmar und Dison.)

Okmar: Gott zum Gruß, lieber Vater! Sei nicht böse, daß wir so lange nicht zu Dir kommen, Deine Befehle, Deine weisen Lehren zu hören. Du weißt, daß wir Dich lieben, über alles lieben und hochschätzen.

Dison: Und dies um so vielmehr, da wir so viel Gutes von Dir empfangen. Du gibst uns mehr, als was wir bedürfen. Könnten wir Dir genug dafür danken!

Job: Lieben Kinder! Was ich an Euch tue, das tut Gott an mir. Er segnet all mein Hab und Gut, er schenkt uns die Gesundheit, und alles, was Gutes an uns ist. Dafür müssen wir ihm aber auch dankbar sein, sein Lob allezeit in unserem Munde haben. Niemals sollen wir ihn verlassen und den Geschöpfen nachfolgen, die uns nicht helfen können. Auch, meine lieben Kinder, hütet Euch vor den Heiden, die den wahren Gott nicht kennen. Auch ich habe mich vergangen, daß ich eine Heidin zum Weibe nahm, doch Gott wird es mir vergeben. Nehmet Weiber aus unseren Geschlechtern oder heiratet nicht. Hütet Euch vor der Sünde der Ungläubigen, denn die Strafe der Sünde folget oft auf den Füßen nach und die strafende Hand Gottes kommt oft unversehens. Lasset Euch nicht verführen durch eitle Schmeichelei der falschen Freunde, durch List der Verführer, durch Schönheit der Buhdirnen, durch Unverschämtheit der Gottlosen und Bösewichte, denn alle dergleichen Sünden führen ins Verderben und bringen um Vermögen und Gesundheit. Seid auf Eurer Hut, liebe Kinder, und haltet alles, was Gott geboten, so werdet Ihr hier zeitlich und dort ewig glücklich sein.

Okmar: Vater, Deine Weisheit und Lehren sollen allezeit in unseren Herzen keimen und gute Früchte bringen.

Dison: Lieber Vater! Komme morgen zu uns, wir feiern Okmars Geburtstag und wollen bei einem fröhlichen Mahl und Freudentanz ihm Glück wünschen.

Okmar: Komm' gewiß, denn unsere Schwestern beschäftigen sich aufs eifrigste, alle nötigen Sachen herzustellen. Wir haben vieles Wild gejagt, um einige gute Speisen auf dem Tische zu haben, und den besten Wein in unserem Garten haben wir zum Trank bereitet. Komme, denn, wo Du nicht dabei bist, ist die Freude nur halb so groß.

Job: Diesmal, meine Söhne, kann ich nicht Anteil an Eurer Freude nehmen, indem ich andere Verrichtungen habe, die ich nicht weiter schieben kann. Gestern waren

die zwei Oberknechte bei mir, der Rechnung der Herden halber. Nun muß ich es mir ins allgemeine Hausbuch eintragen, weil es mir noch in frischem Gedächtnis ist. Ich hätte freilich gewünscht, daß Ihr mir Hilfe geleistet hättet, weil Ihr aber das Fest meines Sohnes Okmar feiern wollet, so gehet hin, seid fröhlich, aber sündigt nicht.

Dison: Lieber Vater, es ist uns allen Leid, wenn Du nicht bei uns bist, doch Deine häuslichen Geschäfte ziehen vor. Ein anderesmal helfen wir Dir gern wieder.

Job: Gut, gut, meine Söhne! Ladet Eure Bekannten und guten Freunde und seid guten Mutes, vergesst aber nicht auf Gott.

(Alle ab.)

Fünfter Auftritt.

Satan: Nun, lieber Mann Gottes und reicher Job, nun kommt die Reihe an Dich! Schon lange habe ich es mir gewünscht, Dich in meine Krallen zu bringen, aber niemals hat es glücken können. O, wie erfreute meine Nachricht den Obersten der Teufel, den fürchterlichen Luzifer! Siebenmal jauchzte er in die Höhe, daß der zischende Schall in unsere Ohren gellte. „Geh', geh', Teufel, sprach er zu mir, peinige diesen verhaßten Job so viel Dir die Gewalt zuläßt. Nimm ihm alles bis auf seine Haut. Gewiß wird er Gott fluchen, und bringst Du ihn zur Verzweiflung, so sollst Du zum Lohne der nächste meiner Bedienung sein, und Deine Schwester, die als Schlange die Eva im Paradies verführt, will ich mir zur Gemahlin nehmen.“ So sprach Luzifer, und die ganze Hölle jauchzte ihm Beifall zu. Nun komme ich gerade von diesem höllischen Auftritt her, um mein Werk mit dem frommen Mann anzufangen. Alles will ich zugrunde richten; Chaldäer und Araber habe ich schon angereizt, daß sie über seine Viehherde ausfallen. Hagel habe ich über seine Felder bereitet. Über seine Söhne und Töchter will ich durch einen Sturmwind das Haus einstürzen. Freue Dich, Vater Job, freue Dich, bald sollst Du so arm sein wie der Bettler auf der Straße!

(Satan weicht zurück, Job kommt.)

Job: Großer Gott, was geht in mir vor? Alles ist mir so wunderbar, als wenn eines bösen Geistes Macht mir in der Nähe wäre. Heiliger Vater im Himmel, hast Du vielleicht ein Unglück über mich beschlossen, so lasse mich standhaft sein, lasse mich nur in keine Sünde fallen!

Satan: Schau, wie der Hund den Braten riecht! Wart', Alter, ich will Dir zuvor kommen. Du wirst mir nicht zuvorkommen. Kein Schutz! Gott hat Dich jetzt verlassen, Du bist in meiner Gewalt. Will Dir einmal zeigen, was der Teufel kann, den Du so wenig fürchtest. Nun will ich gehen und mein Werk in Ordnung bringen. Job, noch ehe die Sonne ihren Lauf vollendet, habe ich meine Rache an Dir vollbracht.

(Geht ab.)

Job: Großer Erbarmer, stärke mich in der Versuchung, lass' mich nicht von Dir weichen, lass' mich allezeit zu Dir meine Zuflucht nehmen, denn Du bist mein Schirm und Schild! Wie oft hast Du mir schon aus großen Nöten geholfen, wenn ich Dich ernstlich anrufen habe!

(Kommen Helka, Okmar und Dison.)

Helka: Wie wenig läßt Du Dich sehen, Vater! Gewiß hast Du Deinem Gott wieder geopfert, weil ich Dich gar nicht ansichtig werden kann. Lieber Mann, wann willst Du meinen Göttern opfern?

Job: Liebes Weib! Deinen Göttern opfere ich nicht, das weißt Du wohl. Doch wenn's Dir beliebt, ein Opferfest Deinen Göttern zuzurichten, werde ich Dir's niemals wehren. Verehere jeder seinen Gott nach seiner Art und sei dabei ein rechtschaffener Mensch, so wird es ihm nicht fehlen.

Helka: Lieber Mann, vertraue doch auf meine Götter auch, Du wirst sehen, daß Du noch glücklicher sein kannst.

Job: Könnten wir denn noch mehr Segen haben, als wir schon besitzen? Weiber, Weiber, daß Ihr niemals genug habet. Glaubst Du denn wirklich, daß der Segen durch Anrufung mehrerer Götter völler werde? Lasset uns etwas anderes vornehmen. Liebe! Wie steht es mit unsern Töchtern? Sie sind unter Deiner Aufsicht. Lehrest Du sie zu guten Müttern und Hausfrauen? Siehe, Weib, Du bist ihre Mutter, Deine Schuldigkeit ist es, sie recht zu bilden und in Gesetzen des Glaubens zu unterrichten.

Helka: Daß Du es aber weißt! Ich unterrichte sie auf meine Art.

Job: Schon recht, gutes Weib, schon recht! Bilde sie zu guten Frauen, ich bin es zufrieden. Doch, meine Söhne, ich meinte, Ihr wäret gegangen, Euere Festesangelegenheit zu besorgen. Was wollet Ihr mir dann, daß Ihr wieder kommt?

Okmar: Die Mutter sagte: Söhne kommet mit zu Euerem Vater, helfet mir ihn bitten, daß er auch mitgehe zu Euerem zubereiteten Feste, und auch einmal unter den munteren Tanz sich mische.

Dison: Ja, Vater, komme doch mit! Wir wollen recht fröhlich sein, Du muß Dich mit uns freuen. Komm', Vater, komm'!

Job: Laßt mich, Kinder! Heute ist es unmöglich mit Euch zu kommen, ich habe Verrichtungen, die allen anderen Verrichtungen vorziehen.

Helka: Kommt, Söhne, kommt! Wir wollen uns lustig und fröhlich machen, Wer wird da immer einen Kalender machen? Gehet, Euere Schwestern warten schon mit Verlangen. Lasset den Vater allein, wenn er nicht teil an unserem Feste nehmen will!

(Bis auf Job alle ab.)

Job: Wie gerne wollte ich die Freude mit Euch teilen, aber, Gott, heute kann ich nicht. Gewisse unbeschreibliche Ahnungen quälen mein Herz, daß ich weinen möchte wie ein Kind. Hast Du, Allmächtiger, vielleicht ein Unglück über mich beschlossen, so sei es! Ich werde nicht darüber murren, sondern mit Deiner Gnade alle Deine Prüfungen mit Geduld leiden. Heiliger Gott, Zebaoth, Du hast mir alles gegeben, Du kannst mir alles wieder nehmen. Es ist alles nur Dein, der Mensch hat nichts außer Dir, Du Gott meines Heils.

(Es wird an die Tür geklopft. Der Knecht Sadok tritt auf.)

Sadok: Vater, Herr, ich bin ein schlechter Bot', fluche mir nicht, ich bringe Dir eine schlechte Nachricht, doch wirst Du Dich nicht erschrecken, weil Dein Vertrauen groß zu Gott ist

Job: Rede, lieber Freund! Was hat sich zugetragen, was ist denn geschehen?

Sadok: Siehe, Deine Knechte pflügten mit Deinen Zugrindern auf der großen Weideebene an Deinen Aeckern, und die Esel und Maultiere weideten um uns her. Da fielen die Grenzer der Araber herein und nahmen uns alles, und da sich Deine Knechte wehren wollten, schlugen sie mit den Schwertern, wir aber waren nicht vorgesehen mit Waffen und mußten weichen, sie aber zogen uns nach, erlegten alle Deine Knechte und nahmen uns alles Vieh. Ich wollte um Hilfe laufen zu unseren Mitknechten, die Deine Herden von Schafen und Kamelen jenseits des Flusses hüteten, aber wie erstaunte ich, da ich hinkam, die Chaldäer haben sie angefallen, drei Haufen gemacht und alle Knechte und Mägde umrungen, das Vieh samt den Knechten fortgeschleppt, daß ich allein fortkam und es Dir anzeige.

Job: Gott! Deine Ratschläge sind unergründlich!

(Hier tritt Joel auf.)

Joel: Herr! Ich bringe Dir eine Schreckenspost. Wir wollten eben anfangen, das zeitige Getreide zu mähen. Es waren Deiner Untertanen und Deiner Knechte bei dreihundert beisammen, die als Schnitter bestellt waren, in der großen Feldebene gegen Süden. Da kam Donner und Blitz und Hagel so fürchterlich, daß wir glaubten, das Ende

der Erde sei da. Vieh, Menschen und das Getreide ist alles zerknicket und ertötet, ich allein hab' das Glück gehabt, fortzukommen und Dir es anzuzeigen. Gott stärke Dein Gemüt und erhalte Dich!

Job: Gott, Gott, wie hart prüfest Du mich, doch Du hast es mir gegeben und wieder genommen, Dein Name sei gelobt!

(Kommt Helka.)

Helka: Vater! Vater! Mann! Ach, Götter, was habt Ihr mir getan? Meine Kinder!

Job: Weib! Weib! Was fehlt Dir? Bist Du außer Dir? Was ist Dir begegnet? Rede!

Helka: O, daß ich mit ihnen erschlagen und verschüttet sein könnte! O, meine lieben Söhne, meine schönen Töchter!

Job: Was ist denn geschehen? Sind sie tot?

Helka: Tot! Tot! O, ihr grausamen Götter! Was hab' ich Euch beleidiget, daß Ihr mir meine lieben Kinder nehmet? Grausame Parzen im Hades! Sühnet, o Götter! Gebet mir meine Kinder wieder oder ich vergehe!

Job: Wie ging das zu? Es ist unmöglich!

(Job fällt zur Erde.)

Helka: Sie aßen und tranken in Frieden in Okmars Hause, ich wollte eben dazu gehen, als ein greulicher Windstoß von der Wüste her kam, mich ganz betäubt zur Erde warf. Da ich zu mir selbst kam, sehe ich das Haus ganz zusammengestürzt und die Kinder unter dem Schutt begraben.

Job: Ich bin nackt vom Mutterleibe gekommen, nackt werde ich wieder dahinfahren. Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es auch wieder genommen, der Namen des Herrn sei gelobt! Komme, Weib, verzage nicht, noch lebet Gott, der uns züchtiget, er wird uns nicht verlassen, komme mit, lass' uns noch von den übergebliebenen Schafen ein Opfer zurichten zum Dank, daß er uns noch leben läßt.

(Gehen alle ab.)

Sechster Auftritt.

Satan: Höllenrachen, spritze Glut und Flammen und verschlinge mich, unglücklichen Satan! Verflucht und vermaledeit sei meine Größe! Ja, meine allergewisseste Hoffnung ist vereitelt! Welcher Teufel hätte das vermutet, daß Job nach so großem Schaden nicht hätte Gott fluchen sollen! Nun ist mein Stolz dahin. Was wird der Höllenfürst sagen, welchen Hohn werde ich auszustehen haben? Ich versprach Sieg über Job zu halten, und nun bin ich beschämt vor Gott und allen Teufeln. Aber noch lasse ich meinen Mut nicht sinken, noch will ich meine ganze Höllenkunst anwenden. Job muß Gott fluchen, er muß! Ich will sein Weib über ihn aufhetzen. Was der Teufel nicht richten kann, das stellt er durch ein Weibsbild an. Sie liebt Hoffart und Eitelkeit, und jetzt, da sie alles Vermögens beraubt ist, so wird sie's mit größtem Unwillen und Zank erreichen.

(Satan fällt zur Erde.)

Gott (kommt und spricht): Wo kommst Du her, Satan?

Satan: Ich habe das Land umher durchzogen.

Gott: Hast Du nicht acht gehabt auf meinen Knecht Job, der gerecht und gottesfürchtig und seinesgleichen keiner im Lande ist? Satan, Du hast mich betrogen, daß ich Dir über Jobs Vermögen Gewalt gab, sogar seine Kinder hast Du nicht verschont, und siehe, noch hält er sich fest an seiner Frömmigkeit. Nun bist Du beschämt und ich habe ihn ohne Ursache gezüchtigt.

Satan: Haut für Haut, und alles, was ein Mann hat, das gibt er für sein Leben. Gib mir Gewalt, auch se'n Fleisch und Bein anzutasten. Züchtige ihn mit Krankheiten und Beulen, was gilt's, er wird Dir fluchen! Er muß Dir fluchen, so wahr ich Satan bin.

Gott: Nun so sei er in Deiner Hand, aber an seinem Leben hast Du keine Gewalt.

(Geht ab.)

Satan: Ha, ha, ha, ha! Nun habe ich ein gewonnenes Spiel. Schlagen will ich ihn vom Schädel bis zur Fußsohle, kein gesunder Punkt soll an ihm gefunden werden, mit pestillenzartigen Geschwüren, mit höllischen Beulen will ich ihn anstecken, verzweifelnd und fluchend will ich ihn verlassen, und jauchzend in die Hölle laufen, meinen Triumph zu verkündigen und einen Sitz für den Mann Gottes bereiten.

(Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Job und Helka.

(Job wird durch die zwei Knechte aufgeführt, weil er wegen der Schmerzen seines Leibes nicht gehen kann.)

Helka: Haben denn wir nichts mehr? Wo ist Dein Vermögen, wo Dein Reichthum? Hu, was soll aus mir werden, ich, eine Fürstentochter und jetzt, jetzt!

Satan (tritt auf und spricht zum Weib): Jetzt bist Du eine Bettlerin! Siehe, dies alles hat Dein Mann verschuldet. Hätte er Deinen Göttern geopfert, sie angerufen, dann wäre er noch glücklich. Deine sind die wahren Götter.

(Satan schlägt mit der Schlange oder dem Schweif, den er in der Hand hat, den Job dreimal auf den Rücken und läuft davon.)

Job: Gott, welchen wütenden Schmerzen empfinde ich in meinem Leibe! Alles brennt und schneidet. Nagend juckt es in meinen Gliedern. Giftige Geschwüre fahren auf in meinem Leib! Weib, mache mir ein Bett zurecht, hier auf der Erde will ich liegen, im Staub will ich die Schicksale geduldig leiden, die Gott über mich verhängt hat.

Helka: Hier hast Du Dein Mistbett, Fürst der Uziner! Wo ist Deine Macht, Deine Herrlichkeit, frommer Mann? Glaubst Du, daß Gott Deine Frömmigkeit noch belohne? Sehet den frommen reichen Fürst der Uziner, wie er da auf einem Mistbette liegt! Ha, ha, ha, das ist ja doch zum Lachen, der Reiche, der Fromme, der Angesehene, von allen seinen Feinden gefürchtete Fürst hat nicht einmal eine Bedienung mehr! Wo ist Deine Herrlichkeit? Fluch Deinem Gott und stirb!

Satan (kommt): So recht, liebes Weib! Das ist brav, so gefällst Du mir, sieh' nur zu, daß er stirbt! Du bekommst ja einen jungen, schönen Mann, bist noch ein so schönes, reizendes Weib und mußt mit so einem alten mürrischen Mann vorliebnehmen, den noch dazu sein Gott all sein Vermögen genommen hat! Und jetzt sieh' einmal, wie er aussieht! Voller Eiter und Geschwür! O, es soll Dich ja ekeln vor ihm! Geh', verlasse ihn, laß ihn sterben, es ist ja Dein Nutzen, oder siehe, daß Du ihn zur Verzweiflung bringst, ich ver helfe Dir dann den schönsten Mann zum Lohn.

(Geht ab.)

Helka: Es kommt mir vor, als wenn mir ein Geist etwas eingegeben hätte. Gut, ich will ihm folgen. Nun, Du frommer Alter, willst Du mir keine Antwort geben? Soll ich mit Dir verderben oder Dich verlassen? Antwortest Du mir nichts?

Job: Wie schrecklich sind Deine Gerichte, doch ich bin unschuldig aller Missetaten und Sünden.

Helka: Sehet einmal, noch unschuldig will er sich machen! Du, Dein Gott, den Du allezeit den Beschützer der Unschuld nanntest, er würde Dich ja nicht gestraft haben, wenn Du kein großer Sünder wärest.

Job: Weib, Weib! Auch Du kränkst mich noch? Bist Du so ein gemeines Weib? Denkest Du nicht, daß wir Gutes vom Herrn empfangen haben, und über das Böse wollen wir verzagen? Er, der uns so viel Gutes getan hat, wird uns auch in bittersten Schmerzen nicht verlassen. Vertrauen wir nur auf ihn! Sein Name sei gelobt!

Helka: Trauest Du noch auf Deinen Gott und siehest, daß er Dich verlassen hat? Ich rate Dir, kehre Dich zu meinen Göttern, sonst will auch ich Dich verlassen.

Job: Geh', Weib, geh' von meinem Angesicht! Du bist mir eine größere Qual, als alle meine Schmerzen. Gehe zu Deinen Göttern und bitte für Dich.

Helka: Nun, so halte Dich an Deinen treulosen Gott, fluche ihn und stirb!
(Geht ab.)

Job (allein): Alle Qualen, der Verlust meiner Früchte, der Verlust meiner Herden, der Verlust meiner Kinder, ja sogar meine unerträglichen Schmerzen würden mich nicht gar so empfindlich gemartert haben, als die Verspottung meines eigenen Weibes, die Freude und Drangsal mit dem Mann teilen soll. Das Empfindlichste, was einen Mann quälen kann, ist die Beschimpfung vom eigenen Weibe. Gott! Wie hart ist die Strafrute über mich oder willst Du mich probieren? Siehe, ich ertrage es mit Geduld, daß Du mir Getreide und Herden nahmest, ich murrte nicht, da Du mir die Meinigen tötetest, ich würde es noch mit Geduld ertragen, da Du meinen ganzen Leib mit Beulen und Aussatz gekränktest hast, aber meinem Weib hast Du Gewalt über mich gegeben, daß die, die uns in Nöten trösten solle, auch noch meiner spottet, da ist hart!

(Eliphaz und Elihu setzen sich zu Job.)

Job: Gott, Gott, wie hast Du mich verlassen! Meine Schmerzen sind zu groß! Ich weiß nicht mehr, wie es mir ist! Ist denn keine Hilfe mehr für mich? So muß der Tag verloren sein, darin ich geboren bin, und die Nacht soll ewig finster bleiben, darin ich empfangen bin. Dieselbe Zeit müsse finster sein und Gott müsse nicht nach ihr fragen, im großen Buch der Zeit soll er nicht angesetzt sein. Schwefel, Dampf von feuerspeienden Bergen decken den Tag meiner Geburt mit Finsternis und Gestank, und die schöne Sonne werfe keinen Schatten herab. Ausgestrichen sei der Tag meiner Geburt aus den Tagen desselbigen Jahres, und seiner müsse in folgender Zeit nicht gedenket werden. Alle Flucher müssen die Nacht meiner Empfängnis verfluchen und erwecken den Leviathan. Die Morgenröte gehe nicht mehr auf über die verfluchte Nacht, sogar keine Sterne müßten ihr leuchten! Warum bin ich nicht gestorben in meiner Geburt. Warum bin ich nicht umgekommen, ehe ich aus dem Mutterleibe kam, so wäre ich doch in meinem Nichts und läge in stiller Ruh, so würde ich nicht erdulden müssen so viele Übel, und die unerträglichen Schmerzen würden mich nicht quälen. Warum hat mir Gott das Leben zur Müßigkeit gegeben? Ich suche den Tod, und er kommt nicht, ich sehne mich nach dem Sterben, und Gott läßt mich zu meiner Qual und Schmerzen noch leben. War ich nicht glücklich? Durch was habe ich mich vergangen und mit was habe ich mich versündigt, daß Du mich so haltest? War ich nicht still und ruhig, was habe ich dann verschuldigt?

Eliphaz: Du hast es vielleicht nicht gern, daß man mit Dir redet, aber ich kann mich nicht mehr enthalten. Siehe, wie wunderlich bist Du! Wie viele hast Du getröstet in ihrem Elend und Betrübte aufgerichtet, und man hat Deine Weisheit bewundert in allen umliegenden Ländern. Nun daß Gott die Reihe an Dich kommen läßt, wirst Du weich und Deine Standhaftigkeit verläßt Dich. Ist das Deine wahre Gottesfurcht, Dein Trost, Deine Hoffnung, Deine Frömmigkeit? Verhältet man sich so im Leiden, wenn Gott eine Prüfung über uns schicket, daß man sogar die Geburtsstunde verflucht? Wo ist noch ein Unschuldiger umgekommen oder ein Gerechter verfolgt worden?

Job: Bin ich denn ein Sünder? Habe ich denn Böses getan oder gesündigt?

Eliphaz: Wie magst Du Dich so gerecht halten als Gott ist oder reiner, als der Dich erschaffen hat? Siehe, unter den Menschen ist keiner ohne Tadel und keiner kann sagen, ich bin rein. Nenne mir einen! Was gilt's, Du findest keinen, der sich kann rühmen,

ein Heiliger zu sein, denn Gott tut oft Dinge, die unerforschlich sind. Und wer kann in seine Gerichte eingreifen? Wie oft macht er die Räte der sich weise Dünkenden zu schanden und erhebet die Geduldigen und Demütigen, stürzt die Hoffärtigen und demütiget die Stolzen.

Job: War ich denn stolz und hoffärtig? Habe ich Euch nicht allezeit vor dem gedemütigt? Habe ich nicht allezeit vor seinen Geboten gewandelt?

Eliphaz: Freund Job, noch immer machest Du Dich gerecht, so wie das Gold im Feuerofen. Ist der Mensch nicht nach Gott? Und wenn es so wäre, so kannst Du doch nicht sagen, ich bin rein vor Gott. Seine Engel macht er zu Feuerflammen und seine Diener zu Lichtsäulen; kann der Mensch wohl so rein sein, wie Feuer und Licht? Dann siehe, selig ist der Mensch, den Gott mit Leiden heimsucht und doch sein Vertrauen auf den Herrn in der Zeit der Versuchung setzt, denn er hilft plötzlich und er schlägt und verbindet sie wieder, er zerschneidet und heilt sie. Aus all seinen Trübsalen wird der Herr Dich erretten und werden Dir künftig keine Trübsale begegnen; er wird Dich schützen vor Deinen Feinden und die Chaldäer werden keine Macht über Dich haben und Du wirst im hohen Alter zum Grab kommen.

Job: Du redest leicht, mein Freund, aber wenn man meine Wege und mein Leiden zusammen in einen Wagen legte, so würde er schwerer sein als aller Sand im Meere, darum sind all diese Tröstungen umsonst, denn die Pfeile des Allmächtigen stecken in mir und betrüben meinen Geist, und alle Schrecken Gottes sind auf mich gerichtet. Das Wild hat doch sein Gras und der Ochs sein Futter. Wenn mich Gott töten wollte, so würde ich ihm danken, doch wo ist mein Ende, daß ich es geduldig hoffen kann? Bringet her mein gehabtes Vermögen, was mir meine Feinde raubten, oder stellet her meine Gesundheit, so will ich Euch glauben.

Eliphaz: Wie lange wirst Du solche Worte wider Gott reden und in Deinem Unglück einen stolzen Mut haben? Meinst Du, daß Gott ungerecht richte und der Allweise sein Gericht verkehre? Bist Du nicht ein Tor in Deinen Reden? Gewiß haben Deine Kinder vor ihm gesündigt, und er hat sie zu Deinem und ihrem Besten getötet. So Du Dich beizeiten zu Gott wendest und dem Allmächtigen Deine Ungerechtigkeit bekennt, so wird Dein Elend behende aufhören und Du wirst an Dein Leiden nicht mehr denken. Siehe, auch unsere Voreltern hatten manche Trübsale zu erdulden. Was ist unser Wissen und unser Forschen? Wir sind eine kleine Zeit da, die in Gottes Augen keine Minute gilt. Es wird eine Zeit kommen, da Dein Mund voll Lobes sein wird. Die Dich aber hassen, werden zu schanden werden.

Job: Ja, ich weiß es wohl, daß sich der Mensch nicht rechtfertigen kann vor Gott. Er ist weise und mächtig; und wem ist es gelungen, der sich gegen ihn aufgelehnt hat? Er läßt Länder zugrunde gehen und läßt Inseln ins Meer sinken, Berge kann er versetzen und Inseln aus dem Meere wachsen lassen, er breitet den Himmel aus und gehet auf den Wellen des Meeres, er tut Dinge, die nicht zu erforschen sind, und Wunder ohne Zahl. Aber mein Land hat er gegeben in die Hände der Gottlosen und mein Vermögen hat er den Heiden gegeben zur Beute. Was soll ich sagen, was soll ich antworten? Meine guten Tage sind sehr wenig gewesen und wie eine Morgenluft war mein Glück vorüber. Gott läßt meine Tage vergehen und mich ins Grab fahren.

Eliphaz: Freund, wenn Dir Gott antworten wollte, würdest Du wohl bestehen mit Deiner Rechtfertigung? Du glaubst noch immer, daß Gott Dir Unrecht tue. Glaubst Du denn noch immer, daß Du so wie Gott alles weißt? Er ist höher als der Himmel; was willst Du tun? Er ist tiefer als die Hölle; was willst Du wissen? Er gründet die Könige, wo keiner gewesen. Er läßt künftige Dinge sagen durch Priester und Propheten und zerstört Reiche, die stolz daran sind. Er läßt den Blitz fahren vom Aufgang und leuchten bis zum Niedergang.

Job: Ich habe dieses oft gehört. Ihr seid leidige Tröster. Wollen Deine Worte denn kein Ende nehmen oder was machet Dich so frech, mit mir also zu reden? Ich könnte Dir wohl antworten. Wollte Gott, Euere Seelen wären meine Seele, daß Ihr

empfindet meine Schmerzen, ich wollte Euch mehr trösten als Ihr mich. Aber wenn ich reden will, kann ich vor Schmerzen nicht, und will ich antworten, so geht der Schmerz nicht von mir. Ich sage es noch einmal, Gott hat mich übergeben den Ungerechten und meine Güter den Gottlosen, ich war reich, aber er hat mich zu nichts gemacht, er hat mich beim Halse genommen und zerstoßen und hat mich ihn zum Ziele aufgerichtet, er hat meine Galle auf die Erde gegossen, er hat meine Nieren zerspallet und nicht geschonet, er hat mir eine Wunde über die andere gemacht, er hat mich angestoßen und mein Angesicht ist geschwollen, meine Augen sind verdunkelt, obwohl keine unnütze Sache in mir ist. Mein Gebet ist rein, meine Jahre sind vorüber, niemand habe ich betrogen, Witwen und Waisen geholfen, die Armen unterstützt und die Durstigen getränkt. Gleichwohl ist meine Hoffnung vereitelt, wenn ich gleich lange harre und hoffe. Hinunter ins Grab werde ich fahren und mein Andenken wird in Staub zertrümmert werden.

Elihu: Höre doch, Job, meine Reden und laß mich Dir antworten. Siehe, ich habe gewartet, bis Dein älterer Freund ausgeredet hat, denn ich glaubte, ihm nicht vorgeifen zu dürfen, aber da die Reihe an mir ist, will ich auch meinen Verstand zeigen. Ich will keine Person ansehen und keinem zu Gefallen reden. Job, höre meine Worte. Der Geist Gottes treibt mich an, die Wahrheit zu sagen. Siehe, ich bin wohl aus der Erden gemacht wie Du, Du darfst vor mir nicht erschrecken, denn mein Mund soll Dir nicht zu schwer sein. Warum willst Du mit Gott zanken? Warum soll er Dir Rechenschaft von seinem Tun geben? Denn was Gott einmal beschließet, das bedenket er nicht erst hernach. Hast Du nicht gesagt, ich bin gerecht und Gott weigert mir mein Recht? Hast Du nicht gesagt, Gott quält mich, wiewohl ich nichts verschuldet hab'?

Job: Freund! Deine Rede fällt schwer auf mich, schone meine Schwachheit!

Elihu: Hast Du nicht gesagt, wenn jemand schön fromm ist, so gilt er nichts bei Gott, und wenn jemand viel Gutes tut, so wird es ihm doch nicht belohnt? Wer bist Du, daß Du Dich erzürnest, Spöttereien vor dem Angesicht Gottes auszustreuen? Ohne Zweifel verdammt Gott niemand aus Unrecht, und der Allmächtige beuget das Recht nicht. Wer hat alles geordnet und den ganzen Erdboden gesetzt? Wollte er seinen Odem an sich ziehen, würde nicht auf einmal alles vergehen? Solltest Du darum Gott, dem Gerechten, fluchen, weil Du so stolz bist, sein Recht zu erkennen, oder weil das Unglück gerade Dich betrifft? Mußt Du derentwegen zürnen, weil er Dich allein züchtigt und die zu Deiner Seite nicht? Würdest Du weniger leiden, wenn mehrere Elende neben Dir wären? Kannst Du einsehen in seine geheimen Ratschlüsse, warum er nur Dich strafet, oder soll Gott den Menschen um Rat fragen, warum er dies oder jenes tun soll? Seine Augen sehen auf jegliche Wege und er schauet alle ihre Gänge, denn es wird niemand gestattet, daß er mit Gott rechte.

Job: Halt, mein Freund, halt ein! Der Geist Gottes redet aus Dir. Ich habe gefehlt.

Elihu: Schweige und laß mich reden! Hast Du nicht gesprochen: Wer gilt was bei Gott? Ich will Dir antworten: Schau, wie hoch er ist und wie weit die Wolken über Dir schweben. Glaubst Du denn mit Deiner Gerechtigkeit ihm was zu geben oder mit Deinen Sünden ihm leid zu tun? War er nicht schon vorher glücklich, ehe er die Menschen aus Staub gemacht hat? Oder hat er Dich zu seiner Bedürfnis erschaffen, was wir tun Gutes oder Böses? Darum hast Du Deinen Mund umsonst aufgetan gegen die Weisheit Gottes. Siehe, Gott ist groß und unbegreiflich und seine Jahreszahl kann niemand erforschen. Er machet das Wasser zu kleinen Tropfen und treibet die Wolken zusammen, daß sie regnen. Kannst Du aufhalten seinen leuchtenden Blitz? Kannst Du schweigend machen den rollenden Donner? Die wilden Tiere horchen auf und folgen seinen Gesetzen, die er ihnen gemacht hat. Warst Du gegenwärtig, als er die Sterne in Ordnung gesetzt? Hast Du mitgeholfen, als er die Berge befestiget hat? Hast Du schon geprüft das Unbegreifliche Deiner Seele? Hast Du ausstudiert Deinen künstlichen Körperbau? Und noch willst Du die Urteile Gottes tadeln und ihm Maß und Ziel setzen? Freund, bekenne Deine Fehler, der Allbarmherzige wird Dir vergeben!

J o b: Ich erkenne, daß Du, Gott, alles vermagst und kein Gedanken ist Dir verborgen. Es ist ein unbesonnener Mann, der seinem eigenen Rat folget, darum bekenne ich, daß ich unweislich geredet habe und Dingen nachgedenkt, die mir zu hoch sind. In die Ratschlüsse Gottes habe ich mich nicht hineinmischen wollen, um die geheimen Urteile Gottes zu ergründen. Darum höre, Barmherziger, ich will vor Dir alle meine Fehler bekennen. Ich habe unrecht vor Dir gehandelt, daß ich Deine Züchtigung getadelt habe. Du hast mir viele Jahre Gutes getan, und da Du mir nur einmal ein Unglück schicktest, habe ich gemurrt und Dich ungerecht beschuldigt. Gott, ich habe ungerecht vor Dir gehandelt, doch Du bist gnädig, geduldig und von großer Güte und verzeihest gerne denen, die Dich mit wahrer Reue anrufen, so vergib mir auch, mein Gott. Vergiß die Torheit meiner Seele. Heiliger, sei gnädig mir Sünder!

E l i p h a s: Weil Du vor Gott Dich in Staub legest und Deine Schuld bekennest, so hat Dir Gott auch vergeben, und siehe, Du wirst von Deinen Schmerzen wieder geheilet. Und wir sind im Namen aller Deiner Freunde herbeigekommen, um zu sehen, ob Du Deine Schicksale verdämmt hast oder Dich Gott nur probiert hat. Siehe nun, weil Du bekennest, daß Du nicht unschuldig vor Gott bist und Dein Haupt nicht stolz gegen Gott erhebest, wir haben schon bevor, wie wir zu Dir gekommen sind, mit Deinen Feinden Frieden gemacht, weil wir auch gehört haben, daß Du krank bist und selbst nicht handeln könntest. Wir traktierten die Araber und Chaldäer fürchterlich, daß sie Dir Dein geraubtes Vieh wieder doppelt geben oder wir wollen sie mit der Schärfe des Schwertes fordern. Und sie gingen in unsere Kontrakte ein, Dir alles Geraubte doppelt zu ersetzen. Wir gingen vorher, Dich in Namen Gottes zu erforschen, wie Du gesinnt bist. Nun sehen wir aber Deine Aussöhnung mit Gott, so sind wir bereit, mit allem Dir aufzuhelfen.

J o b: Dank sei Dir, Allmächtiger, für Deinen Segen. Du gibst eher, als wir Dich darum bitten. Du Freude und Hilfe in größter Not, Du verbindest, sobald Du geschlagen hast.

S a d o k (kommt und spricht): Lieber Herr, ein großer Haufen allerhand Viehes kommt von der Morgenseite über die große Ebene zu Dir samt den Knechten und Mägden.

E l i h u: Es sind Deine Herden verdoppelt, wie sie Deine Feinde uns zu schicken versprochen. Nimm, was Dir Gott wieder gibt, und bewundere seine weise Absicht und Güte!

J o b: So gehe hin, Sadok, und richte ein Opfer zu. Nimm sieben Rinder und sieben Widder, gehe und versammle alle Deine Mitknechte zum Opferaltar, daß wir dem gütigen Gott unsern Dank bezeigen und seine Güte preisen.

J o e l (kommt und spricht): Ich habe Dir eine freudige Botschaft gebracht. Einige Abgesandten der Chaldäer sind jetzt angekommen, wollen Frieden mit Dir machen, und den Schaden wollen sie doppelt ersetzen, denn es ist ihnen eine große Furcht angekommen. Auch haben sie Dir viele Geschenke mitgebracht an Getreide, Wein und Öl, Knechten und Mägden, Kamelen und Eseln, um einen ewigen Freudenbund mit Dir zu machen. Es reuet sie, da sie Dir Ungerechtes getan haben. Der Schrecken Gottes ist über sie gekommen.

(Alle gehen ab.)

Achter Auftritt.

Helka, Job, Elihu, Sadok und Joel.

H e l k a: Komm, komm, geliebter Mann! Siehe, wie uns die Götter wohlmeinen. Von allen Seiten wird uns zugeschickt. O, daß Dir's Deine Krankheit zulasse, mit mir zu gehen und die Freude zu genießen.

J o b: Geduld, Weib, Geduld! Meine Kräfte lassen mir's schon zu, meine Krankheit nimmt ab, ich fühle wieder in meinen Adern Blut, Gottesgeist belebt mich wieder. Weib, Weib, siehe die Güte meines Gottes, den Du verschmäht hast. Siehe, wie nahe unsere Hilfe ist, wenn man's zum wenigsten hoffet!

H e l k a: Ja, jetzt erkenne ich die Macht Deines Gottes. Ich will meine Götter verlassen, und Dein Gott soll mein Gott sein! Wir wollen ein großes Gastmahl anrichten und alle unsere Bekannten einladen, damit sie sehen, daß uns Gott wieder geholfen hat.

Job: Lasset uns zuvor den Herrn preisen, der uns geschlagen und wieder geheilet hat.

Elihu: Ja, das muß das erste sein. Vor allem müssen wir Gott die Ehre geben, der uns rettete aus allen Trübsalen, der unsere Feinde von uns wendet, der die Horden der Hoffärtigen demütigt und richtet wiederum auf, die betrübt und niedergeschlagen sind.

Job: Meine Knechte, Ihr gehet und bewirtet die Fremdlinge, die zu uns gekommen sind und sehet zu, wie das Vieh auf das Beste versorget wird. Teilet die Knechte und Mägde ein zu ihren Geschäften, denn Ihr waret mir treu und habt mich in meinem Unglück nicht verlassen. Ich werde Euer gedenken bis ans Ende des Lebens.

Sadok: Ja, Herr, wer könnte Dich in Deinem Unglück verlassen! Haben wir nicht die guten Tage Vieles bei Dir gehabt? Warum hätten wir nicht eine kleine Zeit mit Dir leiden sollen? Ich will hingehen, den Opferaltar zu richten und die Opfertiere bekränzen.

Joel: Und ich will Hirten über Deine neuen Herden anrichten, die ihrer pflegen.

Helka: Nun will ich ein köstliches Mahl zurichten und immer rufen: „Hochgelobt sei der Herr Gott Israels!“ Alle Knechte und Mägde sollen einen Freudentanz vor uns spielen und alles soll sich fröhlich vor Freuden tummeln.

(Alle vier gehen ab, Job nicht.)

Job: Ich preise Dich, Herr, denn Du hast mich erhört und lassest meine Feinde sich nicht freuen über mich. Herr, mein Gott, sobald ich mit ganzer Seele zu Dir gerufen habe, hast Du mich gesund gemacht. Herr, Du hast meine Seele aus dem Verderben gerettet und hast mich lebendig erhalten von denen, die Du mir gestrafet hast. Ihr Heiligen, lobpreiset den Herrn und lobsinget seine Herrlichkeit, denn seine Züchtigung währet einen Augenblick. Er hat kein Wohlgefallen an der Trauer der Menschen! Des Herrn Angesicht siehet auf die, die auf ihn hoffen und ihn fürchten, denn unsere Herzen freuen sich seiner und wir trauen auf seinen heiligen Namen. Fürchtet den Herrn, alle seine Heiligen, denn die ihn fürchten, haben keinen Mangel! Lobet ihn, alle Sterne, lobet ihn, alle Abgründe und Meere, denn er hat mir's genommen und wiedergegeben, der Namen des Herrn sei gelobt!

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Satan: Ha, verdammter Geist, armer Teufel! Wo ist, wo ist heute Deine Macht? Ha, noch niemals bin ich so zuschanden gestanden, als diesmal, wo ich doch den sichersten Sieg hoffte! Verflucht! Wie der Höllenfürst mit mir toben wird, wie ich zuschanden stehen werde vor meinen Brüdern! O, daß ich nicht mehr zu ihnen dürfte! In einen feurigen See wollte ich mich stürzen und Jahrtausende darin verharren, um der Schande und dem Gespötte meiner Mitteufeln zu entgehen! Ich versprach gewissen Sieg über Job, und jetzt macht er mich zuschanden. O, verflucht und vermaledeit in alle Ewigkeit! Ich rühmte mich auch vor Gott, ihn zu stürzen von seiner Gottesfurcht und er gab ihn ganz in meine Gewalt. Ich nahm ihm alles, peinigte ihn auf das äußerste, noch hat er mich verlacht, meine Macht verspottet und mich elendig vor Himmel und Erde und Hölle, Engel und Teufeln zuschanden gemacht.

(Satan fällt zur Erde, Gottes Stimme tritt auf.)

Gottes Stimme: Satan, Satan! Warum schämst Du Dich vor mir? Weißt Du nun und hast Du es erfahren, wie gerecht und fromm mein Knecht Job ist? Dich zu überzeugen, daß auch Menschen Deinen Versuchungen widerstehen können, wenn sie nur ernstlich wollen, nur um des Willen habe ich Job in Deine Hände gegeben. Hast Du nun gesehen, wie er Deine Macht verlacht hat?

Satan: Warum gibst Du den Menschen so viel Gnade und uns, verdammte Geister, geißelst Du so schrecklich? Entziehe dem Menschen Deinen Beistand und er wird leichter in unsere Hände fallen.

Gottes Stimme: Schadenfroher Satan! Wer hat mehr Gnade, Güte und Herrlichkeit genossen als wie Du, Du Abtrünniger von Deinem Schöpfer? Du hast alles gehabt, was ein glückliches Geschöpf nur wünschen kann, Du hoffärtiger Rebelle gegen

Gott. Weißt Du, nun hast Du es erfahren, wie schändlich Du gesündigt hast. Deinethalben habe ich meinen Freund Job gequält, um Dir zu zeigen, wie mächtig Du bist. Fahr' hin in Deine Hölle, nichtswürdiger Geist, und lassé Dich nicht wieder in der Gesellschaft der Kinder Gottes sehen!

(Geht ab.)

Satan (liegt ein wenig still, hernach steht er recht langsam auf und spricht): Ist er fort, der Schreckliche, der Allmächtige? Noch zittert mein ganzes Wesen, noch ist die Erschütterung seiner Schreckensstimme in mir. O, Mächtiger! Was ich vorhin war, bin ich auch nach dieser Begebenheit. Nichts! — Alle Nachwelt wird meiner spotten, und standhaft auf die Beispiele Jobs sehend, wird mancher fromme Mann mir widerstehen. „Fort, Satan!“ sagt die fürchterliche Stimme, „fort in die Hölle!“ Ha, ich will fort, will mich tausend Jahre in den feurigen Höllenfluß stürzen, um aller Schande zu entgehen.

(Geht ab.)

Die Abkündigung.

Jetzt, weil diese Komödie ist zu Ende gegangen,
 Ich glaub' Ihr werdet es wohl alle haben vernommen,
 Wie es dem geduldigen Job ist ergangen,
 Wie er in der Geduld und Sanftmut hat gelebt
 Und der Satan so viel nach ihm hat gestrebt,
 Ich bitte Euch, Ihr lieben Freund'
 Folget ihm nach in Gottes Namen,
 So werdet Ihr kommen in die ewige Freud'.
 Gelobt sei Jesus Christus! Amen.

Lied von der Geduld.

Was ist vor alles Übel gut? — Geduld.
 Was macht den Menschen Herz und Mut? — Geduld.
 Was macht all' Kreuz und Leiden süß? — Geduld, Geduld.
 Daß aus dem Felsen Hönig fließt? — Geduld.
 Was lindert auch den größten Schmerz? — Geduld.
 Was stärket das bedrängte Herz? — Geduld.
 Was liebet Jesus nur allein? — Geduld, Geduld.
 Im größten Schmerz geduldig sein — Geduld.
 Was hat den Job so groß gemacht? — Geduld.
 Ihn zu so großen Ehren 'bracht? — Geduld.
 Was krönet alle Marterer? — Geduld, Geduld.
 Was zieret alle Beichtiger? — Geduld.
 Wann, dann so große Tugend ist — Geduld,
 So hab' mit mir, Herr Jesu Christ — Geduld!
 Verleihe mir auch für mein Grab — Geduld, Geduld,
 Daß ich in allen Leiden hab' — Geduld.
 Ich bitte Dich, Herr Jesu Christ, um — Geduld,
 Daß Du allzeit unser Vater bist — Geduld,
 In aller Trübsal, Angst — Geduld, Geduld,
 Tu' uns zusetzen jetzt und im Tod — Geduld.
 Gib mir, wann ich in Zügen lieg' — Geduld.
 Hab' mit mir, wann's zum Sterben kommt — Geduld.
 Wann ich werd' kommen vor Gericht — Geduld, Geduld.
 O, Jesu, mich verdamme nicht — Geduld!

E n d e.

Die Besiedlung um die österreichische, steirische und ungarische Grenze.

Von Anton Dachler, Wien.

(Mit einer Karte und zwölf Grundrissen.)

Das Land zwischen dem hohen Gebirgszuge östlich der unteren Mürz und mittleren Mur mit dem Wechselgebirge im Norden, dem Raabfluß im Süden und den Sümpfen des Neusiedler Sees im Osten bietet betreffs der Bewohner, Siedlungsart und Hausformen großes Interesse. Bei der Bearbeitung des zweiten Teiles vom Textbände zum Österreichischen Bauernhauswerk kam ich auf die merkwürdigen Verhältnisse dieses Gebietes zu sprechen, wo sich von Osten fortschreitend allmählich fränkische Bewohner im engen, dann im weiten Dorfe, weiters gemischt mit Einzelhäusern, bewohnt von bayrisch beeinflussten Franken in gemischten Hausformen, schließlich bayrische Bewohner mit bayrischen Formen in Einzelsiedlungen folgen. Ich habe damals diese Verhältnisse, soweit es mir die Zeit erlaubte, schriftlich und in der Hausformenkarte dargestellt. Nachdem seither von der zunächst interessierten steirischen Forschung nichts zur weiteren Aufklärung dieser Verhältnisse geschehen ist, will ich dies teilweise im nachfolgenden versuchen. Über die geschichtliche Seite sind bereits mehrere vorzügliche Arbeiten erschienen.¹⁾ Bünker hat die Hausformen der Gegenwart bei den ungarischen Heanzen sowie auf einer Reise durch das Raabgebiet bis an die Mur beschrieben.²⁾ Auf Grundlage der erwähnten Abhandlungen und eigener Forschungen an Ort und Stelle sowie in den Grazer Bibliotheken und dem Landesarchiv zu Graz will ich im folgenden die Entstehung des heutigen Zustandes begründen. Zur Zurechtfindung möge das beigegebene Kärtchen (Fig. 18) beachtet werden.

¹⁾ Dr. Fr. X. v. Krones, Umriss des Geschichtslebens der deutsch-österreichischen Ländergruppe vom 10. bis 12. Jahrhundert, 1863. — Krones, Zur Geschichte der ältesten, insbesondere deutschen Ansiedlungen des steiermärkischen Oberlandes. In Mitt. d. hist. Ver. f. Steiermark, 1879, 27. Heft. — Krones, Die deutschen Besiedlungen der östlichen Alpenländer. In Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde von Kirchhoff, Bd. 3, 5. Heft, 1889. — Krones, Zur Geschichte der nachbarlichen Beziehungen zwischen Steiermark und Ungarn bis zum Ausgang der Traungauer. In Mitt. d. hist. Ver. f. Steiermark, 1892, S. 41. — Dr. Otto Kaemmel, Anfänge deutschen Lebens in Oesterreich. In Jahrbücher d. deutschen Geschichte, Bd. 2, S. 405, 1879. — Dr. A. v. Muchar, Geschichte der Steiermark, 1844–67. — Dr. H. J. Bidermann, Grenzen zwischen Ungarn und Steiermark. In Beiträge zur Kunde steir. Geschichtsquellen, 1874. — M. Felicetti v. Liebenfels, Steiermark vom 8. bis 12. Jahrhundert. In Beiträge zur Kunde steir. Geschichtsquellen, 1872, S. 28, 1873, S. 24. — Ernst Dümmler, Südöstl. Marken d. fränk. Reiches. Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen, Bd. 10. — Dümmler, Umriss des Geschichtslebens der deutsch-österreichischen Ländergruppe vom 10. bis 16. Jahrhundert. — Dr. J. Lampel, Blätter d. Ver. f. Landeskunde v. Niederösterreich. Bde. 22, 25, 30. — Max Vancsa, Geschichte Nieder- und Oberösterreichs, 1905. — Dr. Franz Martin, Geschichte d. Steiermark, 1898. — Dr. J. G. Meyndt, Beiträge zur Geschichte der ältesten Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn, 1870. — W. v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, 1880–89, Bd. 3.

²⁾ Mitt. d. Anthr. Ges., Bde. 24, 25, 27.

Zur Zeit der Römerherrschaft saßen hier Kelten und das ganze Gebiet gehörte bis ins 10. Jahrhundert zu Pannonien. Auf jeder Seite der Lafnitz zog eine römische Straße durch, daher eine gewisse Kultur vorhanden war. Die Völkerwanderung brachte Langobarden, nach deren Abzug 568 Avaren mit den ihnen unterworfenen Slawen bis in die Zeit Karls des Großen die Gegend besetzt hielten, die vorhandene Kultur vernichteten und die Bewohner vertrieben oder slawisierten. Karl eroberte von 791 an Pannonien bis zur Raab und überließ seinem Sohne König Pipin das übrige, überall nur bis zur Donau. Nur im ersten Teil, in Ober-Pannonien, wurde die deutsche Besiedlung kräftig eingeleitet, der südliche Teil blieb vorläufig rein slawisch. Die ehemals den Avaren untertänigen Slawen suchten nun jene in jeder Weise zu unterdrücken, so daß Karl in Ober-Pannonien mehrmals zu ihrer Hilfe einschritt. Was unseren Landstrich betrifft, so haben wir Beweise dafür, daß im östlichen Teil die Avaren zahlreich waren. 805 weist Karl den in Aachen mit ihrem Häuptling erschienenen Gesandten zur Zuflucht vor den Slawen das Land zwischen Sabaria und Carnuntum an, was aber Karantanien heißen soll,¹⁾ also das Gebiet der Raabzflüsse. Die westlichen Teile desselben waren nach den Funden²⁾ stets wenig bewohnt, und Krones sagt, daß sie bis zum 12. Jahrhundert Grenzland, die »Mark an der Raab« hießen und kein Amtsbezirk, daher sehr schwach bewohnt waren. Die Avaren werden kaum den Wald gerodet, sondern sich in den einst besiedelten Gegenden niedergelassen haben. Beweis dafür ist, daß ich nach Veröffentlichung meiner oben angezogenen Arbeit von zwei Seiten Nachricht erhielt, daß in Rettenbach und noch zwei Orten im Heanzenlande Bauern mit auffallend mongolischen Gesichtszügen vorkommen, die von den Nachbarn Avaren genannt werden, obschon sie gegenwärtig rein heanzisch sprechen. Die Avaren werden noch zweimal, zuletzt 871, genannt und verschwinden dann aus der Geschichte. Im 9. Jahrhundert bekehrt und besiedelt das Erzbistum Salzburg das Gebiet von den Quellen der Pinka und des Zöbernbaches bis zur unteren Mur und dem Plattensee, und besonders Ober-Pannonien nördlich der Raab erhält zahlreiche deutsche Bewohner. Es wird im 9. Jahrhundert noch ein blühendes Land genannt. Indessen hatte sich jenseits der Donau ein slawischer Staat, das Mährische Reich gebildet, welches den Franken sehr beschwerlich fiel und unter dem kühnen Swatopluk das slawische Unter-Pannonien eroberte, 883 und 884 auch Ober-Pannonien »nach Wolfesart« verheerte, gewiß hauptsächlich nur die deutschen und auch allfällige avarische Siedlungen, so daß das Land nach gleichzeitigen Berichten wieder zur Einöde wurde. Kaiser Arnulph rief die Magyaren herbei, welche 894 bis 896

¹⁾ Der von mir geführte Beweis in Monatsbl. d. Ver. f. Landeskunde v. Niederösterreich, 1903, Bd. 2, S. 235.

²⁾ Karte im steirischen Landesmuseum.

bis an die March vordrangen, nach Arnulphs Tod 899 auch Unter-Pannonien bis zur Raab unterwarfen und 907 die Ostmark bis zur Enns. Ober-Pannonien blieb noch unbehelligt, war aber offenbar nur sehr schwach bewohnt, die Oberhoheit mußte zunächst der karantanischen Mark zufallen, wie es auch durch amtliche Handlungen erwiesen ist.¹⁾ Der ungarische Herzog Zoltan erbaute 944 die Burg Güns und besetzte die Westgrenze mit Wächtern, Székler genannt. Da nun längs des Pinkaflusses auffallend viele Ortsnamen auf den Grenzcharakter hindeuten, wie Warth (ungarisch ör), Ziken (mehrmals), Schützen, Szigeth, so war der genannte Fluß damals die ungarische Westgrenze. Ob die Ortschaften schon bestanden oder so genannt wurden, ist nicht zu bestimmen. Die Leute werden nach damaliger ungarischer Sitte in Zelten oder Rohrhütten gewohnt haben. Ober- und Unterwarth sind noch heute mitten unter Deutschen von Magyaren bewohnt. 982 wird gemeldet, daß nach Zurückwerfung der Magyaren die Lafnitz Grenze wurde, doch gab es noch 1028 Mißhelligkeiten anlässlich der Grenzfestsetzung.²⁾

Wir nähern uns jetzt der Zeit, wo sich die Verhältnisse zum gegenwärtigen Stand entwickelten, und müssen der Deutlichkeit halber auch die mit unserem Gegenstande zusammenhängenden Nachbargebiete betrachten. Im Wiener Becken, wo die Magyaren die deutsche Kultur vernichtet hatten, war man nach 955 vom Westen her wieder bis über den Wiener Wald gekommen und hatte schon anfangs des 11. Jahrhunderts, wie es scheint, friedlich die Leitha erreicht.³⁾ Doch war der Besitz noch unsicher und öfteren Verheerungen der Magyaren ausgesetzt und 1030 mußte sogar das Land zwischen Fischea und Leitha an Ungarn abgetreten werden. Kaiser Heinrich III. stellte 1045 die Leithagrenze wieder her und besiedelte das Gebiet kräftig.

Mit der Verdrängung der Magyaren aus dem Wiener Becken war nach der Mitte des 11. Jahrhunderts auch die Landschaft Pitten frei geworden, welche durch Erbschaft an Karantanien fiel. Der größte Teil derselben ist gebirgig und konnte daher schon längst, wenn auch in bescheidener Weise, von Karantanien aus besiedelt werden, was aus diesem Grunde in Einzelhäusern bayrischer Form geschah.

Das Heanzenland, welches wir jetzt zuerst betrachten, das östliche Ober-Pannonien, war seit 944 bis zur Pinka, 982 bis zur Lafnitz ungarisch geworden. Dieses sowie das Raabgebiet konnten nur sehr wenig bewohnt gewesen sein, wie aus den geschichtlichen Nachrichten hervorgeht.

Die Siedler für das Wiener Becken kamen vielleicht schon anfangs des 11. Jahrhunderts, in großer Menge aber nach 1045, und zwar ihren Eigenschaften zufolge offenbar aus dem fränkischen

¹⁾ Muchar, IV, S. 252. — ²⁾ Muchar, IV, S. 277 f. — ³⁾ Vancsa, S. 238.

Nordgau, welcher samt Bayern von Kaiser Heinrich II. angefangen stets unter den salischen Kaisern stand.¹⁾ Nach dem Tode König Stephans I. entstanden in Ungarn Thronstreitigkeiten, welche Kaiser Heinrich IV. gute Gelegenheit zur Einmischung boten. Er erhielt vom König Salomon (1063 bis 1074), seinem Schwager, das Land bis östlich des Neusiedler Sees und sechs feste Plätze. Diese Zeit wurde offenbar von Heinrich zur Besiedlung des in seinen Besitz gelangten Heanzenlandes gut ausgenützt. Die Besiedlung geschah damals durch die mit Land begabten Grundherren und jedenfalls wurden auch diese nach Tunlichkeit vom Kaiser eingesetzt. Als später die ungarische Herrschaft wieder begann, ist nach dem sichtbaren Erfolge die deutsche Besiedlung nicht gestört worden. Die noch heute deutsche Bevölkerung westlich von Raab, Wieselburg, Ödenburg, Güns, St. Gotthard ist sicher damals eingeführt worden. Der Name Heanzen scheint, wie häufig behauptet wird, von Heinrich, im Volksmunde Heinz, italienisch Enzio geheißen, abzustammen, doch, wie aus dem Gesagten hervorgeht, nicht von Heinrich III. oder einem Adeligen, sondern von Heinrich IV. Ich habe die Besiedlungsangelegenheit bereits früher in diesem Sinne behandelt²⁾ und auf Grund von Mundartstudien geschlossen, daß nicht nur die Heanzen, sondern auch alle deutschen Bewohner in Westungarn, im Wiener Becken, im nördlichen Niederösterreich und südlichen Mähren bis nach Südböhmen hinein aus derselben Gegend im nördlichen Bayern kamen und nach 1052 und 1063 diese Länder besiedelten. Im Wiener Becken wurde durch den zweimaligen Einfall der Türken ein großer Teil der Bevölkerung weggeführt und ermordet und dann durch Gebirgsbewohner aus Niederösterreich, Steiermark und Kroatien ersetzt, daher hier die heanzische Sprache verschwunden ist. In gleicher Weise sind auch die zahlreichen kroatischen Inseln im Heanzenlande zu erklären. Die Siedler brachten überall ihr einfaches fränkisches Haus mit (Abb. 1) und mußten sich in der Dorfanlage nach den Verfügungen des Grundherrn richten. Wir haben gesehen, daß unmittelbar vor den Heanzen westlich von Steinamanger bis zum Gebirgszug östlich der mittleren Mur eine organisierte Besiedlung nicht stattgefunden hat und daß frühere Anfänge weggefegt wurden. Im Urwald herumstreifende Halbwilde können nicht als Besiedler angesehen werden. Die Einwanderung wurde erfolgreich ins Werk gesetzt, Ortsanlagen und Feldeinteilung überlegt und planmäßig gemacht, wie diesfalls in Deutschland darin große Gewandtheit herrschte. Die geographischen Namen sind fast durchgehends deutsch, 104 Ortsnamen sind gleichlautend in Niederösterreich, 36 in Bayern zu finden, ein Zeichen, woher die Besiedlung kam. Einige Gewässernamen dürften aus slawischer Zeit vor 900 herrühren.

¹⁾ Verfasser in Zeitschrift für österreichische Volkskunde, VIII, S. 91.

²⁾ Zeitschrift für österreichische Volkskunde, VIII, S. 81 ff.

Slawische Riednamen stammen von den im 16. und 17. Jahrhundert herbeigerufenen Kroaten. Orts- und Fluranlage blieb dabei ungeändert.

Der steirische Teil unseres Schauplatzes, das Flußgebiet der oberen Raab, die Täler der oberen Pinka, der Lafnitz, Safen, Feistritz, Ilz und der Raab selbst, welcher zum römischen und karolingischen OberPannonien gehörte, war wie erwähnt in römischer Zeit etwas kultiviert, weil längs der Lafnitz und Safen zwei römische Nebenstraßen zogen, daher wir auch schon keltische Bevölkerung voraussetzen müssen. Auch der westliche, gebirgige Teil bis zum Mons Cetius zeigt einige römische Reste.

Die Bayern nahmen 772 das damals slawische Karantänien, 791 die Ostmark in Besitz, wenn auch unter fränkischer Oberherrschaft, und schickten dorthin ihre Grundherren, Priester und zahlreiche Siedler. Die von Karl dem Großen zum Schutz vor den Slawen »zwischen Sabaria und Carnuntum« (richtig Karantänien) versetzten Awaren (s. o.) scheinen ihren Gewohnheiten zufolge kaum in die westlichen Wälder eingedrungen zu sein und werden sich gelegentlich, teilweise vielleicht 944, als die Ungarn gegen die Lafnitz vorrückten, mit ihnen, dem verwandten Volke, vereinigt haben. Diese besetzten 907 die Ostmark und schnitten dadurch die bisher bequeme Verbindung Karantaniens mit dem Westen ab. Dadurch fiel diesem auch das Raabgebiet und der gebirgige Teil der südöstlichen Ostmark nördlich bis gegen Neunkirchen zu, wohin die Magyaren nicht kamen. Wahrscheinlich gehörten diese Landstriche schon früher dahin, weil sie der Diözese Salzburg unterstanden. Dann ist es still, bis, wie erwähnt, die Magyaren 944 das bis dahin verschonte Ober-Pannonien in Besitz nahmen. Erst dies scheint Karantänien bewogen zu haben, das obere Raabgebiet ernstlich zu behaupten, dessen Ostgrenze 982 die Lafnitz wurde. In etwas höhere Kultur scheint es nach Krones¹⁾ erst im 12. Jahrhundert eingetreten zu sein. In Urkunden wird zuerst Weiz 1065, Riegersburg 1100, Hartberg 1128 erwähnt. Die Ortsnamen zeigen, daß es hier viel weniger Slawen gegeben hat als im eigentlichen Karantänien.

Mit diesen Feststellungen sollen nun die Bauernhausformen unserer Gebiete in Beziehung gebracht werden. In den beigegebenen Grundrissen ist die Stellung der Baulichkeiten derart, daß die Straße unterhalb zu denken ist. Es bedeutet W. Wohntrakt, Scheu. Scheune, St. Stall, Scho. Schopfen, Vo. Vorratskammer, E. Einfahrt, A. Ausfahrt, Schw.-St. Schweinstall, L. Laube. Zum leichteren Verständnis für das folgende ist anzuraten, meine Einteilung der Gehöfteformen im Textbände des Österreichischen Bauernhauswerkes nachzulesen. In der Karte wurde der Versuch gemacht, die einzelnen Formen durch Linien abzugrenzen, die jedoch beim Ineinandergreifen der ersteren nur einen groben Durchschnitt geben können. Nur

¹⁾ Die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer.

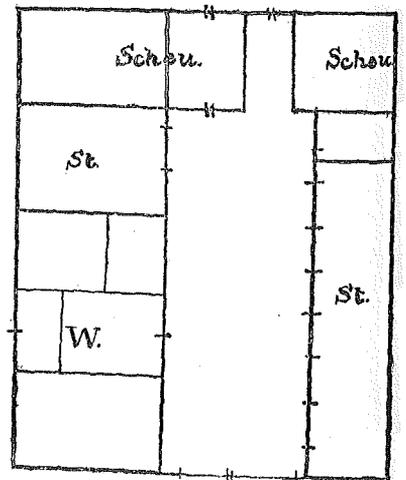
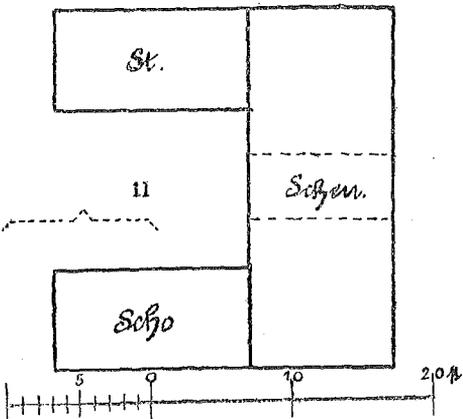
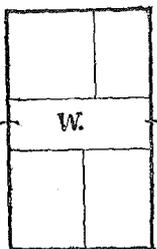
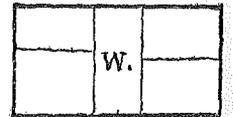
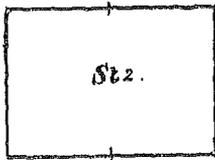
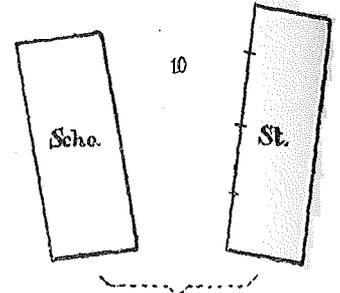
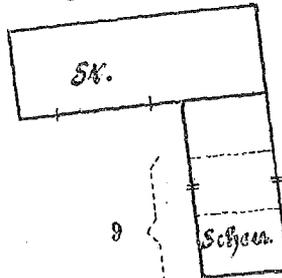
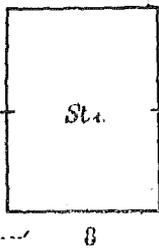
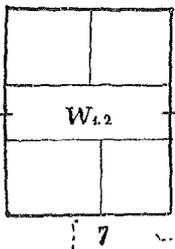
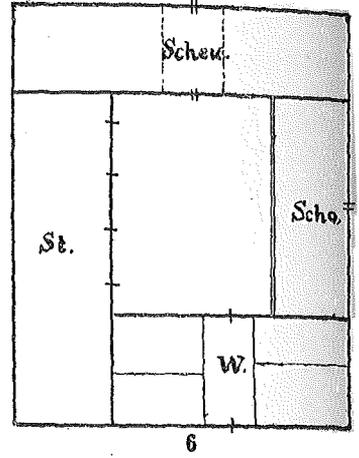
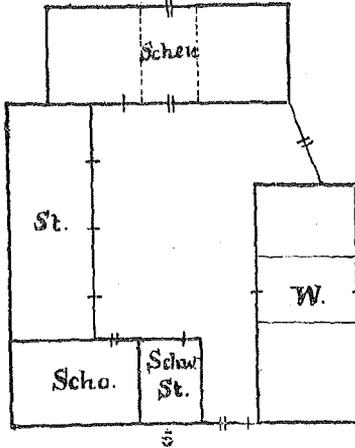
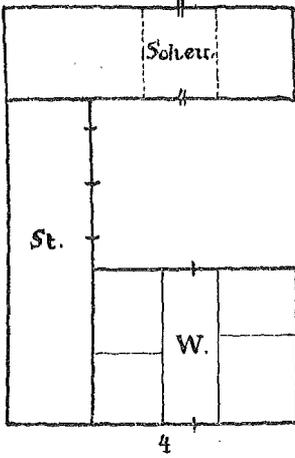
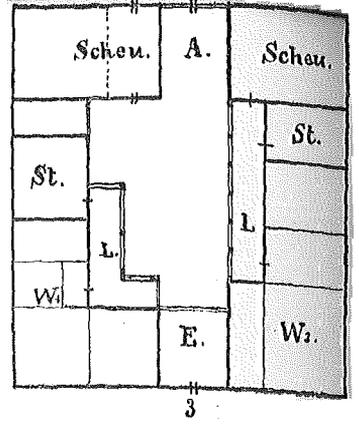
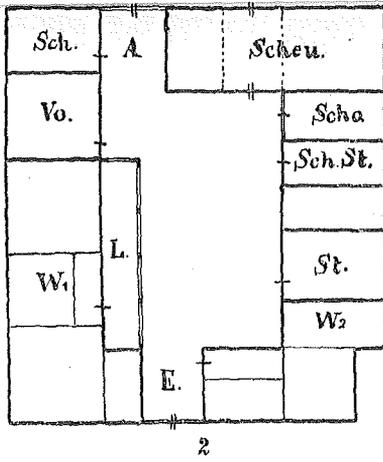
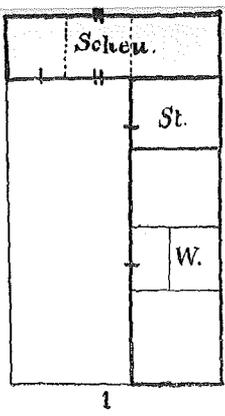


Fig. 19—30. Grundrisse von heanzischen Bauernhäusern.

eine systematische, eingehende Forschung könnte halbwegs Genaues erreichen, was steirischen Forschern überlassen bleiben soll.

Im Wiener Becken herrscht südlich bis Neunkirchen die fränkische Form von etwa 1052 an, ebenso im Heanzenlande südlich bis zur Raab, östlich bis zu den Magyaren von 1073 an. (Abb. 1.) Im Gebiete des Pittenflusses wurde das bayrische Haus, offenbar noch vor dem Magyareneinbruch, aus Karantanien oder aus dem damals auch bayrisch besiedelten Wiener Becken gebracht. (Abb. 7, 8) Die Grenze gegen das jüngere Heanzenhaus in Ungarn im Osten ist bei Hochwolkersdorf und Wiesmath (zugleich die Wasserscheide), südlicher dann die Landesgrenze.

Im Heanzenland gibt es überhaupt, wie im Wiener Becken, fast nur Dörfer, und zwar zwischen Rabnitz und Stegersbach mit breiten Hausstellen (Abb. 2 und 3), sonst mit schmalen. (Abb. 1.) Eine Grenzlinie in der Karte scheidet beide.

Die Hausform ist überall fränkisch, die Giebel gegen die Gasse, Stube, Küche und Stall in einer Zeile als Streckhof, die Scheune rückwärts quergestellt. Bei engen Dörfern ist eine Vergrößerung nur nach der Tiefe möglich, bei breiten Hausstellen wurde der Hof allmählich auf drei oder vier Seiten verbaut, was ich Drei- oder Vierseithof nenne. Bei Abbildung 3 tritt manchmal ein zweiter Stall auf, im Frankengehöfte eine seltenere Erscheinung, eine Folge neuerer Zubauten. Das Wohnhaus blieb bei beiden anfangs gleich.¹⁾ Die Breite der Hausstellen lag lediglich im Belieben des Gutsherrn. Von Stegersbach gegen Süden längs der Lafnitz gehören zu den einzelnen Dörfern die meist sehr einfachen sogenannten Berghäuser, teils einzeln, teils in sehr lockeren Reihen stehend, welche wahrscheinlich auf späteren Rodungen errichtet wurden. (S. Grenzlinien in der Karte.)

Westlich der Lafnitz, in Steiermark, bis zur angezeigten Grenze des Paarhofes im Westen, besteht eine Hausform von Drei- oder Vierseithöfen (Abb. 4 bis 6), welche der bayrischen in Niederösterreich westlich von Melk herrschenden ähnlich ist.²⁾ Zunächst dem Flusse folgt ein Streifen von lockeren Dörfern, gemischt mit Einzelhöfen. (S. Grenzlinie in der Karte.) Gegen Westen zu sind dann bis zu den Paarhöfen (Grenzlinie in der Karte) fast lauter Einzelhöfe, worauf endlich jenseits der bezeichneten Grenze der bayrische Paarhof (Abb. 7 und 8) folgt. Dieser ist aber meist durch Hinzufügung von Neubauten zum Gruppen- oder Haufenhof geworden und kommt in der übrigen Steiermark fast überall vor. (Abb. 9 bis 12.)

¹⁾ Bünker hat in den Mitt. d. Anthr. Ges., Bde. 24, 25 und 27, die für uns in Frage kommenden Haus- und Dorfformen beschrieben. Betreffs der Begriffe fränkisches und bayrisches Haus verweise ich auf meine Ausführungen im zweiten Teil des Österr. Bauernhauswerkes.

²⁾ Verfasser in Bauernhaus in Niederösterreich, Blätter d. Ver. f. Landeskunde von Niederösterreich, 1897, S. 135 f.

Er wird dort und in Kärnten auch Ringhof genannt. Wir haben daher in Ungarn in den engen Dörfern das schmale fränkische Haus (Abb. 1), im lockeren Dorfe das breite fränkische Haus. (Abb. 2 und 3.) In Steiermark treffen wir zunächst den bayrisch beeinflussten Drei- und Vierseithof (Abb. 4 bis 6) in fester Verbauung, bis endlich der aus dem bayrischen Paarhofe entstandene steirische Haufenhof mit getrenntem Wohngebäude auftritt und somit altsteirische Besiedlung anzeigt. (Abb. 7 bis 12.)

Die Bewohner des Raabgebietes in Steiermark westlich der Lafnitz sind im östlichen Teile bis zu der in der Karte eingetragenen Grenze zum größten Teile Heanzten. Aber auch noch weiter gegen Westen und auch Süden bis an die Grenze des Paarhofes gegen Osten, also etwa südlich des Wechselgebirges, bei Vorau und St. Jakob, bis Birkfeld, Anger, Gleisdorf und stellenweise drüber hinaus, südlich der Raab bis zu den Slowenen begegnet man nach den diesfälligen Erwähnungen von Bünker, Rosa Fischer, Frischauf und meinen eigenen zahlreichen Beobachtungen vielen heanzischen Worten, wie Bëitt, Eïfn (Öfen), Hëifn, gëihn, Boudn, Houf u. a. m., übrigens auch noch in Niederösterreich bei Kirchschatz und Mönichkirchen. Eine vorzügliche Quelle dafür ist das Idiotikon von Fleckh über die Riegersburgische Mundart¹⁾ im steirischen Landesarchiv.²⁾

Wir sehen daraus, daß die Heanzten auch weit in Steiermark gegen das Paarhofgebiet (s. Karte), die unzweifelhafte Heimat der bayrischen Steirer, eingedrungen sind. Es ist aber auch zu bemerken, daß ihre Siedlungen in Steiermark, Dörfer und Häuser, nicht mehr die rein fränkischen sind wie in ihrer Heimat und noch in Ungarn, was einer Erklärung bedarf.

Bei Würdigung der allgemeinen Verhältnisse muß angenommen werden, daß die Heanzten der Reihe nach ins Wiener Becken, nach Ungarn und von dort aus nach Steiermark kamen. Während sie in Ungarn zuerst nur sehr beschränkte Bestiftungen erhielten, dann allmählich größere, finden wir sie in Steiermark allmählich in bequemen Dörfern und gut begabten Einzelhäusern, wie es dort üblich war. Wahrscheinlich konnte man zuletzt zu rascher Besetzung nur unter guten Bedingungen eine größere Anzahl Siedler erhalten. In der Nähe der Lafnitz behielten sie noch eine verbesserte Dorfsiedlung bei, wie sie auch in Ungarn schon im Gebiete Rabnitz—Stegersbach (s. Grenzlinie) damit begonnen hatten. Je weiter sie gegen Westen rückten, desto

¹⁾ Worauf mich Herr Hofrat M. Felicetti von Liebenfels aufmerksam machte.

²⁾ Ich gebe anschließend nur einige Wörter, welche im Heanzischen und Riegersburgischen vollständig gleich sind, als: Aui, aua (hin- und herauf), Bui, Bluid, Buichn (Buche), dazui, fluign, Fuia (Feuer), fuidan (füttern), gmui (genug), güit, Huit, Jäiga (Jäger), heariañchl, iauchl (herüben, drüben), heanzisch heriañlas, iañlas, nikolsburgisch herengelt, engelt, inta (unten), kluich (sparsam), Mauñ, Muida, muiß, Oufn, Ruibn, ruifn, schluizn (heanzisch schluzn), schön, Stouek, tuif (tief), tuin, zui.

mehr Einzelsiedlung finden wir. Die größere Bestiftung führte naturgemäß zur bequemerem Viehzucht und zur größeren Stallanlage, wodurch sich die steirischen von den ungarischen Heanzenhäusern unterscheiden. Wenn sie nun auch das bayrische Beispiel in dieser Weise nachahmten, ist ihr Haus (Abb. 4 bis 6) doch merkbar vom steirischen Paarhof (Abb. 7 bis 12) verschieden. Uebrigens beginnen die Gehöfteformen an der Grenze der beiden Stämme sich einander zu nähern.

Jedenfalls scheinen die Heanzen, beziehungsweise nur ihre Mundart durch Einwanderung von Steirern oder Aufgeben der Mundart gegen Osten zurückgedrängt worden zu sein, weil ihre Hausform viel weiter nach Westen reicht als die Mundart, welche allerdings Reste zurückgelassen hat. Die Heanzen werden nämlich wegen ihrer auffälligen Aussprache von den Bayern überall verhöhnt und lassen sich dadurch bestimmen, im Verkehr mit letzteren deren Mundart anzunehmen oder mindestens die auffallendsten Eigentümlichkeiten ihrer Aussprache wie das *ui* abzulegen oder vor Fremden zu verbergen. Diese ist im nördlichen Niederösterreich noch stark verbreitet, und doch hört der Fremde nur wenig davon, während sie in Südmähren, wo die Leute ganz unter sich sind, häufig zu vernehmen ist. Dies mag auch Ursache sein, daß die Grenze der schärferen Mundart weit von der des Paarhofes zurückgewichen ist.

Der Heanze ist in seiner Heimat im Nordgau und nach seiner Einwanderung in Niederösterreich und Westungarn Dörfler und vorwiegend Ackerbauer gewesen, was beides stets eine größere geistige Regsamkeit mit sich bringt als das bayrische Einzelwohnen mit Viehzucht. Die Bayern beschränken sich auf Landwirtschaft, die Heanzen verdingen sich gerne als landwirtschaftliche und gewerbliche Arbeiter in Nachbargegenden und sind wegen ihrer Willigkeit, Bescheidenheit und Anstelligkeit geschätzt. Auch als selbständige Gewerbetreibende und Kaufleute findet man sie häufig; sie sind in ganz Niederösterreich als Hühner- und Eierhändler bekannt und es ist wohl ihnen zuzuschreiben, daß die Bewohner des Raabgebietes jenen anderer echt bayrischer Gegenden an Verständnis merklich überlegen sind.

Sehr beachtenswert ist, wie wir aus dieser Abhandlung ersehen können, daß die politischen Faktoren auf Besiedlung, Hausformen und Wirtschaftsweise entscheidend einwirken, soweit nicht unabweisbare natürliche Verhältnisse entgegenstehen. Trotzdem viele Jahrhunderte seit den grundlegenden Vorgängen dahin sind, lassen sich dieselben noch heute erkennen. Es geht aber auch weiters hervor, daß zur erfolgreichen Hausforschung nicht eine Reihe dürrer Grundrisse gegenwärtiger Häuser genügt, sondern daß sie im engen Verbande mit Geschichte, Volkskunde und Landwirtschaftskunde betrieben werden muß.

II. Kleine Mitteilungen.

Lieder und Gebete aus dem Sarntale.

Von Klara Pölt-Nordheim, Innsbruck.

Altes Volkslied.

Herzliebste auf Erden, was fangen wir an,
Soldat muß i werden, muß auf und davon.
Drum bin i zu Dir kömmen, Herzliebste
mein,
Um Urlaub zu nehmen, bei uns muß es sein.

Die traurige Botschaft macht mir großen
Schmerz,
Daß mir fast zerspringet mein liebvolles
Herz.

Und Dich zu verlieren, das sei weit
von mir,
Tust Du marschieren, so geh' in von Dir.

Herzliebste, bedenke, wo denkst Du hin,
Willst Du mit mir reisen a so weite Reis',
So wird man uns gleich die Straßen ver-
weisen

Mit Schläg' und mit Streich'.

Du magst mir wohl sagen, mir gilt alles
gleich,
Ich fürchte kein Schlagen und achte kein
Streich.

Was wirst Du denn essen auf der weiten
Reis',

Woher willst Du nehmen, Herzliebste, die
Speis'?

Wo willst Du denn finden die Kost und 's
Quartier,

Man laßt Dich nôt schlafen, Herzliebste,
bei mir.

Auf dös hab' i wirklich und gar nôt
gedacht,

Was i werde essen und wo schlafen die
Nacht.

Ich werd' schon auftreiben die Speis' für
uns zwei

Und nachts werd' i schlafen auf schimm-
ligem Heu.

Wenn ich werde stehen beim Feind auf
der Wacht,

Wie werd's Dir denn gehen, Herzliebste,
betracht'.

Im Stechen und Schießen bist Du in Gefahr,
Mit mir einzubüßen Dein Leben sogar.

Es ist schon beschlossen, es ist schon
vorbei,

Wenn Du werst erschossen, dann stirb' i
mit Freud'.

Das Liebband hat bei uns überhand,
Es zu zerbrechen ist kein Weltmensch im
Stand.

Drescherlieder.

1.

Stich Hund oo,
Stich Katz oo,
Knecht schlag boos,
Baur schmölz boos,
Schlagst Du boos,
Schlag i aa boos.

2.

Höret Ihr Drescher, es schlagt ja schon drei,
Munter ergreift das Gewehr,
Dreschet auf's Dreschen und Hahnen-
geschrei,

Zaudert und zögert nicht mehr.
Alles drischt auf und ab, munter und froh,
Dreht nicht der fleißige Goaser das Stroh.

(Bruchstück.)

3.

Die Didl, die Dedl,
In beade Städl
In vierzehn Täg dreizehn Schober.
Aber Kost haben wir a guite gehabt:
Geriebene Ruibn, g'sottne Ruibn,
Roache Ruibn und in Säck eing'faßte Ruibn.

4. (Andere Variation.)

Es geht au in beade Stadel,
Die Didl, die Dadl,
Wir haben ghabt roache Ruibn
Und g'sottne Ruibn,
Und eingepreßte Ruibn
Und in Säck eing'faßte Ruibn (Krapfen),
Und bei die Ruibn
Deucht uns aa nôt viel schlogn.

Dreschordnung.

Erster Schlag: Der Knecht (großer
Knecht).

Zweiter Schlag: Der Kloanere (zweiter
Knecht).

Dritter Schlag: Der Dritte (dritter Knecht).

Vierter Schlag: Der vierte Knecht.

Fünfter Schlag: Die große Dirn.

Sechster Schlag: Die Kloanere (zweite Dirn).

Siebenter Schlag: Die Kloane.

Sieben Personen dreschen nur bei ganz großen Bauern, gewöhnlich dreschen fünf oder sechs.

Bruchstück eines alten Tanzliedes aus Niederwangen.

1.

Zuckerwinkl in der Stadt,
Da hat sich vieles zugetragen,
Das ich wahrlich in der Tat
Ohne Lachen nicht kann sagen.

2.

Bürgermeister in der Stadt,
Der hat an Kropf als wie a Star,
Hintenher an großen Pumpes,
Dreißigtausend Zentner schwar.

3.

Ohren hat er wie a Oesl
Und an Wamp wie a Ruebnessel
Und an Manpand sapperement,
Der die gueten Bratwürst kennt.

4.

Der Orgler ist a lustig's Herrl,
Der Meßner ist a rarer Kerl,
Oaner geigt und schneit recht G'sichter,
Oaner blast Trompet dazue,
Oaner ist a recht a znichter,
Der schlagt aus und gibt koa Ruah.

Jodler nach jeder Strophe:

Hadre, ha, ha, ha, ha, hadre hahahaha,
Hadre, hahahaha.

Gebet für arme Seelen.

Auf glühnige Zangen,
Auf glühnige Stangen,
Auf glühnige Scharnägl. Amen.

Ein sehr kräftiges Gebet. (Putzen.)
Och weh, och weh, tun mir die heiligen
Wunden weh.

Die kloan als wie die groaßen,
Wie mi die Juden hoben derstochoen und
derstoaßen,
Wenn i oan Mensch hätt auf der Welt,
Der mir das Gebet alle Freitag auf d' Nacht
dreimal sprach,

Dem wollt i geben sein Broat,
Wollt i lassen in kein Noat,
Und im letzten End selber dazukemmen
Amen.

Weihnachtslied aus Reinswald.

Potztausend, was ist das für ein Schein,
Der in der Welt leuchtet, was muß das Ding sein?
I glaub, es hat heut die Sunn die Welt angezünd't,
Geht, laßt uns glei laufen, daß keiner verbrinnt,
daß keiner verbrinnt.

I treib mir g'schwind die Schäflein zusammen,
Du nimmst ein Knolln Butter, i nimm a foasts Lamm,
i nimm a foasts Lamm.

Sechs Birn nimmst Du, i nimm Äpfel mit,
Dem Kindlein ist hungrig, es dankt uns dafür,
es dankt uns dafür.

A Milch wollt i wohl bringen, zu ein Mues für das Kind,
I gib ihm mein Pelz, das hilft für den Wind,
das hilft für den Wind.

I gib ihm mein Hütlein, das mi sonst so viel freut,
Aber i glaub, es ist ihm der Gupf viel zu weit,
der Gupf viel zu weit.

Ein Brot wollt i wohl bringen, ich hab mir viel derspart,
Aber es kann es nicht beißen, es ist ihm zu hart,
es ist ihm zu hart.

Warum wird der Wendehals in Südsteiermark „Zouna“ = Durst-(Vogel) genannt ?

Von Robert Eder, Mödling.

Im Jahrgang VI, 1900, S. 36, dieser Zeitschrift teilt Demeter Dam, Straža, unter der Spitzmarke „Warum trinkt die Eule nur Regenwasser?“ eine romanische Volkslegende aus der Bukowina mit, nach welcher die Eule von Gott verurteilt wurde, nur Regenwasser zu trinken, da sie nach Erschaffung der Erde nicht dem Befehl Gottes an die Vögel nachkam, Quellen zu suchen, damit Mensch und Tier den Durst löschen können, was mit Meerwasser nicht möglich ist.

Eine ähnliche Sage hörte ich in betreff des Wendehalses aus dem Munde des Herrn Steueroffizials Franz Dornigg in Mödling, der längere Zeit in Steiermark lebte: Als Gott-Vater die Erde erschaffen hatte, befahl er den Vögeln, Gerinne für die Quellwasser zu graben, aber ein Vogel beteiligte sich nicht an dieser Arbeit, daher wurde er von Gott verurteilt, stets durstig zu bleiben und nun ruft er beständig nach Wasser; es ist dies, wie mein Gewährsmann sagt, der „Regenvogel“, der in Südsteiermark von den Bewohnern „Zouna“ = Durst-(Vogel) genannt wird.

Den Vulgärnamen „Regenvogel“ für Jynx ($\psi\zeta\omega$ [Arist. H. A., II, 8, 2] = ich schreie), torquilla (torqueo = ich drehe, wende) finden wir nicht selten. Man glaubt allgemein, sobald der Wendehals schreit, werde es bald regnen. Dies ist aber nicht der Fall. Als Brutvogel in unserer Gegend, kommt er in der zweiten Hälfte April und dann läßt er seinen auffallenden Frühlingsruf als Liebeswerbung erschallen. Auch Wilhelm Christian Orphal sagt in seiner Schrift „Die Wetterpropheten im Tierreiche“, 1805, S. 59, er habe nie gefunden, entgegen der Ansicht vieler anderer, daß eine Änderung des Wetters eintrete, wenn dieser Vogel schreie.

Übrigens spielt der Wendehals eine besondere Rolle im Volksglauben und in der Legende. Die düstere Färbung des einem Nachtvogel ähnlichen weichen Federkleides, die lange Zunge, das Grimassenschneiden, das Halswenden, indem er bei besonderen Gelegenheiten den Kopf wie eine Schlange zu drehen vermag, wobei er wie diese zischende, fauchende Laute von sich gibt, sowie der klagende, allerdings sonst nicht unsympathische Ruf: das alles ist Ursache, daß ihm seit alters her besondere Beachtung geschenkt wurde.

Schon im alten Persien und Babylonien galt nach Dr. L. Hopf („Tierorakel und Orakeltiere“, S. 144) der Wendehals als ein der Gottheit sehr nahestehender Vogel. In Babylon, wo die Magier diesen Vogel „Gotteszunge“ hießen, hingen in dem richterlichen Gemache des Königs vier goldene Jynxbilder von der Decke herab, die den König an Adrastea erinnern und vor Hoffart warnen sollten. Vielleicht galt dieser Vogel den Magiern wegen der absonderlichen Bewegungen, dann des auffallenden Tones seines Rufes und wegen seiner langen Zunge besonders geeignet als Wahrsagevogel, mit Hinsicht auf die Ähnlichkeit in seinem Gebärdenspiel mit der Schlange, deren Genuß bekanntlich dem Menschen die Vogelsprache zu verstehen bewirkte. Von der „Gotteszunge“ war voraussichtlich ein zutreffendes Orakel zu erwarten. Für die Würdigung, daß dieser Vogel dem König als Warnung vor Hoffart dienen durfte, wird wohl das schlichte Federkleid des der Gottheit besonders nahestehenden Vogels Veranlassung gegeben haben.

Ovid erwähnt den Wendehals in den Metamorphosen. Pan war Vater eines Mädchens, Jynx mit Namen, welche den Zeus zu verführen versuchte und deshalb von der rachsüchtigen Hera in einen Vogel gleichen Namens verwandelt wurde. Nach Pindar bediente sich Jason dieses Vogels, der Gabe der Aphrodite, um die Gunst Medeas zu erlangen. Nach Theokrit wird er von verliebten Mädchen angerufen, die Liebsten ins Haus zu ziehen. Auch Plinius bemerkt, daß dieser Vogel nach dem Glauben der Leute bei Liebeszauber von besonderer Kraft sei und er wurde zu diesem Behufe mit Flügeln und Füßen auf ein vierspeichiges Rad geflochten, sowie unter Heruntermurmeln von Zauberformeln langsam umgedreht. Demnach hatte der Wendehals phallische Bedeutung, wohl auf der richtigen Beobachtung beruhend, daß sein Frühlingsruf, wie ich oben erwähnte, ein Liebes- und Paarungsruf sei.

Zuweilen wird diesem nützlichen und so harmlosen Vogel furchtsam begegnet, wie ich leider auch in Mödling wiederholt zu erfahren Gelegenheit hatte. Man tötete ihn, in

dem Glauben, daß er ein Unglücksvogel sei oder daß er junge Vögel verzehre. Die psychologische Erklärung hierfür ist eben wieder dessen sonderbares Gebaren und das düster gefärbte Gefieder, wodurch dem Nichtkundigen dieser Vogel eine Eule zu sein scheint, und ich vermute, daß in der Legende aus der Bukowina in dieser Hinsicht auch eine Verwechslung vorliegt, denn der Ruf der Eule, welcher etwa wie „Kuwitt“ ertönt, wird allgemein in onomatopoetischer Bildung mit „Komm mit, komm mit“ (ins Jenseits), entsprechend dem slawischen „poid, poid“, ausgelegt, indes der Ruf des Wendehalses sehr wohl als Durst- oder Regenruf aufgefaßt werden kann.

Die dem Vogel eigentümlichen Eigenschaften finden wir nun auch in dessen Vulgär- und Trivialnamen zum Ausdruck gebracht, die ihn ebenso gut, ja noch mehr charakterisieren als der Name Wendehals, auch sonst gibt es Volksnamen, die dem Wendehals Eigenschaften, nach denen er als Wetterprophet, Unglücksvogel und Raubvogel gelten kann, andichten. Eine Anzahl solcher Vulgärnamen lasse ich mit Quellenangabe folgen: „Windhalß, Naterhalß, Naterwendel, Natterzwang, Träehalß, Krinitz“ (letzter Name sonst für Kreuzschnabel üblich); *Icones avium omnium, quae in historia avium Conradi Gesneri describuntur*, Froschauer, Zürich 1560. — „Windhalß, Traehalß, Naterhalß, Natterwendel, Natterzwang“; Vogelbuch Conrad Geßner . . . in hoch Teutsch versetzt von Rudolff Heußlein, 1600, S. 553. — „Windhalsz, Naterhalsz, Naterwendel, Nater-Wang, Traeehalsz“; *Ulyssis Aldrovandi, Ornithologiae, Liber XII, Bononiae*, 1631, S. 865. — „Windhals, Krinitz“; Johannes Jonstonus, *Historiae Naturalis, De Anibus*, Liber VI, 1650, Tab. 42. — „Drehhals, Wendhals, Natterhals, Natterzwang, Natterwendel, The Wryneck“; Jakob Theodor Klein, *Verbesserte und vollständige Historie der Vögel von Gottfried Reyger*, 1760, S. 30. — „Wende-, Winde-, Dreh- oder Natterhals, Drehvogel, Halsdreher, Halswinder, Nacken-, Natter- oder Otterwindel, Natterwendel, Natterzange“; Brehms Tierleben, 1867, IV. Bd., S. 89. — „Drehhals, Holzdreher, Natterwendl, Otterwendl, Langzüngler, Leirenwendel“; C. G. Friedrich, *Naturgeschichte der Vögel*, 1891, S. 400. — „Paille en cul“ bei den Franzosen; *Die Tiere in der indogermanischen Mythologie von Angelo de Gubernatis*, 1874, S. 546. — „Perlhans, Fratzenzieher“; II. Jahresbericht ornith. Beobachtungsstat. im Königr. Sachsen, 1886, S. 87. — „Regenvogel, Rittelweib, Rüttelweib“; ebenda, III, 1887, S. 68, und IV, 1888, S. 60. — „Wetervogel“; ebenda V, 1889, S. 31. — „Regenvogel, Fratzenzieher, Perlhans, Rittelweib, Torcol verticille, Wryneck, Torcillo“; ebenda, VI, S. 89. — „Regenvögele“ in Baden; IX. Jahresbericht für Beobachtungsstat. der Vögel Deutschlands, S. 239. — „Otterfink“ bei Innsbruck; V. Jahresbericht der Komm. für ornith. Beobachtungsstat. in Österreich-Ungarn, 1886, S. 137. — „Drehhals, Neuntöter“ in Johannistal und bei Schossendorf in Böhmen, man behauptet dort, er verzehre Eier und junge Vögel; *Ornis*, I, 1885, S. 352. — Ungarisch: „Nyaktekeres“, böhmisch: „Krutihlav“, polnisch: „Krtoglow scaropstry“, kroatisch: „Vijoglavka“, italienisch: „Torcicollo“; *Ornis*, II, 1886, S. 155. — Belgisch: „Torcol verticille, Draaihals“, dalmatinisch: „Vivglav Mravinac“ = „Ameisenfresser“; *Ornis*, V, 1889. — „Naderwindel, Nadawindel“ in Steiermark; Mitt. des ornith. Vereines, Wien, X, 1886, S. 280. — „Gies- oder Goisvogel, Totenvogel“ in Oberösterreich; ebenda, XII, 1888, S. 28. — „Vijoglavka, vrtoglavka, Stortacoll, Vacagrossa“ in Steiermark; ebenda, XIII, 1889, S. 557. — „Gais- oder Gaistvogel“ im Kuhländchen; ebenda, XIII, 1889, S. 49. — „Baumraffler“ in Tirol; ebenda, XIV, 1890, S. 276. — „Pipivogel, Regenbitter, Naterfink“ in Kärnten; ebenda, XVIII, 1894, S. 140. — „Natterfink, Natterwendl, Natterzunge, Otterwindl“; ebenda, XIX, 1895, S. 73. — „Natterfink, Otterfink, Regenbitter, Baumraffler (Drautal), Widwid (Etschtal), storzicol und storcicol for, migha (Welschtirol)“; ebenda, XXI, 1897, S. 112. — „Regenvogel, Wetervogel, Fratzenzieher, Perlhans, Rittelweib“ in Sachsen; Mitt. über die Vogelwelt, 1907, S. 3. — „Dreihals, Wruckhals, Jammervogel“ in Mecklenburg; Mitt. über die Vogelwelt, VI, S. 82. — „Drehschlunk, Drehhals, Windhals, Weibermann, Natterwendel, verdrehtes Wagenrad“; Dr. Kurt Floericke, *Avifauna der Provinz Schlesien*, S. 316. — „Oderwindel“; *Ornis Vindobonensis* von August Friedrich Graf Marschall und August v. Pelzeln, 1882, S. 94. — „Regenvogel (in Mödling), Aderwindel, Oderwindel“; *Die Vögel Niederösterreichs*, 1908, von Robert Eder.

Opferhaufen.

Marie Eysn beschreibt in der Berliner Zeitschrift für Volkskunde, 1898, S. 455, einen eigentümlichen, sonst in Österreich seltenen Gebrauch. Südlich von Ober-Bergern bei Mauntern im Dunkelsteiner Walde heißt es dort auf der Höhe „Zur toten Frau“, wo eine Kapelle steht und unweit davon „beim toten Mann“ mit einfachem Holzkreuz. Einem alten Gebrauche zufolge wirft jeder Vorübergehende ein Zweiglein ab, so daß dort stets ein Haufen liegt. Es geschähe zum Andenken eines dort von Räubern ermordeten Ehepaares.

Diese Sitte ist in ähnlicher Art aus weit voneinander gelegenen Orten festgestellt. (Vergl. H. Ankert, Zeitschr. f. ö. V., VII, 22.) So ist im Freiluftmuseum Skansen ein solcher Opferhaufen dargestellt, wie er in Dalarne zum Andenken eines dort Ermordeten besteht und es wird im Führer unter Nummer 75 berichtet, daß Vorübergehende Zweige, Reisig oder Steine abwerfen. Ist der Haufen schon zu groß, so verbrennt man einen Teil. — Dr. Edmund Schneeweis beschreibt ¹⁾ das Modell eines „Fluchhügels“ im ethnographischen Museum in Belgrad. Nach einem schweren Verbrechen im Dorfe werden von den versammelten Einwohnern auf einem kleinen Hügel Steine zusammengeworfen und es wird dem unbekanntem Übeltäter geflücht. Bei Mord bleibt jedoch der Hügel kahl. — Der wohlbekanntere Verfasser mittelalterlicher Romane W. Häring (Willibald Alexis) schreibt in seinem „Roland von Berlin“, daß auf dem Wege über die Lausitz nach Böhmen die rohen Holzkreuze am Orte, wo einer erschlagen war, Grund genug zur Furcht gäben. Auch Steinhaufen sah man dort. Wo ein Mann unter schlimmen Händen blutete, ist's jedem, der vorübergeht, fromme Pflicht, daß er ein Steinlein hinwirft, denn wer errichtet dem armen Wicht einen Leichenstein? So werden aus Steinlein große Haufen und der fromme Wandersmann betet ein Ave Maria still für die Seele und weiß nicht, wem es gilt, ob es sein Feind war oder sein Freund. Nochmals erwähnt er der Sitte in „Der falsche Waldemar“, wo er sagt, es gäbe in der Heide zwischen Brandenburg und Magdeburg Hunderte solcher Malhaufen. — Kyselack²⁾ berichtet, daß man auf den Tauern öfter Steinhaufen sieht, von Wandernden zusammengelegt, wo ein Mensch erfroren ist. — Weiters schreibt Hermann Scheffler ³⁾ über kleine Steinyramiden zwischen der Rifküste und Tetuan in Marokko zum Gedächtnis für Erschlagene. — In Bulgarien besteht auch die Sitte, Opferhaufen aus Zweigen zu errichten. ⁴⁾

Im Indiculus superstitionum et paganismarum werden aus dem 8. Jahrhundert Steinhaufen über Gräbern Verstorbenen als abergläubische Gebräuche unter Strafe gestellt. Die weite Verbreitung der geschilderten uralten Herkommen sowie das geistliche Verbot lassen sie als heidnisch erscheinen.

Anton Dachler.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Die volkskundliche Sammlung des Museums in Gmunden.

Von Dr. Georg Kyrle.

Die in einem passenden, zu Museumszwecken adaptierten Hause (Franz Josefs-Platz 13) untergebrachte Sammlung des Musealvereines in Gmunden besitzt neben anderen lokalhistorisch-interessanten Stücken eine Anzahl volkskundlicher Dinge aus dem Salzkammergut, die im nachfolgenden eine entsprechende Würdigung erfahren sollen. Dem Obmann des Vereines, Herrn Obergerichtsrat i. R. Ludwig Pauli, gebührt das Verdienst, die Stücke gesammelt und entsprechend aufgestellt zu haben.

Vorerst will ich eine allgemeine kurze Übersicht über das Museum geben, um hierauf die speziell volkskundlichen Dinge des näheren zu behandeln.

Im Hausflur befindet sich das Klug'sche Waffenlegat, etwa 100 Stücke von 1400 bis modern, eine Stiftsurkunde, ein französischer Kürass mit Probeschuß und einige Gmündner Antiken. Im rückwärtigen Teile des Hausflures eine große stehende Vitrine; dieselbe

¹⁾ Zeitschrift für österreichische Volkskunde, 1912, S. 225.

²⁾ Skizzen einer Fußreise durch Österreich.

³⁾ Gartenlaube 1913, S. 634 f.

⁴⁾ Strauß Adolf, Bulgaren. Leipzig 1898.

enthält: mehrere italienische und deutsche Gläser, drei Fußwaschungskrüge, einen Kölner Krug mit der Legende des barmherzigen Samaritaners, mehrere Zierschüssel und eine schön ornamentierte „Weisatschale“, in der der Mann seiner Frau nach der Geburt die erste Suppe reichte, sowie eine Anzahl anderer Gmundner Fayencen. Die darunter befindliche liegende Vitrine enthält eine reiche Sammlung von Altwiener Gegenständen.

In dem gleich links vom Eingang befindlichen Wohnzimmer steht ein Tabernakelkasten, zugleich Betstuhl und Schreibtisch; in der Apsis eine Passion vom Gmundner Johann Georg Schwantaler (1770), sodann ein gotisches Kastel, schlecht restauriert, in demselben alte Apothekergefäße und ein schön geschnitztes Schach- und Damenspiel. (Schachzabel- und Damenzabelspiel.) Die weitere Einrichtung bildet ein großes Bett, Kasten und Truhe, alle drei sehr reich verziert (Rokoko). Auf der Truhe eine lange Vitrine mit Medaillen, Hunger- und Denkmedaillen 1816, 1817, Zehnkrüzerwecken von 1816, acht Miniaturen, eiserne und silberne Erinnerungsmedaillen an die Schlacht bei Leipzig, an die Eröffnung des Frankfurter Parlaments, zwei Schekel Israels (käuflich beim Passionsspiele); darüber ein italienischer Spiegel, drei Pastellgemälde vom „Hofakteur“ Lange (1816), in zwei stehenden Vitrinen Gmundner Schwantaler Krippenfiguren und eine Uhr von Erzherzog Johann; ferner ein hübsches, kugelförmiges Waschgefäß aus Zinn (1734), zwei Spinrocken, ein Kasten mit alten Holzskulpturen, Barock- und Renaissanceesseln mit reichgeschnitzten Lehnen.

Das ebenerdige Sammelzimmer enthält Versteinerungen aus der Umgebung von Gmunden ¹⁾ sowie eine Schlüssel- und Schloßsammlung, Kummerte, Sattel- und Zaumzeug vom seinerzeitigen Getriebe.

Das Stiegenhaus zieren alte Ansichten von Gmunden und Salzkammergut; an der Stirnseite eine Waffengruppe mit Spießen der Stadtwache, Hieber aus der Zeit Maria Theresias u. s. w.

Im ersten Stock befindet sich das Arbeitszimmer, in welchem eine Sammlung von Gabeln, Löffeln und Messern untergebracht ist. Neben diesen steht eine Weltuhr mit 31 Zifferblättern und eine Vitrine mit aus dem 13. und 14. Jahrhundert stammenden Schriften, zwei Blockdrucken u. s. w. Ferner ist die Entwicklung des Gmundner Postwesens dargestellt. Drei Mappen mit etwa 1000 Ansichten von Gmunden und dem Salzkammergut, Bücher mit Stempel, Siegel und Papiergeld, Kalender, Karten, Manuskripte der heimischen Dichter Schleifer und Keim vervollständigen neben einer reichhaltigen Sammlung der verschiedenartigsten Bücher das Inventar dieses Zimmers.

Am Hausboden beherbergt das eine Sammelzimmer originelle, oberösterreichische Krippen. Die Hochzeit zu Kanaan mit Küche und Vorratsraum ist mit einer großen Anzahl gutgeschnittener Figuren und über 1000 kleinen Gegenständen von Kupferschmied, Gelbgießer, Zinggießer, Messerschmied, Hafner und Spengler ausgestattet. Ein Ölberg von Bernhard Schmie d (um 1780), Bruder von Kremersschmied, Goldschmied und Maler in Gmunden.

Das andere Sammelzimmer enthält eine reiche Gruppe der Gmundner Nationalgarde 1848. Eine Anzahl von Gardistensäbeln, Patrontaschen, die Fahne, Trommel, Tschakos u. s. w. sind erhalten. Es ist infolge der Reichhaltigkeit die sehr wertvolle lokalgeschichtliche Gruppe. Rechts vom Eingang eine Truhe, die die letzten Reste der Linde am Haushammerfeld, welche im oberösterreichischen Bauernkriege (1625) eine große Rolle spielte, enthält.

Über einem kleinen Hof liegt das Hinterhaus mit vier Zimmern.

Im Zimmer ebenerdig rechts Gruppen von Waffen und Bildern aus dem Bauernkriege 1626, der Franzosenzeit 1809 bis 1813 und dem Jahre 1848.

Im Zimmer links fanden die Gmundner Keramik und Gipsabgüsse von Werken des Gmundner Bildhauers Untersberger ihren Platz.

Im ersten Stock sind in dem einen Zimmer bürgerliche und bäuerliche Kostümstücke sowie eine Serie von Bildern untergebracht. Die Vitrine füllen prähistorische ¹⁾ und römische Ausgrabungen.

Der anstoßende Raum ist dem Zunftwesen der Stadt Gmunden gewidmet.

¹⁾ Vergl. Jahrbuch für Altertumskunde, 1912.

Neben den beschriebenen Räumen befindet sich zu ebener Erde im Vorderhaus eine ländliche Küche und im ersten Stock eine Bauernstube.

In der Küche, in der zum Teile auch andere Sachen untergebracht sind, steht links vom Eingang eine naturgetreue Kopie eines offenen Herdes mit Rauchhelm, vom *Haselbauernhause* in Gschwand, mit teilweiser Verwendung des alten Materials. Aus der Umgebung stammt auch das Inventar der Küche, wie Bratenwender, Wärmestein, Herdleuchter zum Aufhängen und Stehen, Pfannen, Pfannenknechte u. s. w. An der Wand vom Herd zur Türe hängen bayrische und österreichische Hohlmaße (1764), Serpentin-, Kupfer- und Zinngeschirr, Schüsseln, eine einarmige Wage u. s. w. Auf der gegenüberliegenden Wand ist eine Sammlung von Hohlhippen- und Waffeleisen ausgestellt. Ihre Platten sind sehr verschiedenartig, meist figural, durch Eisenschnitt verziert. (Beidseitige Wappen; Lamm Gottes, päpstlicher Adler; durchbohrtes Herz 1760; Initialen Marias und Jesus u. s. w.) Neben dem Waffeleisen befindet sich eine Anzahl alter Lebkuchenmodel, welche die verschiedenartigen Ornamente, wie Herz, Stern mit Pelikan, Herz mit Lamm, Fische, Herr und Dame in Kostüm Louis XIV., Herz mit päpstlichem Adler u. s. w., aufweisen. Neben dem Waffeleisen ist die Entwicklung des Feuerzeuges, neben dieser die der Leuchter dargestellt. Einige recht gute Stücke von Bauernleuchtern und originellen Stallaternen zieren diese Gruppe. Bauernsessel sowie allerlei alter, aus der Umgebung zusammengetragener Hausrat vervollständigen das Inventar des Raumes.

Volkscundlich am interessantesten ist die Bauernstube.

Links vom Eingang befindet sich ein Weihwasserbehälter aus Ton, bemalt, der das Herz Christi mit der Wunde, umgeben von einem Strahlenkranze, darstellt. Oben lodern zwei Flammenbüschel, darüber steht ein einfaches Kreuz. Die große Herzwunde dient als Eintauchöffnung. Neben an ein grüner niedriger Kachelofen mit Nische zum Einstellen des Lichtes, um ihn die Ofenbank. In der Ecke das zwiespannige Bett (1820), ober demselben eine Anzahl Heiligenbilder (mehrere davon Glasmalerei) und Reliquiarien. Neben dem Bette eine Wiege sowie ein hübsches Spinnrad und ein Handspinnrad. An der Schmalseite des Raumes stehen neben dem Bette eine große, bemalte Truhe, darauf ein Bauernzöger (Kober) aus Bast mit Lederbesatz (1799), ein Drehbrett und Mariandspiel, Hexen- und Wahrsagerkarten, Halsband und Schelle eines Almhundes, ¹⁾ alte Instrumente zur Heilung des Viehes ²⁾ und ein Hubertuseisen. ³⁾

¹⁾ Der Almhund, der den Hirten bei der Beaufsichtigung des weidenden Viehes unterstützte, trug früher ein Halsband mit nach außen stehenden eisernen Stacheln, um vor Angriffen durch Raubtiere besser geschützt zu sein. Die große Schelle wurde ihm angehängt, wenn er ein verstiegenes Vieh zu suchen hatte. Ihr Ton war auf viel größere Entfernungen hörbar als das Bellen. Vom Hansl im Graben, Schlagen bei Gmunden.

²⁾ Hier befindet sich auch ein 48 cm langes, bis 5 cm dickes, gegen das obere Ende zu sich allmählich verjüngendes Holzstück, das mit tiefeingeprägten, parallelen Rillen versehen ist. Es wurde dem Vieh, das einen durch Gase aufgetriebenen Magen hatte, mehrmals in die Schlundröhre hinuntergestoßen, um dieselbe zu erweitern und den Gasen Austritt zu verschaffen. Daß diese Prozedur manchmal zu einer wahren Folter wurde, ist klar; es kamen hierbei auch vielfach Kehlkopfbrüche vor.

³⁾ Hubertuseisen, von Hansl im Graben stammend, von dem zwei ganz gleiche Exemplare vorliegen. Es hat unten eine quergestellte, durchbrochene starke Eisenplatte. Daran ist ein 20 cm langer Eisendorn, der gut zur Hälfte in einer starken, etwa 40 cm langen Holzhülse steckt. Ein großes Stück der Holzhülse ist bei dem oftmaligen Glühen des Eisens bereits abgebrannt. Der Stempel ist als Alpha und Omega aufzulösen, die auf vielen Schutzmitteln wiedergegebene Symbolisierung des Ausspruches: „Ich bin der Anfang und das Ende.“ Er wurde in früherer Zeit vor dem Austrieße auf die Alm dem Vieh als Schutz gegen Seuche aufgedrückt. Ursprünglich war es ein Schutzmittel gegen Tollwut und wurde im Laufe der Zeit überhaupt gegen Seuche angewendet. St. Hubertus (gest. 727) wurde als Patron gegen Tollwut verehrt. „In Saint-Hubert (Belgisch-Luxemburg) ist seine Wallfahrtskirche, worin Jagdhorn, Bischofsskamm, Krummstab, Stola, Schlüssel des Heiligen; Fasern der Stola, unter die Stirnhaut geschoben, helfen gegen Tollkrankheit.“ (Anzeigebblatt für die kath. Geistlichkeit, Dülmen i. W., VIII, November.)

F. Straßer (Deutsche Gaue, XI, 1910, S. 128) berichtet aus Bogen bei Straubing (Bayern) von zwei Hubertusschlüsseln, die ganz die gleiche Matrize zeigen wie unsere Eisen, womit noch vor vierzig Jahren Bißwunden tollwütiger Hunde ausgebrannt wurden und beim Vieh prophylaktisch gegen die Folgen eines solchen Bisses durch Aufbrennen Verwendung fanden.

Über der Truhe ist in der Mauer ein Hauskastel eingelassen, in welchem die hauptsächlichsten Wertgegenstände des Hauses, wie Uhr, Halskette, Knöpfe, Ringe aus Silber, Brieftasche, Hauschronik u. s. w., in sicherer Verwahrung liegen.

Neben der Truhe gegen das Fenster zu steht ein hübscher bemalter Kasten, in dem die später zu besprechenden Amulette und Schutzmittel aufbewahrt sind.

Die seichten Nischen der beiden Fenster schmücken verschiedene Bilder, ein Bauernhygrometer¹⁾ und vier Peitschen zum Aperschnalzen.²⁾

An der Wand zwischen den beiden Fenstern steht ein Schubladkasten mit verschiedenen bäuerlichen Kleidungsstücken, darauf Bauernglasgeschirr sowie das „G'sperr“ einer Magd und eines Knechtes.³⁾

In der Ecke ein großer, viereckiger Tisch, eine Mauerbank und eine Anzahl origineller Bauernstühle. Es ist für fünf Personen gedeckt. Im Herrgottswinkel hängt ein hübsches Kruzifix aus dem alten Fasslhaus in Gmunden, darüber einige Palmbüschen. Links und rechts vom Kruzifix eine Anzahl Glasbilder aus Wolfsbach sowie Sandmalereien.

An der Decke etwa in der Mitte des Raumes eine Heiliggeist-Taube.⁴⁾

An der Wand zur Türe steht wieder ein bemalter Bauernkasten, der eine Anzahl von Kopfbedeckungen (Gold-, Perl-, Flor-, Ohr- und Winterhauben, weiße Häubchen der Bürgerfrauen mit Haubenstock), eiserne Werkzeuge, Türbänder und Schlösser u. s. w. sowie Folterwerkzeuge des Schlosses Orth beinhaltet. Neben dem Kasten eine Wanduhr mit langem Gewichtkasten (1750).

¹⁾ Ein von Nadeln befreiter junger Tannenzweig ist an seinem unteren Ende fix befestigt, während das andere frei auf einer Skala spielt. Ist die Luft feucht, so bleibt er in seiner natürlichen Lage, wird sie trocken, so krümmt er sich. Nach der Stärke der Krümmung, die an einer einfachen, bogenförmigen Skala abgelesen wird, zieht häufig heute noch der Landmann seine Schlüsse auf das zu gewärtigende Wetter.

²⁾ Der Stiel der Peitschen ist etwa 20 cm, die Peitsche selbst mehrere Meter lang. Von geübter Hand geschwungen, gibt sie einen scharfen, kurzen Knall. Das „Schnalzen“, welches eine größere Anzahl junger Burschen aus der Gemeinde meist im Takt vornehmen, feiert die Einkehr des Frühlings und findet zur Zeit der Schneeschmelze (Aperwerden des Bodens) statt.

³⁾ Nach erreichte 14. Lebensjahre oder beim Verlassen des väterlichen Hauses erhält das nunmehr ins Leben tretende Kind vom Taufpaten die Abfertigung, manchmal in sehr wertvoller Form, meist aber besteht sie in einem kleinen versperrbaren Kästchen mit etwas Geld, in welchem dann das Dienstbotenbuch, Wertgegenstände sowie kleine Utensilien ihre Verwahrung finden. Dieses Kästchen wird mit dem Ausdruck „G'sperr“ bezeichnet, da es neben dem Koffer das einzig verschließbare Ding ist, das der Dienstbote besitzt. Die beiden Kästchen stammen vom Hansl im Graben. Die Magd hat in ihrem Kästchen die Krösengeldbüchsen mit dem Jahreslohne, Spiegel, Kamm, Nähzeug und in zwei Geheimfächern das Krösengeld (Chrisamgeld ist die Geldspende, welche der Taufpate dem Täufling gibt), den Wachsstock und einen Rosenkranz, der Knecht die Krösengeldbüchse mit falschem Geld, eine alte verdorbene Spindeluhre (beim Uhrhandel hatte er, da er Geld brauchte, immer wieder eine schlechtere eingetauscht), einen eiförmigen rot gefärbten Stein (falsches Ei zum Eierpecken, bei dem der Besitzer des ungepeckten Eies das gepeckte erhält), Schusterdraht und Schusternägel (die männlichen Dienstboten bessern den weiblichen die Schuhe aus, wofür ihnen diese die Wäsche waschen und stopfen), Kamm und Spiegel verwahrt. Wenn auch nicht alle „G'sperr“ der Knechte solche, wie angeführte wertlose Dinge enthalten, zeigt es doch, daß die Dienstboten auf den Besitz eines solchen Kästchens großen Wert legen, da sie bei dem Nichtbesitz eines solchen in den Augen ihres Berufsgenossen tief sinken würden. Da das „G'sperr“ nur seinem Besitzer zugänglich ist, enthält es, wie in unserem Falle, ab und zu Dinge, die mit betrügerischen Handlungen in Zusammenhang stehen: in ihnen finden sich nicht selten auch verbotene Waffen, starke Arzneimittel u. s. w.

⁴⁾ Sie ist aus dem Vollen geschnitzt und von einem Kreise stilisierter Wolken umgeben, aus denen mehrere Engelköpfe hervorblicken. Das Innere des Kreises wurde zur Anpassung an die Decke mit Bergschrادل (Hex equifolia) ausgefüllt. Die Taube stammt aus der Ortschaft Steinbichl (Gemeinde Pinsdorf) bei Gmunden und ist, abgesehen von ihrer gediegenen Ausführung, insofern von Interesse, als vollgeschnitzte Tauben in Oberösterreich sehr selten vorkommen und ihre Stelle der sogenannte „Heilige Geist im Glasel“, eine Papiertaube in einer Glaskugel, einnimmt. Unser Stück dürfte kaum in Oberösterreich selbst geschnitzt worden sein, sondern ist wahrscheinlich ein Importprodukt aus Tirol, von wo wir eine Anzahl solcher Tauben kennen.

Über der Eingangstür befindet sich das Hausgewehr, ein Gemsen- und Widder-
schädel.

Die Bauernstube gibt in ihrer Gesamtheit ein recht gutes Bild, wie es seinerzeit
ausgesehen hat und manchmal noch heute aussieht, obwohl die große Anzahl der auf-
gestellten Objekte den Raum stark überfüllt.

Die im vorstehenden dargebrachten Ausführungen sollen nur eine Material-
publikation sein und bezwecken keineswegs eine vollständige Vergleichung des Materials
mit Analogieerscheinungen. Es ist außer Zweifel höchst notwendig, daß die volkskundlichen
Bestände des Museums wenigstens als anspruchslose Materialpublikationen in einer
Literatur niedergelegt werden, da es erst nach diesen Vorarbeiten möglich sein wird,
Herkunft, Verbreitung, Erzeugung u. s. w. vieler volkskundlich hochinteressanter Gegen-
stände, insbesondere Schutzmittel und Devotionalien wissenschaftlich genau festzustellen.

Für die Mithilfe, die mir Herr Obergerichtsrat L. Pauli bei der Aufnahme der
Stücke angedeihen ließ, sei ihm bestens gedankt.

Volkstümliches aus Kärnten.

1. Der Bleiburger Wiesenmarkt am 31. August und 1. September 1913.
In einem Lande wie Kärnten, dessen Wohlstand vorzüglich auf Ackerbau und Viehzucht
beruht, hatten in alter Zeit die Märkte für das wirtschaftliche Leben eine ungleich größere
Bedeutung als heute im Zeitalter des Verkehres. Dürftig sind aber die Spuren, welche
noch in der Gegenwart daran erinnern: der Wiesenmarkt, der zu Michaelis in St. Veit,
und der Wiesenmarkt, der um Ägidi (1. September) in Bleiburg abgehalten wird.
Jedoch nicht das eigentliche Marktgetriebe beansprucht die Aufmerksamkeit des volks-
kundlichen Forschers, sondern die mangelhaften Reste alter Förmlichkeiten, an denen
ein Teil des Landvolkes — dem modernen Leben zum Trotz — bis jetzt noch festhält.
In Bleiburg bietet hiezu der Auszug mit der „Freiung“ Anlaß.

Eine Urkunde, die im Bleiburger Stadtgemeindecarchiv aufbewahrt wird, besagt
folgendes: „Auf Grund des Privilegiums des Kaisers Ferdinand I. vom 22. Juli 1842 wird
von der Gemeinde Bleiburg alljährlich am Montag nach Egydi, und wenn Egydi auf einen
Montag fällt, an diesem Tage der Markt auf der gräflich von Thurn'schen Wiese, nördlich
der Stadt Bleiburg, abgehalten. Am Samstag vor dem Markte, zwischen 11 und 12 Uhr
vormittags, hat die Gemeinde ein Säckchen aus grünem oder schwarzem Stoffe oder Samt
mit dem Inhalte: 1 Dütchen Zimt, 1 Dütchen Pfeffer, 1 Dütchen Muskatblüte, 1 Stück
Ingwer und 3 Pfennig (jetzt Heller) dem Grafen Thurn, und wenn der Graf nicht im
Schlosse anwesend ist, im gräflich von Thurn'schen Forstamte zu übergeben.“

Vierzehn Tage vor dem Markte steht die „Freiung“, auf einer Säule angebracht,
von Blumengewinden umrankt, auf dem Marktplatze aufgerichtet. Sie besteht aus einer
wagrecht vorgestreckten hölzernen Hand, welche ein Schwert umfaßt. Am Markttag
erfolgt nach dem Segen um 3 Uhr nachmittags die Übertragung dieses Sinnbildes der
Marktfreiheiten auf die Marktwiese. Aus nah und fern hat sich das Volk eingefunden;
es harret zum größeren Teil auf der Festwiese, zum kleineren vor der Gemeindecanzlei,
bis der Gemeindecreiber — heute in Galauniform — erscheint und unter Vorantritt
der Musikkapelle und des gepanzerten Vorreiters die Freiung auf die Marktwiese überträgt.
Den feierlichen Charakter dieser Handlung zu erhöhen, schreiten der „Freiung“ zur Seite
je zwei in bunte Landsknechttracht gekleidete „Hellebardisten“, während die Menge der
Neugierigen den Zug auf die Wiese begleitet, wo die „Freiung“ aufgepflanzt wird. Die
Landsknechte stecken nun ihre Lanzen um das Zeichen der Marktfreiheit in den Boden,
so daß ein Viereck entsteht, welches kein Marktbesucher ohne Zahlung eines Lösegeldes
betreten darf.

Offenbar geht die Urkunde nur auf eine 1842 erfolgte Erneuerung des Bleiburger
Marktprivilegs zurück, der Markt selbst aber und die damit verbundenen Bräuche stammen
wohl, wie die volkstümlichen Zutaten beim heutigen Auszug und die Geschichte der
Stadt schließen lassen, aus weit älterer Zeit.

2. Das Gailtaler Volks- und Trachtenfest in Hermagor. (7. September 1913.) Sonntag den 7. September fand anlässlich der Enthüllung des Kärntner Jahrhundertdenkmales in Hermagor ein Volks- und Trachtenfest statt. Es war ein glücklicher Gedanke, die schöne patriotische Feier nach landesüblicher Art zu begehen, indem bäuerliche Trachtengruppen aus dem Gail-, Gitsch- und Lesachtale, aber auch anderswoher aufgeboten wurden. Gibt es doch kaum eine andere Gegend Kärntens, die so eigentlich als die Wiege und der Hort alten Brauches und Herkommens bezeichnet werden könnte wie das schöne Gailtal mit seinen Nebentälern. Während sonst überall ein starker Rückgang der Volkstrachten zu bemerken ist, scheint der Sinn für den künstlerischen Schmuck des Alltagslebens, der naturgemäß in den alten Trachten am sinnfälligsten zum Ausdruck kommt, hier tiefer im Volke zu wurzeln und nur ungen und langsamer als sonstwo den neuen Modegesetzen weichen zu wollen. Hier ist wohl auch ein zielbewußtes und zweckmäßiges Eingreifen des jüngst gegründeten Verbandes für Heimatschutz in Kärnten zu erwarten und die Hoffnung berechtigt, daß das im Volk noch nicht erstorbene Interesse für bodenständige Art und Sitte bei ähnlichen Anlässen von berufener Seite immer mehr werde geweckt und gehoben werden.

Der vom Förster Zobel zusammengestellte Trachtenfestzug bot mit den alten, volkstümlichen Kleidungen und zahlreichen geschmückten Bauernfuhrwerken ein farbenreiches Bild, das trotz mancher städtischer „Landsmanntrachten“, die sich darin vorfanden, dennoch einheitlich genannt werden darf. Einen lieblichen Anblick bot der mit Tannenreisig und Ähren geschmückte Erntewagen, besetzt von Schnitterinnen aus dem Gitschtale. Ihm folgte eine Schar Mädchen aus dem unteren Gailtale, deren herrliche Tracht zu bekannt ist, als daß sie nochmals beschrieben werden sollte. Besondere Aufmerksamkeit erregte der stattliche Hochzeitszug aus Egg und St. Stephan. Voran der Wagen mit dem aufgepackten Brautkasten, der von dem Brautkastenführer gehütet wird. Ihm folgte der eigentliche Brautzug, geleitet von dem „Fahndführer“, der gleich seinen Begleitern, den Hochzeitern, auf ungesatteltem Pferde reitet, während die tapferen Musikanten zu Fuß mitziehen. Ein Zug Burschen und Mädchen aus dem unteren und oberen Gailtal, die Männer, teilweise beritten, folgten nach. Die kleidsame Tracht der Untergailtaler besteht aus blauen Strümpfen, Lederhosen, welche die Knie freilassen, schwarzem oder braunem Samtjanker und flachem, dunklem Plüschhut, welcher über die bunte, lang herabhängende Zipfelmütze getragen wird. Abwechselnd mit den frohen Liedern der Hochzeiter ertönten die antwortenden Weisen der Musikanten. Die Gruppe der Lesachtalerinnen hob sich merklich von den übrigen ab, da sie barhaupt gehen, lange schwarze Röcke und weiße Schürzen tragen, von welchen die rote oder blaue, buntverschnürte Jacke um so schöner absticht.

Der Geist der Freiheitshelden von anno neun schien in der strammen Lesachtaler Schützenkompagnie zu atmen; lauter hübsch gewachsene junge Männer in Kniehosen, grellrotem Janker mit grüner Verbrämung. Ein hellgrünes Band und eine kecke Feder zierte den hohen, breiten Hut. Ganz *hesonders originell* wirkte das Häuflein Holzknechte vom Guggenberg. Ein Schaffell, das ihnen Schutz vor Unwettern bietet, auf dem Rücken, ausgerüstet mit Schaber, „Zepin“ und Fußseisen, trollten sie dem frohen Zuge nach; der Letzte ein altersgebücktes, aber noch sehniges Männlein mit dem Kochkessel und dem Mehlsack am Rücken. Es ist nicht möglich, alle Einzelheiten aufzuzählen, doch sei der reizenden Kindertrachtengruppe, der ebenso würdig als malerisch gekleideten Trabantengarde aus St. Veit und der Drautaler mit ihrer kleidsamen Volkstracht nicht vergessen.

Der Nachmittag des Festtages war der volkstümlichen Belustigung vorbehalten. Von volkskundlichem Interesse war dabei der getreue und mit allem Ernst eines solchen Anlasses wiedergegebene Lindentanz, wie er in Feistritz, Saag und Görttschach noch alljährlich gepflegt wird.

Erlebt man die ungekünstelte Freude, den stillen Stolz, der aus dem Auge jedes Teilnehmers funkelt, und sieht man, wie viel Landleute noch immer gerne zu Festbräuchen sich einstellen, welche im treuen Boden der Heimateerde wurzeln, so möchte man sich nur ungen mit dem Gedanken vertraut machen, den Rose Julien in ihrem Buche „Die

deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts“ äußert, daß die mannigfaltigen Bemühungen zur Erhaltung der Volkstrachten mit Steinchen zu vergleichen seien, die den Strom einer mächtigen Entwicklung kaum aufhalten könnten. Zielbewußtes und rechtzeitiges Eingreifen des Verbandes für Heimatschutz könnte in unserem Lande den vernichtenden Wogen des neuen Modegeistes noch gar wirksamen Schutz entgegenzusetzen.

Prof. Dr. G. Graber.

Das westböhmisches städtische Kunstgewerbemuseum in Pilsen. Am 13. Juli 1913 fand die Eröffnung dieses großangelegten Museums statt, das bestimmt ist, durch seine Sammlungen die westböhmisches Bevölkerung in ihrem künstlerischen und gewerblichen Schaffen auszubilden und den Sinn für die heimische Kunst zu heben. Bei den Sammlungen war in erster Reihe entscheidend, daß aus der nächsten oder weiteren Umgebung des Wirkungskreises der Anstalt besonders bemerkenswerte Gegenstände erworben werden. In zweiter Reihe kommen Kunstdenkmale aus anderen Gegenden Böhmens und den anderen Ländern der böhmischen Krone und in letzter Reihe erst Objekte aus der Fremde in Betracht. Der Sammlungsbestand beläuft sich auf rund 15.000 Gegenstände, für welche in dem Museumsgebäude eine Bodenfläche von 1922 m² zur Verfügung steht. Aus Anlaß der Eröffnung ist vom Museumsdirektor Josef Škorpil ein sehr übersichtlich zusammengestellter „Führer“ herausgegeben worden. In volkskundlicher Hinsicht sind namentlich die reiche Textiliensammlung, die Kollektion altböhmisches Gläser und der böhmisch-mährischen Keramik bemerkenswert. Möge die nützliche Anstalt in ihrem neuen schönen Heim eine recht ersprießliche Tätigkeit entfalten und namentlich auch den heimischen Gedanken pflegen.

Das Kaiser Franz Josefs-Museum für Kunst und Industrie in Troppau hat im August dieses Jahres eine Ausstellung von schlesischen Weihnachtskrippen veranstaltet, die ein Schnitzer aus dem deutschen Gebirge um die Mitte des 19. Jahrhunderts gefertigt hat. Es sind Stücke von großer volkskundlicher Bedeutung und künstlerischem Reiz darunter. Direktor Dr. E. Braun hat vier solcher Krippen für das Troppauer Museum angekauft und eine derselben dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde überlassen.

Anthropologische Aufnahmen der Alpenbevölkerung. In den Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines hat Kustos Dr. Artur Haberlandt eine Anregung veröffentlicht, die zahlreichen Amateurs unter den Touristen möchten geeignete Aufnahmen von charakteristischen Individuen unserer Alpenbevölkerung anfertigen und gegen Ersatz ihrer Kosten an das k. k. Museum für österreichische Volkskunde einsenden. Von Herrn Professor Dr. Erhard Matter (Stift Seitenstetten) und Sanitätsrat Dr. E. Höfling (Duisburg) sind in dankenswerter Weise bereits einige gute Bilder zur Verfügung gestellt worden. Ebenso hat sich unser Mitglied Fräulein Marie Huber in Fusch bereit erklärt, solche Aufnahmen einzusenden. Wir bitten alle unsere Freunde und Mitglieder, uns bei dieser bedeutungsvollen Aktion tatkräftig unterstützen zu wollen.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

17. Dr. Norbert Krebs: Länderkunde der österreichischen Alpen. (Bibliothek länderkundlicher Handbücher, herausgegeben von Prof. Dr. Albrecht Penck.) Stuttgart 1913.

Kenntnis von Land und Geschichte ist die erste unumgängliche Voraussetzung für die wissenschaftlich vertiefte Behandlung volkskundlicher Probleme; während aber bisher die Erkundung historischer Daten dank dem ausgebreiteten Betrieb der Geschichte im großen und ganzen keine allzu schwierige war und darum auch meist durchgeführt wurde, hat sich die Volkskunde die Ergebnisse der geographischen, speziell der länderkundlichen

Forschung eigentlich weitaus weniger zu eigen gemacht, aus dem einfachen Grunde, weil es an zusammenfassenden Darstellungen auf diesem Gebiete so gut wie gänzlich gefehlt hat. So darf es denn mit besonderer Genugtuung begrüßt werden, daß der Stolz eines jeden Deutsch-Österreicher, zugleich die Stammlande der Monarchie, die österreichischen Alpenländer eine mustergiltige Schilderung in landeskundlicher Hinsicht durch Professor N. Krebs erfahren haben. Sowohl im ersten Teil, der zusammenfassenden und vergleichenden Beschreibung der Alpenländer nach ihrer geologischen, morphologischen, klimatischen Beschaffenheit, nach Vegetation, Besiedlung und wirtschaftlicher Entwicklung, wie im zweiten Teil, der Beschreibung der Einzellandschaften, findet der Volksforscher eine ganze Reihe grundlegender Betrachtungen, welche die ihn angehenden Themen bedeutend vertiefen und erweitern. Die Fülle des Gebotenen bei knappster und klarster Disposition des Stoffes ist ganz außerordentlich; Welch unermüdlicher Arbeitslust und emsiger Sammelarbeit sie bedurft hat, lehren die durch ihre Vollständigkeit äußerst wertvollen und brauchbaren Literaturangaben; zahlreiche Karten und Kärtchen geben, wo gewünscht, raschestens Überblick. Wird trotzdem der Schilderung der Einzellandschaften der genaue Kenner bestimmter Gebiete noch manches Wesentliche und Interessante hinzufügen können und erscheint die Reihe der Beispiele für charakteristische Beziehungen zwischen Bodengestaltung, Kulturform, wirtschaftlichen Phänomenen u. s. w. gewiß noch systematisch zu erweitern, so wird, wie Referent überzeugt ist, dieser Wunsch bei niemandem fruchtbarer Boden finden als bei Prof. Krebs selber, der gewiß jede Kritik und Ergänzung seinem Werke auch weiterhin zugute kommen lassen wird. Vorderhand wird aber wohl jeder Leser reichlich daran zu tun haben, aus der dargebotenen länderkundlichen Betrachtung für sein eigenes Arbeitsgebiet die nötigen Konsequenzen zu ziehen; in methodischer Hinsicht möchten wir das Werk darum auch denjenigen empfehlen, deren Forschungsfeld nicht gerade mit dem geographischen Bereiche der Alpenländer zusammenfällt.

Besonders nachdrücklich seien die Volksforscher auf das Kapitel „Besiedlung“ aufmerksam gemacht.

Innerhalb der von Krebs ziemlich eingehend behandelten Hausformeneinteilung werden sich bei Berücksichtigung wirtschaftlicher und anthropographischer Momente gewiß für die Beziehungen zwischen Einheitshaus und Paarhof in Tirol (S. 176) beachtenswerte Resultate erzielen lassen; in der Einschätzung ihrer wirtschaftlichen Bedeutung tut der Verfasser den holzverarbeitenden Hausindustrien wohl ein wenig unrecht (S. 220); sicher ist dies bei der für waggonweisen Export arbeitenden Hausindustrie Grödens der Fall.

Bezüglich des Gesamtaulbaues des Kapitels hätten wir ein paar programmatische Wünsche zu äußern, der erste betrifft eine kurze Skizze der Anthropologie der Alpenländer unter Hinweis auf die sich äußernden Beziehungen zu Kolonisation und Verkehr (Blonde im Voralpenlande, Mischtypen der Städte u. s. w.), der zweite, ihm gewissermaßen parallel laufend, eine eventuell kartographische Darstellung der Dialektgrenzen, nicht bloß der Sprachenverteilung, Wünsche, die vorderhand freilich geradeso an den Fleiß der Volksforscher selber wie an den des sichtenden Bearbeiters gestellt werden müssen.

Ein Wort der Kritik sei bei aller freudigen Zustimmung zum gesamten Inhalte nicht verschwiegen; es betrifft den umfangreichen Gebrauch von technischen Bezeichnungen im geologisch-morphologischen Teile des Werkes. Manche Sätze schwelgen hier in Terminus technicis derart, daß Referent offen bekennen muß, einzelne derselben, obwohl sie der Schilderung durchaus anschaulicher Vorgänge dienen, erst nach mehrmaligem Lesen, manche auch dann nicht verstanden zu haben, und das trotz geographischer Hochschulstudien.

Möge hier in einem für einen weiten Leserkreis bestimmten und gewiß von ihm schon lange ersehnten Werke wie der Bibliothek länderkundlicher Handbücher der „trockene Ton“ zugunsten allgemein verständlicher, knapper, aber klarer Beschreibung der realen Vorgänge, um die es sich handelt, aufgegeben werden.

Dr. A. Haberlandt.

18. Führer durch das Museum des Geschichtsvereines für Kärnten und dessen Monumentenhalle im Landesmuseum „Rudolfinum“ in Klagenfurt. Herausgegeben vom Geschichtsvereine. Klagenfurt, 9. Auflage 1913.

Sehr brauchbar für den interessierten Besucher dieser schönen und reichhaltigen Sammlungen bietet sich diese Neuauflage des Führers aus dem Jahre 1913 dar. In volkskundlicher Hinsicht sind die Sammlungen ja allerdings nicht sehr reich, doch findet sich eine Anzahl sehr bemerkenswerter Objekte, so die eisernen Votive, der hölzerne Kalenderstab, die Stickereien aus dem Rosentale. Der weitere Ausbau der Sammlungen nach dieser Richtung — soweit überhaupt noch möglich — wäre dringend zu wünschen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

19. Prof. Dr. Anton Altrichter: Die Dorfnamen in der Iglauer Sprachinsel. (Jahresbericht des Staatsgymnasiums Iglau, 1913.)

Der Verfasser bespricht mit historischer Sachkenntnis die slawischen und deutschen Dorf- und Flurnamen des Iglauer Gebietes und fügt in dankenswerter Weise ein etymologisch untersuchendes Ortsverzeichnis des von ihm behandelten Bezirks hinzu. Im einzelnen werden die Deutungen wohl Anfechtungen erfahren, nichts ist bekanntlich schwieriger als diese Materie.

—ab—

20. Sagen und Märchen aus dem Oberwallis. Aus dem Volksmunde gesammelt von J. Jegerlehner. Mit vergleichendem Anhang und Register zu diesen und des Verfassers Sagen aus dem Unterwallis (1909), unter Mitwirkung von Professor Doktor S. Singer, versehen von Hans Bächtold. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 9.) Basel 1913.

Ein wichtiger, methodisch musterhaft gearbeiteter Beitrag zur vergleichenden Sagenforschung wird hier geboten. Das Material ist in übersichtlichster Ordnung zusammengestellt, einerseits nach den geographischen Provenienzen und innerhalb derselben in sachlicher Anordnung. Überaus wertvoll ist der mit größter Genauigkeit angefertigte vergleichende Anhang.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

21. Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens. Ein Beitrag zur Volkskunde des Königreiches Sachsen. Von Dr. Carly Seifarth. Leipzig 1913. Verlag von Wilhelm Heims.

Mit Zusammenfassung der ganzen bisher erschienenen Literatur, wobei insbesondere auch die älteren Werke von Praetorius, Lehmann und die „Chemnitzer Rockenphilosophie“ in dankenswerter Art mitberücksichtigt werden, sowie unter Benützung reichen archivalischen Materials, endlich auf Grund von fünfzig Einsendungen (Antworten auf eine im Lande verbreitete Umfrage) hat der Verfasser hier ein reiches volksmedizinisches Material ausgebreitet, das sich besonders auf die abergläubischen Anschauungen des sächsischen Volkes über Entstehung und Heilung der Krankheiten bezieht. Jeder Brauch und jeder Aberglaube wurde mit genauer Angabe der Quelle, beziehungsweise des Ursprungs- und Herkunftsortes versehen. Ein ausführliches Register erleichtert die Übersicht.

—ab—

22. Gubo: Aus Steiermarks Vergangenheit. Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde. Kleinoktav (IV, 236 S.) Graz 1913. Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff). K 4.

Jeder Freund der Geschichte und der Steiermark wird in diesen Blättern manches Neue finden, das seine Stoffe aus bisher unbenützten Akten des k. k. Statthalterei- und Landesarchivs geschöpft hat.

Der Leser wird vom südlichen Kulturboden der grünen Mark nach dem nördlichen in verschiedenen Zeitaltern geführt, und überall begegnet er eifriger Betätigung der Lebenskräfte. Die Ortsgeschichte gewinnt damit und läßt manche großgeschichtliche Entwicklung verständlicher erscheinen. Die Akten sprechen so viel als möglich selbst, damit dem Fachmanne recht viel Aktenmaterial zur Verfügung steht; den Nichtfachmann wird die Urezählung anheimeln, und Vergangenes wird ihm im Vergleiche mit der Gegenwart nach Denk-, Sprech- und Schreibweise wieder lebendig werden.

23. Österreichs Sagenborn. Für die Jugend und das Volk ausgewählt und neu erzählt von Friedrich Kuthmayer. Mit Bildern von Müller-München. Reutlingen. Enßlin & Laiblins Verlagsbuchhandlung. 207 S.

Nach dem Beispiel und Muster Friedrich Rankes, des Wiederbelebbers der deutschen Volkssage, sind in diesem Werke in einfacher und natürlicher Sprache eine große Zahl der in den verschiedenen österreichischen Sagensammlungen aufgezeichneten sagenhaften Überlieferungen zusammengestellt. Von den Berg-, Wald- und Feldgeistern, von den Riesen und wilden Leuten, den Bergfräulein und Saligen, dem wilden Heer und den Totenseelen, den verwünschten und auf Erlösung wartenden Seelen, von Zwergen und Kobolden, Quellen und Pflanzen, Erz- und Steinsuchern, vom Teufel u. s. w. ist hier das wundersame Erzählen und Fabeln des Volkes mit Fleiß zusammengetragen und wird seinen Eindruck auf die Jugendphantasie, für die das Buch in erster Linie bestimmt ist, nicht verfehlen. Es wäre vielleicht erwünscht gewesen, die Sagenbezirke bei der Zusammenstellung des Materials auseinanderzuhalten, die Alpengegenden von den Sudetländern zu trennen, wiewohl auch für die gewählte sachliche Einteilung beachtenswerte Gründe sprechen. Die besten österreichischen Sagensammlungen sind herangezogen, auch das Material, das in dieser Zeitschrift aufgehäuft, ist berücksichtigt. Vielleicht wäre den historischen Sagen mehr Beachtung zu schenken gewesen. Doch kann dieser Mangel bei einer nächsten Auflage leicht abgestellt werden. Der Buchschmuck ist sehr ansprechend.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

24. Motive der hausindustriellen Stickerei in der Bukowina. Gesammelt, gezeichnet und bearbeitet von Ing. Erich Kolbenheyer, k. k. Regierungsrat. Herausgegeben vom k. k. Ministerium für öffentliche Arbeiten und vom Bukowinaer Landesauschusse. 100 Tafeln Fol., 32 S.

Die vorliegende große und prächtig ausgestattete Arbeit, das Ergebnis einer vieljährigen eifervollen Sammeltätigkeit, bezweckt den reichen Schatz hausindustrieller Frauenarbeit der Ruthenen und Rumänen in der Bukowina der Allgemeinheit bekannt und vor allem für die fortschaffende Produktion fruchtbar zu machen, als ein reiches, in hundertfachen Verwandlungen sich verschwenderisch ergehendes volkskünstlerisches Formenreservoir, dessen Gesamtstil wohl würdig ist, vor dem Untergang bewahrt zu werden. In diesem Sinne vor allem ist das Werk als höchst verdienstvoll zu bezeichnen. Allerdings stehen wir heute in der Würdigung volkskünstlerischer Arbeiten schon auf einem anderen Standpunkte; nicht die einzelnen Motive, losgelöst von den Gesamtkompositionen, beschäftigen die Forschung und interessieren den Liebhaber der Volkskunst. Es kommt uns heute in Forschung und Darstellung zunächst auf die Objekte selbst in ihrer künstlerischen Behandlung an, und daher ist auch die heute allein als zulässig erkannte Art der Wiedergabe volkskünstlerischer Arbeiten eine andere, als sie in dem vorliegenden, vor fast zwanzig Jahren begonnenen Werke durchgeführt ist.

Mit diesem Vorbehalte freuen wir uns nunmehr, näher an das Werk heranzutreten und zunächst seine Anlage zu skizzieren. Es bringt einen kurzen Textteil (32 Seiten), ferner in zwei umfassenden Tabellen die Anordnung der Abbildungen auf den Tafeln und endlich eine lange Liste der ruthenischen und rumänischen Ornamentbezeichnung in den einzelnen Gegenden und Dörfern. Zwei Tafeln bringen — freilich in viel zu kleinem Maßstab — Beispiele derjenigen Textiltypen, Hemden, Kopftücher, Schmuck- und Geschenk-tücher, Perlenbänder u. s. w., von welchen die Ornamentmotive gesammelt und zur Darstellung gebracht worden sind. Eine Orientierungskarte erleichtert die geographische Zurechtfindung. Auf den 75 Tafeln ist dorfweise zusammengestellt je eine größere oder geringere Zahl von Ornamentmotiven — den Hemden, und zwar deren Oberarm-bordüren, Achselbordüren, Ärmeln, ferner Schmucktüchern, Kopftüchern entnommen — auf Millimeterpapier farbig zur Darstellung gebracht, eine Methode, die bereits oben als veraltet und im allgemeinen aufgegeben bezeichnet worden ist, die aber immerhin das Nachsticken und Nachschaffen erleichtert und deshalb wohl in erster Linie gewählt worden ist.

Die textlichen Ausführungen über die textile Hausindustrie der Bukowina bringen im einzelnen recht interessante Mitteilungen und orientieren über die Herstellung, Technik,

Nomenklatur und die ethnographische Stellung dieser Arbeiten in vorzüglicher Weise. In geschichtlicher und kunsthistorischer Beziehung stützt sich der Verfasser vollständig auf die diesbezüglichen Forschungen und Aufstellungen, die ich 1910 in meinem Werke „Österreichische Volkskunst“, Textband Seite 43 ff., beigebracht habe, wie auch sein Kapitel: „Vergleichende Betrachtungen und Untersuchungen“ gänzlich auf meine diesbezüglichen Ausführungen zurückgeht, allerdings ohne dies ausdrücklich festzustellen, wie es sonst wissenschaftlicher Brauch ist.¹⁾ Im allgemeinen läßt sich hierüber sagen, daß wir in den ruthenischen und rumänischen Volksstickereien auf Erzeugnisse stoßen, welche dem osteuropäischen Kulturkreis zugehörig, aus höherem Altertum in die Gegenwart heraufreichen. Noch ist das reiche Material, das dieser altertümliche Volksboden birgt, nicht genügend bekannt und erforscht, und leider trägt auch eine so große Publikation wie die vorliegende in dieser Hinsicht für die Wissenschaft so gut wie gar keine Früchte. Ersichtlich handelt es sich, wenn man die russischen, namentlich südrussischen und finnischen, sodann die der Balkankultur zugehörigen Arbeiten heranzieht, bei den ruthenisch-rumänischen Arbeiten nur um die westlichen Ausläufer eines Volkskunststils, der im Osten und Südosten Europas unter byzantinischem Einfluß sich unter wirtschaftlich und kulturell recht tiefstehenden Völkerschaften herausgebildet und, auf spätantiken Traditionen fußend, barbarische Elemente mit orientalischen verarbeitet und vermenget hat. Die nähere Analyse des ruthenisch-rumänischen Ornamentenschatzes, wie er auch bei Kolbenheyer sich in endloser Variation darbietet, findet man in meinem oben genannten Werke Seite 47 bis 51. Wahrhaft unerschöpflich ist die Mannigfaltigkeit der einzelnen Motive, deren Zahl und Kombinationen. Wenn der Verfasser auf Grund seiner mühevollen Erhebungen und ausgebreiteten Kenntnisse versichert und zeigt, wie bezüglich der Verbreitung der einzelnen Ornamente und Motive im allgemeinen deutliche Lokalisation herrsche und daß die Ornamentgruppen distriktweise, ja mitunter nach Dörfern auseinandergehalten werden können, so wird dies gewiß in vielen Fällen seine Richtigkeit haben, wiewohl gegenseitiger Austausch der lokal entwickelten Variationen auch hier gewiß wie anderwärts häufig vorgekommen sein wird. Das hindert aber nicht, daß wir in der Gesamtheit dieser Musterungen einen Volkskunststil erkennen, der weder geographisch innerhalb bestimmter Grenzen zu lokalisieren, noch einseitig ethnographisch festzulegen ist und über alle sprachlichen Grenzen in seinem Bereich hinwegreicht. Bezüglich des Ursprunges der Motive weiß der Ethnologe im allgemeinen, was er von dem Wert der volkstümlichen Ornamentbezeichnungen zu halten hat. So viel zur wissenschaftlichen Würdigung des vorgebrachten Materials. Was die pädagogisch-künstlerische Seite anlangt, so wird das Werk voraussichtlich im Lande selbst die besten Dienste leisten, wofür auch die ruthenisch-rumänische Parallelausgabe berechnet ist. Weniger notwendig und begreiflich erscheint dem Referenten der Luxus der gleichzeitig herausgegebenen französischen und englischen Ausgabe. Handelt es sich schließlich bei diesem Motivenschatz doch um eine ganz spezielle Sache, für welche bei dem internationalen Publikum kein zu weitgehendes Interesse verhofft werden darf, Es ist dringend notwendig, sich darüber keinen zu großen Illusionen hinzugeben, die mit teurem Gelde bezahlt werden müssen, das für andere Publikationen auf volkkünstlerischem Gebiete besser angewendet werden kann. Uneingeschränktes Lob gebührt der überaus prächtigen und tadellosen Ausstattung des Werkes, dessen Herstellung in der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in mustergiltiger Art besorgt worden ist. Nur das etwas allzu groß geratene Format muß als unhandlich bezeichnet werden und erleichtert keineswegs die Benützung des Werkes.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

25. Hans Watzlik: „Im Ring des Ossers.“ Erzählungen aus der Vergangenheit des Böhmerwaldes. L. Staackmann. Leipzig 1913.

Der Verfasser hat nach den übereinstimmenden Urteilen der durchaus sehr günstigen Fachkritik „der deutschen Literatur und im besonderen dem Böhmerwalde ein Buch

¹⁾ Der Verfasser hat aber in völlig loyaler Weise in einem an den Referenten gerichteten Schreiben diesen Sachverhalt rückhaltlos zugegeben.

geschenkt, das einen festen Schritt nach vorwärts bedeutet, dem Ideal eines echt nationalen auf Heimat- und Volkskunde gegründeten Schrifttums entgegen".¹⁾

Abgesehen von der aus tiefen Sprachforschungen geschöpften Eigenart der Sprache zeigt das Buch Watzliks, wie das Studium der Volkskunde befruchtend auf den Dichter wirken kann. Sie half hier Persönlichkeiten gestalten, gab der Handlung ihr Gepräge, setzte dem in meist trotziger und schauerlicher Eigenart gesehenen natürlichen Bildgrunde freundliche Lichter auf und half den Knoten schürzen und lösen. Wie es Hans Watzlik verstand, trotz der Fesselung an den Umkreis der Osserheimat die hiemit gegebenen örtlichen Hemmungen zu überwinden und aus dem allerdings vielfältigen Reichtum des gegebenen Stoffes seine literarisch so eigenartigen Vorwürfe zu weißeln, das freilich ist Sache des begnadeten Dichters, dem unsere stille Wissenschaft hier so deutlich wahrnehmbare Handreichung bot.²⁾

J. B.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

a) Verein.

1. Subventionen und Spenden.

Das hohe Ministerium für Kultus und Unterricht hat für die Veröffentlichung einer Reihe größerer Abhandlungen in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ einen außerordentlichen Beitrag von K 1000 bewilligt. Das hohe Ministerium für öffentliche Arbeiten hat in Anerkennung der Tätigkeit des Vereines und des Museums auf dem Gebiete des Heimatschutzes neuerlich eine Subvention von K 1000 überwiesen. Ihre Exzellenzen Herr und Frau Gräfin Leopold Berchtold haben in munifizenter Weise für die Zwecke des Museums den Betrag von K 400 gespendet. Seine Durchlaucht der regierende Fürst Johann von und zu Liechtenstein hat in neuerlicher Betätigung fürstlicher Munifizenz zum Zwecke der Erwerbung einer getäfelten Oberinntaler Bauernstube den Betrag von K 3000 überwiesen. Das Präsidium und die Museumsdirektion haben für all diese gütigen und großmütigen Zuwendungen den ergebensten und wärmsten Dank abgestattet.

2. Personalien.

Seine Exzellenz der Herr Minister für Kultus und Unterricht hat mit Erlaß vom 13. Juni d. J. den Museumsdirektor Regierungsrat Professor Dr. M. Haberlandt zum kunsthistorischen Generalkonservator der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege für die Agenden der Denkmale der Volkskunst bestellt. Über höchsten Befehl Seiner k. u. k. Hoheit des durchlachtigsten Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand wurde derselbe auch zum kunsthistorischen Generalkonservator für Tirol und Vorarlberg ernannt. — Von dem großmütigen Stifter des Museums und Ehrenmitglied des Vereines Herrenhausmitglied Philipp Ritter v. Schoeller ist ein Schreiben eingelangt, in welchem derselbe seinen Dank für die Ernennung zum Ehrenmitglied ausspricht.

4. Ergänzungsheft IX

zur „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.

Seine k. u. k. Hoheit der durchlachtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand hat das ihm unterbreitete Exemplar dieses Ergänzungsheftes huldvollst entgegenzunehmen und der Schriftleitung höchstseinen besten Dank zu übermitteln geruht. Das k. u. k.

¹⁾ Bohemia, Prag, Nr. 86, 1913.

²⁾ Gleich die ersten der Reihe, das wilde Hirtendrama „Die verlorne Herde“, dann die Geschichte von der „Roßkirche“, sind laut Aussage des Dichters durch das Leben zweier Aufsätze in unserer Zeitschrift angeregt worden: „Böhmerwälder Hirtenleben“ (XVII) und „Der Typus einer Bauernkirche“ (V, X), beide von Josef Blau.

Gemeinsame Finanzministerium hat 25 Exemplare dieser Publikation zur Verteilung an Schulbibliotheken in Bosnien und der Herzegowina übernommen. Der k. k. Schulbücherverlag in Wien hat 102 Exemplare zur Verteilung an die Bibliotheken der Lehrerbildungsanstalten, Gymnasien und Realschulen bestellt.

b) K. k. Museum für österreichische Volkskunde.

1. Verband österreichischer Museen.

Dieser seit 1900 bestehende Verband hat die k. k. Direktion des Museums für österreichische Volkskunde eingeladen, dieser hochangesehenen und verdienstvollen Vereinigung, welche durch die Unterstützung wissenschaftlicher Arbeit, alljährlich stattfindende Tagungen mit Vorträgen und Besichtigungen, gemeinsame Studienreisen, Wanderausstellungen u. s. w. Förderung aller musealen Interessen Österreichs anstrebt, beizutreten. Vorbehaltlich der Genehmigung des Ausschusses hat die Museumsdirektion diese freundliche, von dem derzeitigen Vorsitzenden des Verbandes, Museumsdirektor Julius Leisching (Brünn), übermittelte Einladung mit Vergnügen angenommen und wird sich an den gemeinsamen Arbeiten mit größtem Eifer beteiligen.

2. Museumszeitschrift „Werke der Volkskunst“.

Seine k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand hat gerubt, das höchstihm zur Vorlage gebrachte zweite Heft dieser Zeitschrift mit großem Interesse entgegenzunehmen und hiefür den besten Dank aussprechen lassen. — Das dritte Heft mit Beiträgen von Museumsdirektor Dr. H. Ubell (Linz), Dr. K. v. Radinger (Innsbruck), R. Eder und anderen wird im September erscheinen.

3. Hausfrage.

Außer den im dritten Heft, S. 135, genannten Vereinen und Korporationen, welche sich in der Überzeugung von der großen Bedeutung des k. k. Museums für österreichische Volkskunde der Eingabe des Vereinspräsidiums an den Wiener Gemeinderat um Überlassung des ehemals gräflich Schönbornschen Palais, VIII. Laudongasse 15—19, für die Zwecke unseres Museums vollinhaltlich und mit wärmstem Nachdruck angeschlossen haben, sind weiters anzuführen: Österreichischer Touristen-Klub, Verein für niederösterreichische Landeskunde, Reichsverband zur Förderung des fachlichen Fortbildungsschulwesens in Österreich, Österreichischer Ingenieur- und Architektenverein. Letzterer hat in dieser Angelegenheit das nachfolgende Schreiben an die k. k. Museumsdirektion gerichtet:

„Der unterzeichnete Verein hat gerne von der Anregung Kenntnis genommen, daß das k. k. Museum für österreichische Volkskunde, das in seiner stets wachsenden Ausgestaltung eine der größten wissenschaftlichen und vaterländischen Sehenswürdigkeiten der Stadt Wien zu werden berufen ist, nunmehr in würdiger Weise untergebracht werden soll und unterstützt nachdrücklichst das Ersuchen, der löbliche Gemeinderat der Stadt Wien wolle zu diesem Zwecke das ehemalige gräflich Schönbornsche Palais überlassen, umso mehr, als es derzeit wenig benützt ist und gerade durch seine Anlage und sein Alter berufen scheint, Musealzwecken zu dienen.“

Das Vereinspräsidium und die Museumsdirektion hoffen auf das nachdrücklichste, der löbliche Gemeinderat werde angesichts der schreienden und unerträglichen Raumkalamität in den derzeitigen Museumsräumlichkeiten der von so zahlreichen wissenschaftlichen und künstlerischen Faktoren unterstützten Bitte ehestens entsprechen, umso mehr, als Seine k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand sowie die hohe Regierung diese Eingabe auf das wärmste befürworten.

I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Der heilige Mann der Niklai.

Neue Zeugnisse zur Geschichte des germanischen Glaubens und Kultes.

Von Dr. Georg Gräber, Klagenfurt.

(Mit 2 Textabbildungen.)

(Schluß.)

Die dänischen Königssagen spiegeln noch Züge aus dem alten Mythos der Ingwäonen vom Vanengott Frey wider. Unter den Ahnen des dänischen Königsstammes der Skyldungen gibt es viele Vertreter von Vanengottheiten (R. Much, P. B. B., 17, 197), zum Beispiel mehrere Frotho und Fridlev. Auf Skjold führten die dänischen Könige zu Lejre am Isefjord ihr Geschlecht zurück. Der angelsächsische Mythos von Scyld (Beow., 3 ff), dem königlichen Kinde, das, auf einem Ährenbündel liegend, von unbekanntem Mächten ins Dänenland gesandt wurde, ist längst als der älteste Mythos von Freyr erkannt und weist auf Dänemark als das Ursprungsland dieses Kultes. Ebendahin führen die norwegisch-isländischen Namen Yngvifreyr, Ingunarfreyr, das heißt Ingvina árfreyr, der Gott der Fruchtbarkeit bei den Ingvinen. Denn so nennen sich (Beow., 1045, 1320) die Ostdänen, und von hier aus, berichtet das angelsächsische Runenlied, ist Ing-Freyr über die See zu den Angelsachsen gekommen. Er kam »östlich über das Meer, sein Wagen rollte nach«. (D. M., I, 286.)

Unter den Freyhypostasen, welche zu den mythischen Vorfahren der Hleidrkönige gehören, steht jener Frotho III., Fridfrodi genannt, mit seiner goldenen Zeit und der goldmahlenden Mühle. Unter ihm herrschte der sagenberühmte sieben- oder dreißigjährige Friede, während dessen man keine Gewalt kannte und die Erde reichlich Früchte trug. Sein Leichnam wurde nach Saxo eingesalzen, drei Jahre lang erhalten und schließlich auf königlichem Wagen weggeführt; der Königsschatz ward während der ganzen Zeit weiter eingehoben. Der Gott des Friedens entwickelte sich zum Spender von Glück, Wohlfahrt und Reichtum. (Much, Germ. Himmels-gott, 270.) Überhaupt knüpft sich bei Saxo an den Namen Frotho Friede und Freigebigkeit, welche Attribute genau auf Freyr passen. (Z. f. d. A., III, 48.)

Damit stimmt vollkommen überein, was Snorri von Freyr berichtet. Auch bei ihm ist Freyr vermenschlicht. Zu seinen Zeiten herrschte der Frodifriede im Lande und man erfreute sich großer

Fruchtbarkeit, so daß sein Leichnam unverbrannt blieb, damit in Schweden Friede und gute Zeit andauerten. (Mannhardt, B. K., 588.)

Aus seinem dänischen Stammlande gelangte der Freykult durch die große Kulturwelle, die sich zu Anfang des 4. Jahrhunderts über die Westküste Skandiaviens bis nach Norwegen ergoß, in die fruchtbaren Gefilde von Uppsala; hier bemächtigte sich wie in Dänemark eine Geschlechtersage des Gottes und machte ihn zum Urahn der schwedischen Könige, die sich als Nachkommen des Yngvi-Freyr Ynglingar nannten.

Skandinavische Sagen stellen neben Freyr seine göttliche Schwester Freyja, welche sein Wesen nach der weiblichen Seite ergänzt. Nach der Lokasenna 36 und Ynglingasaga c. 4 stammen beide von einem göttlichen Elternpaar, Njord und seiner unbekanntem Schwester, die wohl kaum eine andere Gottheit als die taciteische Nerthus sein kann. (Müllenhoff, D. A., 4, 469.) Die euhemeristische Mythendeutung späterer Zeiten dürfte aus dem einst zwiegeschlechtig vorgestellten Vegetationsdämon ein Paar gebildet haben. Es fehlt ja auch in fremden Mythologien nicht an Beispielen für einen solchen Vorgang. (R. M. Meyer, Altgerm. Religionsgeschichte, 207, 4.) Seinem Wesen nach deckt sich Njord vollkommen mit Freyr. Gleich Ing und Fridrodi-Freyr besucht er sein Kultvolk auf einem Wagen und führt davon die Bezeichnung wagnagud. »Zu Njords Tagen«, sagt die den Gott vermenschlichende Ynglingasaga, »war allguter Friede und so große Fruchtbarkeit aller Art, daß die Schweden glaubten, er walte über der Fruchtbarkeit des Jahres und dem Viehreichtum der Menschen.« (Mannhardt, B. K., 588.) Der Frodifriede ist nachmals in Dänemark sprichwörtlich geworden wie Freys Friede in Uppsala.

Um nun unseren Blick von den sagenhaften Erzählungen über Ing-Freyr wieder auf den heiligen Mann der Niklai zu lenken, genügt es, darauf hinzuweisen, daß der nämliche Zug der Entwicklung auch in der kärntnerischen Sage wahrzunehmen ist. Eine Gestalt wie Freyr, welcher ursprünglich ganz nur dem Mythos angehört, ward in der späteren Sagenüberlieferung nordgermanischer Stämme zum Menschen herabgedrückt. Was hier erwiesene Tatsache ist, kann sehr wohl für die Erklärung der Sage vom heiligen Mann in Anschlag gebracht werden, um so eher, als beiderseits von einem unhistorischen Stammesheros Genealogien abgeleitet werden, die den Ursprung gewisser Geschlechter in graue Vorzeit hinaufrücken. Wie die Ingvinen ihren Namen als »Freunde des Gottes Ing« deuteten oder wie Königsgeschlechter in Uppsala und auf Seeland ihre Abstammung bis Yngvi-Freyr-Skjold als dem göttlichen Urahn zurückführen und infolge ihres Stammkults Anspruch auf die Echtheit der Abstammung erheben, so tun es die Niklaier Bauern, indem sie sich für die Nachkommen des heiligen Mannes halten. Der Einwand, daß es dort Könige, hier einfache Bauern seien, gilt nicht. Denn auch

bei den Niklaiern bildete die gemeinsame Verehrung des Stammesheros, der sich hier freilich, den Verhältnissen entsprechend, in einer ganz anderen Sphäre bewegt, das geistige Band innerhalb ihrer Kultgenossenschaft.

Die Gottheit der Ingwäonen, gleichgiltig unter welchem Namen sie auftritt, waltet über Friede und Fruchtbarkeit und diese ihre Tätigkeit deckt sich genau mit dem Wirkungskreise des heiligen Mannes. Ferner stimmen die Berichte Snorris, Saxos und der Kärntner Sage in dem Punkte überein, welcher die Umfahrt mit der Leiche eines mythischen Stammesherrn betrifft.

Über den Freykult der alten Dänen und Schweden sind wir ziemlich gut unterrichtet.¹⁾ Auf Seeland befand sich in der Nähe des alten Königssitzes Hleidr (Lethra) noch um die Mitte des 10. Jahrhunderts ein Heiligtum, vermutlich in einem Hain. Hier strömten alle neun Jahre um die Zeit des christlichen EpiphaniASFestes die heidnischen Dänen zusammen und opferten neunundneunzig Menschen und ebensoviel Pferde nebst Hunden und Hähnen. Thietmar von Merseburg berichtet, daß diese Opfer chthonischen Gottheiten galten und den Zweck hatten, die Vergehen der Teilnehmer zu sühnen. Hier auf Seeland setzen namhafte Forscher wie Much, Mogk und andere das alte Stammheiligtum der Nerthus an; und es ist kaum zu bezweifeln, daß zwischen dem Kult dieser Göttin und den von Thietmar geschilderten Opferbräuchen ein innerer Zusammenhang besteht, obgleich der Bericht des Tacitus von dem Thietmars in nicht unwesentlichen Stücken abweicht. Offenbar stellt die Feier zu Lethra eine Fortsetzung und Umbildung des alten Nerthus-Festes dar.

Die nämliche Gottheit steht im Mittelpunkt einer anderen Festfeier, welche Adam v. Bremen (IV, 26, 27) schildert. Der Schauplatz ist der kostbar ausgestattete Tempel zu Uppsala, der Mittelpunkt der schwedischen Königsgewalt. Wie zu Lethra, findet hier jedes neunte Jahr ein gemeinsames Fest statt, an dem alle schwedischen Lande teilnehmen und neun Tage lang große Opfer, je neun an der Zahl, darbringen: Menschen, Rosse und Hunde, die alle an den heiligen Bäumen des Hains aufgehängt werden. Sie gelten den drei Göttern, deren Bildsäulen im Hauptsale des Tempels prangen, Wodan, Thor und Fricco, das ist Freyr. Fricco spendet nach der Angabe Adams Frieden und Lust, ihm wird bei Hochzeiten geopfert und sein Bild gemahnt deutlich an phallischen Kult. Von einer Umfahrt mit dem Götterbilde ist in diesen Berichten nicht die Rede; dagegen lassen sie sich ergänzen durch die in der Olafs Saga Tryggvasonar eingeschaltete Legende von Gunnar Helmingr, wo von einer der Nerthus-Prozession ähnlichen Umfahrt mit einem Frey-Bilde erzählt wird.

Im Tempel zu Uppsala befand sich ein Bild Freyrs, das Volk hielt es für lebend, und ein junges Mädchen, welches seine Frau

¹⁾ E. Mogk, Die Menschenopfer bei den Germanen, S. A., S. 33 ff.

genannt wurde und in angeblicher Ehegemeinschaft mit ihm lebte, verwaltete das Tempelgut. Im Spätwinter fuhr sie auf einem verhüllten Wagen, der auch Freys Bildsäule trug, im Lande umher. Das Volk strömte überall herbei, das Wetter klärte sich auf und alle hofften auf ein fruchtbares Jahr.

Zwischen dem dänischen und schwedischen Opferfest besteht eine enge Verwandtschaft. In beiden Kulturen spielt, was die Zeitperiode und Opferzahl anlangt, die heilige Neun eine wichtige Rolle und Menschenopfer werden dargebracht. Was Adam über das Aussehen der Bildsäule Friccos sagt, läßt auf phallischen Kult schließen. In diesem Punkte bietet die Olafssage eine willkommene Ergänzung. Aus ihr allein würde es nicht hinlänglich klar, warum dem Gotte, welcher heiteres Erntewetter und Fruchtbarkeit spendet, eine weibliche Priesterin zur Seite steht. Offenbar weil hierogamische Riten einen wesentlichen Bestandteil des Freyr-Kults bildeten. (R. M. Meyer, a. a. O., S. 207.) Während aber Thietmar sowohl als Adam von einer Umfahrt der Bildsäule schweigen, weil sie nur mehr Reste der älteren Kultformen kannten oder ihre Berichte sich nicht auf alle Einzelheiten des Festes erstrecken, stellt sich die Beschreibung der Umfahrt in der Olafssage in unmittelbare Nähe des taciteischen Berichtes über das Nerthus-Fest der sieben ingwäonischen Stämme an der Ostsee. Die Menschenopfer bilden auch hier einen wesentlichen Bestand der Feier und davon geht das geheimnisvolle Grauen aus, das dem Brauch besondere Bedeutung verleiht.

Für die dänische Form der Freyr-Verehrung muß ebenfalls eine Umfahrt in der älteren Zeit vorausgesetzt werden, will man die Sagenüberlieferung bei Saxo, der von einem Umzug mit der Leiche Frodis weiß, nicht beiseite setzen.

Njords und seiner unbekanntem Schwester Kinder sind Freyr und Freyja. Njord deckt sich sprachlich mit Nerthus. Beide sind wohl als Emanation aus dem Wesen des einst zwiegeschlechtig gedachten Njord aufzufassen. Der für die älteste Zeit Njord selbst zukommende Name Freyr (ein Epitheton des alten Himmelsgottes *Tiwaz*) ging in der späteren Sage auf seine Kinder über. Die dichterische Phantasie machte daraus zwei verschiedene Wesen, die auch wieder nur eine Wiederholung seiner Eigenschaften nach Geschlechtsunterschieden darstellen. Daher finden wir Stämme, welche die männliche, und solche, welche die weibliche Vegetationsgottheit verehren. Warum nach der Teilung der Urgottheit im Norden gerade der Kult der männlichen überwog, erklärt Mogk, Menschenopfer, S. 37, 1, in ansprechender Weise aus dem Erstarken der königlichen Gewalt.

Aber die ursprüngliche Idee der Zeugung, die schon in der alten Vorstellung des doppelgeschlechtigen Njord-Nerthus angedeutet war, blieb im getrennten Kult der späteren Zeit noch maßgebend. Dafür spricht die genaue Korrespondenz zwischen der betreffenden Gottheit

und der sie begleitenden Person. Im Freyumzuge zu Uppsala wartet eine Priesterin des heiligen Wagens, den Nerthuswagen führt ein Priester. Außerdem bezeugen sowohl für Seeland als auch die Teile Schwedens und Norwegens, wohin im frühen Mittelalter der Nerthuskult gewandert war, Funde von Holzfiguren und heiligen weißen Steinen das Vorhandensein phallischer Riten. (Mogk, ebenda S. 34 und 36, Anm. 3.) Abgesehen von diesen Ergebnissen der Altertumforschung, stimmt der Bericht Adams, ergänzt durch die ausführlichere Erzählung in der Olafssage, in den wesentlichen Stücken mit der taciteischen Darstellung des Nerthuskults völlig überein. Als solche sind festzulegen: 1. Die zu bestimmten, regelmäßig wiederkehrenden Zeiten stattfindende Prozession mit dem heiligen Wagen der Vegetationsgottheit. 2. Der Ausgangspunkt der Prozession ist ein heiliger Wald oder der dort errichtete Tempel. 3. Der allgemeine Landfriede während der ganzen Dauer des Festes. 4. Ein am Schluß erfolgreicher Regenzauber, verbunden mit Menschenopfern, und die Beziehung des Brauches auf Fruchtbarkeit und Wohlstand der Menschen.

Bei der Gegenüberstellung dieser zwei zeitlich neun Jahrhunderte voneinander abliegenden Kultbräuche wird sich manche Einzelheit aufhellen, welche zur Erklärung der kärntischen Sage vom heiligen Mann beitragen kann.

Von den sieben Stämmen, welche auf der kimbrischen Halbinsel und ihrem Ansätze wohnen, weiß Tacitus, Germ., cap. 40, nichts anderes zu berichten, als daß sie gemeinschaftlich eine Göttin Nerthus, das heißt Mutter Erde, verehren, welche von Zeit zu Zeit unter die Menschen tritt. *Est in insula Oceani castum nemus, dicatumque in eo vehiculum, veste contactum; attingere uni sacerdoti concessum. is adesse penetrali deam intellegit vectamque bubus fiminis multa cum veneratione prosequitur. laeti tunc dies, festa loca, quaecumque adventu hospitioque dignatur. non bella ineunt, non arma sumunt; clausum omne ferrum; pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata, donec idem sacerdos satiatam conversatione mortalium deam templo reddat. mox vehiculum et vestes et, si credere velis, numen ipsum secreto lacu abluitur. servi ministrant, quos statim idem lacus haurit.*

Die schwedische Umfahrt mit der Bildsäule des Freyr beginnt in dem Heiligtum, das von einem Wald oder Hain umgeben ist. An den heiligen Bäumen wurden nach Adam die Opfer gehängt. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß im ältesten Kult der heilige Hain als solcher die Stätte der Verehrung war, vielleicht ein bestimmter Baum, in dessen Krone das Walten der Gottheit sich offenbarte. Von einem solchen Riesenbaum, dem vermutlich der spätere Tempel seinen Ursprung verdankte, ¹⁾ spricht der Scholiast Adams: *prope illud*

¹⁾ R. M. Meyer, Altg. Religionsgesch., S. 244 und 69.

templum est arbor maxima late ramos extendens, semper viridis in hieme et aestate. cuius illa generis sit, nemo scit. Ibi etiam est fons, ubi sacrificia paganorum solent exerceri et homo vivus immergi. (Schol. 134.) Der heilige Waldbezirk mit dem Götterbaume ist auch hier das Ältere gewesen und von ihm ging die Verehrung auf den nachmals errichteten Tempel von Uppsala über, der wahrscheinlich aus einem Gebäude entstanden ist, welches man in der Nähe des heiligen Baumes, vielleicht zur Aufnahme der Weihegaben und Kultgeräte, erbaut hatte. Dazu stimmt auf das schönste, was Tac. Germ. 9 sagt: lucos ac nemora consecrant deorumque nominibus appellant illud, quod sola reverentia vident. Daher wird ebenso für den Nerthus-hain schon irgendein Gebäude zur Aufbewahrung des Wagens anzusetzen sein, so daß sich die Begriffe *castum nemus* und *templum* in cap. 40 teilweise decken.

Der Hain ist tabu, das heißt nicht Schauplatz eines ständigen Kults, sondern außerhalb der Festzeit der Gemeinschaft des Volkes entzogen und vom Verkehr der Menschen unentweicht (*castum nemus*). Nur der Priester darf ihn für gewöhnlich betreten und nur ihm und seinen todgeweihten Knechten ist das Gefährte zu berühren erlaubt. Man hat beim Nerthuskult ohne Zweifel an hierogamische Riten zu denken, will man der Tatsache gerecht werden, daß hier ein Priester, im Freykult eine Priesterin, die Wartung des Tempels und Durchführung des Umzuges besorgt. Schon Müllenhoff (D. A. 4, 472) faßt den Begleiter der Nerthus als Bräutigam oder richtiger wohl als Paranympheus auf; unter den von Tacitus erwähnten Menschenopfern befand sich vermutlich auch der den Priester vertretende Opfersklave. Auf ihn bezieht sich offenbar die oben aus Adam zitierte Stelle, welche nur von der Ertränkung eines Menschen spricht, wogegen die anderen neun im Tempelhain gehängt werden.

Die bisherige Untersuchung legt nahe, den Bericht von einem der Nerthusumfahrt ähnlichen Umzuge, wie ihn die Niklairsage schildert, auf einem analogen Hintergrunde zu betrachten wie die Olafssage.

In der Einsamkeit des Keuschen Waldes läßt die Sage den frommen Mann sterben. Diese Isolierung des Stammesherrn von den Wohnsitzen seines Geschlechtes scheint kaum anders gedeutet werden zu können, als daß hier ein heiliger Waldbezirk lag, in welchem die Statue der Stammesgottheit aufbewahrt wurde. Bei der Lage der Waldpartie, welche diesen Namen führt, ist es ausgeschlossen, daß hier jemals ständige Ansiedlungen vorhanden waren; zwischen ausgedehnten Wäldern, die alle Abhänge bedecken, gibt es nur wenige, nicht sehr weite Almwiesen. Es fehlt dort heute noch an anbaufähigem Boden, und die zerstreuten, spärlichen Almhütten dienen nur im Sommer den Hirten, Holzknechten und Sennen zur Unter-

kunft, sind aber im Winter mangels gängbarer Wege von jedem Verkehr abgeschnitten. Schon daraus folgt, daß der Name Keuschen Wald oder Keuschenwald nicht von Keusche (Lexer, Kärnt. Wb. 157) abzuleiten ist. Denn dieses wahrscheinlich aus dem Slawischen entlehnte Wort bezeichnet immer »kleines Bauernhaus oder Bauerngut« und setzt die Möglichkeit ständiger Bewirtschaftung voraus; auch trägt der Name im Volksmund den Hauptton auf Wald, woraus hervorgeht, daß sich die heute übliche Bezeichnung aus den casus obliqui der Gattungsbezeichnung »Wald« mit dem vorangestellten attr. adi. »keusch« gebildet und im nom. ursprünglich »Keuscher Wald« gelautet hat.¹⁾ Dann aber bezeichnet der Name in gewöhnlichem Sinne einen Bannwald und im Sinne der Niklaier einen heiligen und unverletzlichen Wald, den die Gottheit bewohnt und nur der mit ihrem Kult betraute Priester betreten durfte.²⁾ Der Begriff der Enthaltsamkeit, der ahd. chûski innewohnt und in der älteren Sprache keineswegs immer auf den Geschlechtstrieb zielt (vergl. Benecke-Müller, Mhd. Wb., I, 822), würde sich demnach auf die angenommene Tatsache der Unnahbarkeit jenes heiligen Waldbezirks beziehen. Eine solche Nebenbedeutung hat ahd. chûski von Haus aus gehabt; das bestätigt die Glosse *nist chûski* »non est fas« bei Schmeller-Frommann, 1303. Trifft die Erklärung zu, so ist sie wieder bezeichnend für die gewissenhafte Berichterstattung des Tacitus, der dann den germanischen Ausdruck seines Gewährsmannes wörtlich mit *castum nemus* wiedergegeben haben würde.

Noch lebt in unserer Sage die Erinnerung an den heiligen Baum, von dem wie zu Uppsala der Kult ausging. Denn wenn die Überlieferung sagt, daß der heilige Mann unter einer großen Lärche mit neun Wipfeln seine erste Zuflucht fand, so heißt das wohl, daß bei den Leuten, welche diesen Kult hieherbrachten, die Sage von dessen ältestem Ursprung noch nicht vergessen war, gleichwie jener seltsame Baum am Tempel zu Uppsala den letzten Rest einer älteren Kultform darstellt.

Im heiligen Walde, genauer in der neunwipfeligen Krone des sagenhaften Baumes verehrte man das unsichtbare Walten des numens, dessen Ankunft im Frühjahr durch den Priester vielleicht an dem Ergrünen des heiligen Baumes wahrgenommen wurde. So hat schon Mannhardt, B. K., 582, die Stelle *is adesse penetrali deam* gedeutet. In unmittelbarer Nähe der heiligen Lärche wird die Hütte

¹⁾ Ein Zusammenhang mit dem Namen Kaserbach, wie das unter dem Keuschen Wald fließende Wasser heißt, besteht sicher nicht. Dieser Name lautet urkundlich Kayserbach und stellt sich zu Kaeser (Schmeller-Frommann, I, 1299), wovon sich die anderwärts in Kärnten urkundlich belegten Kauschenpachl (Wutte, Kärntner Gerichtsbeschreibungen, S. 210, 212, 3) deutlich abheben. Wohl dagegen besteht zwischen diesem und Keuschenwald ein Zusammenhang.

²⁾ Über die in Deutschland oft vorkommenden „Heiligen Wälder“ und ihre Bedeutung vergl. Grimm, D. M., I, 59.

gestanden haben, in welcher der Wagen und das Kultbild des Gottes untergebracht waren. Dieses muß für die Zeit, welche hier in Betracht kommt, wohl möglichst primitiv gedacht werden, etwa als einfacher Waldbaum, an dem durch ein Querholz der Phallus angedeutet war. Denn ähnlich wie beim schwedischen Freyr dürften hierogamische Riten einen wesentlichen Teil des kärntischen Brauches gebildet haben. Darauf weist wenigstens die Verwendung eines unschuldigen Mädchens bei der andeutungsweise vorgenommenen Wassertauche der Holzstatue zu Pusarnitz. Wohl deshalb trachtete die Kirche in den Besitz der anstößigen Bildsäule zu gelangen, um sie durch eine andere zu ersetzen, welche im Gotteshaus zu Pusarnitz aufgestellt wurde.

Die große Bedeutung, welche die heilige Neunzahl im Freykult zu Uppsala und Lethra besaß, kommt auch in der kärntischen Sage zum Ausdruck. Die neun Wipfel der Lärche sind auf die neun Söhne des heiligen Mannes zu beziehen. Neun Söhne werden ihm zugeschrieben. Es sind die echten Nachkommen der Gottheit, das heißt, sie pflegen gemeinschaftlich den Kult ihres Stammesheros. Uralt scheint der Satz, daß neun Kinder dem zeugungskräftigen Manne zukommen. Neun Söhne ist der numerus perfectus. (Weinhold, Die mystische Neunzahl bei den Deutschen, S. 8 f.) Diese Zahl ist bei Germanen altheilig und steht in engem Bezuge zu den unterirdischen Sühnegottheiten. (Ebenda S. 59.)

Der Stammesälteste, und als solcher gilt in der Sage und Volksmeinung der Niklaier der erste Inhaber der Laggnerhube, versah das Priesteramt, ihm oblag die Aufsicht über den Kulthain, die Obsorge über Bildsäule und Wagen, und er leitete wohl auch den Umzug. War der »Keusche Wald« ein heiliger Bezirk, den außerhalb der Festzeit kein anderer Sterblicher betreten durfte, so gehörte es wohl zum Pflichtenkreise des Laggner, daß er den heiligen Hain durch augenfällige Zeichen, etwa das Anhacken der Grenzbäume, vor Profanierung schützte. In der Tat ist dieses nomen agentis abgeleitet von lacken, »einen Baum durch ein Merkmal bezeichnen, das man einschlägt«; lachen, auslacken, verlacken, »einen Wald ab- oder durchgrenzen, indem entweder gewisse Zeichen in Bäume gehauen oder diese selbst an den Grenzlinien gefällt werden«. Das Geläck, »eingehauenes Zeichen an einem Baum; Grenze, Mark im Walde; abgegrenztes Stück Wald«. Gläckh, ahd. der lāh, lāch, diu lāha.¹⁾ (Schmeller-Frommann I, 1418 und 1432.) Auch Legken, Lägken, Legföhre pinus montana, p. erepens oder pumilio gehört dazu. (Schmeller-Frommann I, 1463.) Obschon diese Etymologie naheliegt und sich ganz dem Anschauungskreise der Sage anpaßt: die weiteren Ergebnisse der

¹⁾ Weder in der Ortschaft Niklai noch im Keuschen Wald gibt es irgendwo Spuren, daß einst stehende Gewässer vorhanden gewesen seien, weshalb die Erklärung von ahd. lacha, mhd. lache „kleines, stehendes Gewässer“ absehen kann.

Untersuchung hängen mit der Frage nicht unbedingt zusammen, ob der Name Laggner sich auf irgendeine sakrale Tätigkeit seines Trägers bezieht.

In jedem Falle hat dagegen die Fahrt mit der Leiche des frommen Mannes durch den Niklaier Graben zur Möll und weiter nach Pusarnitz auffallende Ähnlichkeit mit der Umfahrt des Nerthuswagens und der in der Olafssage geschilderten des Freyr. Wie es zugeht, daß eine Gottheit in der Sage zum Menschen wird, ist bereits oben gezeigt worden, wo auf Saxo verwiesen wird, der die Leiche Frodis drei Jahre lang im Lande bleiben läßt. Es ist doch wohl nicht anders denn als Niederschlag eines alten sakralen Brauches zu erklären, was unsere Sage über die Leichenfahrt erzählt. Alle für den Nerthuskult charakteristischen Umstände finden sich da wieder: Das Rindergespann, der verdeckte Wagen mit der vermeintlichen Leiche, die Erwähnung von Raststellen und endlich die in der Möll erfolgte Wassertauche des ganzen Gespannes.

Mannhardt erblickt in dem weiblichen Geschlecht der Zugtiere, welche nach Tacitus den Wagen der Nerthus zogen, eine Beziehung auf die Idee der Befruchtung, was große Wahrscheinlichkeit für sich hat, da im Norden für Freyr phallischer Kult bezeugt ist. Am Kultwagen zu Uppsala sind bereits Rosse angespannt. Überhaupt war bei den Skandinaviern eine wesentliche Veränderung der ganzen Feier eingetreten; der heilige Mann wird aber noch von Ochsen oder Stieren zu Grabe geführt. Die Vermutung liegt nahe, daß die kärntische Sage in diesem Punkt eine archaische Erinnerung bewahrt und daß das Geschlecht der Zugtiere wieder in Verbindung steht mit der Gottheit, die in unserem Falle ein männliche war. Nach Ausweis des Kults zu Pusarnitz und der damit verbundenen Meinung vermag der heilige Mann je nach Bedarf Regen oder Sonnenschein zu spenden als Ernteherr der Niklaier. Er bildet somit ein Gegenstück zu Ingunarfreyr, und der Umzug mit seiner Leiche, das heißt Statue, wird wohl wie der Umzug der Nerthus und des schwedischen Freyr darauf abgezielt haben, Aussicht auf günstiges Erntewetter zu schaffen.

Tacitus bezeichnet Nerthus ausdrücklich als terra mater; das von ihm erwähnte Sklavenopfer deutet ebenfalls auf eine chthonische Gottheit. Ebendahin scheint ihr Name zu weisen, der nach der allgemein gangbaren Erklärung mit gr. *ἑρπετοι* »Götter der Unterwelt«, *ἑρθε*, germ. nord verwandt ist.¹⁾ Die Niklaier Sage spielt, wie nicht anders möglich, stark in christliche Anschauungen hinüber. Es ist daher vergeblich, irgendeinen Götternamen hinter der allgemeinen Bezeichnung frummer, heiliger Mann suchen zu wollen. Daß

¹⁾ Die gesamte Literatur bei Schönfeld, Wb. der Altgerm. Personen- und Völkernamen, 171 f. Die geistreiche Deutung Leitzmanns von ags. *neorxnawong* „Wiese der Unterirdischen“, P. B. B. 32, 60 f.

die Vegetationsgottheit aber auch hier auf chthonischem Ursprung beruhte, verrät deutlich die schwarze Farbe der Zugtiere. Alle Varianten heben dies hervor und es ist ein bedeutsamer Umstand, der kaum anders als aus dem unterirdischen Walten der Gottheit hinreichend zu erklären ist.¹⁾

Nörger → Der Umzug begann im Keuschen Walde. Er bewegte sich durch den Niklaiërgraben heraus ins Drautal, am nördlichen Draufer hin und bog auf der heutigen Reichsstraße bei Möllbrücke links zur Möll ab. Suchen wir nun die zerstreuten Züge der einzelnen Berichte nach einheitlichem Gesichtspunkte zu ordnen und mit den bekannten Tatsachen der Olafssage und des taciteischen Berichtes zu beleuchten: Die Richtung, welche die Tiere einschlugen, ist durch die Lage der Niklai vorgezeichnet. Sie konnten nur auf das Lurnfeld gelangen; hier blieben sie an mehreren Stellen, in deren Angabe die Überlieferung schwankt, stehen. Zwischen diesen Angaben und der in der Sage sonst festgehaltenen Einkleidung, daß das Begräbnis genau nach der Anordnung des Verstorbenen vonstatten ging, herrscht augenscheinlich ein Widerspruch, den die Sage selbst kaum zu lösen vermag. Er hellt sich aber auf, wenn wir in ihr den Bericht von einem verschollenen Brauch besitzen.

Mannhardt, S. 580, äußert die Vermutung, daß sowohl bei der Freyr- als bei der Nerthusumfahrt die Wahl des Zielpunktes durch das zufällige Stehenbleiben der Tiere bestimmt worden sei, ohne jedoch weitere Konsequenzen daraus zu ziehen. Nun haben wir mit Hilfe neuerer Zeugnisse diese Art der Erforschung des Götterwillens als Rest uralter Kultformen erkannt und können aus guten Gründen Mannhardt beipflichten. Das mehrmalige Halten des Leichenwagens erklärt sich also aus der Natur des Umzuges und es ist kein Zufall, daß die Sage solche Rastpunkte nur im offenen Lande erwähnt, wo eben mehr Menschen zur Festfeier herbeiströmten. Wir werden uns den Vorgang wie in der Olafssage zu denken haben: Wohin die Gottheit kommt, werden »Gilden« gefeiert, Festmahlzeiten gehalten; Tänze und andere Lustbarkeiten erhöhen den Festjubil.

Während der Umfahrt des Nerthuswagens war das Waffentragen verboten: *arma clausa sub custode*. Auf einen allgemeinen, durch die hohe Bedeutung des Festes gesteigerten Frieden während der Nerthusfeier deuten die Worte: *laeti tunc dies, festa loca*. Vollständige Waffenruhe ist sein Merkmal: *non bella ineunt, non arma sumunt, clausum omne ferrum; pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata*.

Hält man sich noch dazu vor Augen, daß überall im Norden Freyr-Frodi als Friedensbringer galt, ja sein Friede sprichwörtlich war, so

¹⁾ Schwarz ist die Farbe der Unterirdischen und aller Wesen, die aus dem dunklen Bereiche des Geisterglaubens stammen. (Wuttke 41, 211 u. ö.; Grimm, D. M. I, 44.) Nach uraltem Hofbrauch wurde die Leiche des japanischen Kaisers Mutsuhito von fünf schwarzen Stieren zu Grabe geführt.

verdient ein Umstand im Leben des Niklaier Heiligen besondere Beachtung: Die außerordentliche Bedeutung des Feierabends, des Ausruhens von der Arbeit des Tages; so lange er lebte, vernahm er täglich vom Himmel das Geläute, welches den Anbruch der Feierzeit verkündete. Es heißt ferner von ihm, daß er seine Angehörigen zur genauesten Einhaltung der Feierzeit anhielt. Als Illustration dieses hervorstechenden Charakterzuges hat die Sagenphantasie die Episode von dem Heufuder auf der Tennbrücke und von den Unken auf den Getreidegarben geschaffen. Auch läßt sie in richtiger Verfolgung des Gedankens eine siebenjährige Unterbrechung des Geläutes eintreten, als dieses Gebot einmal verletzt wurde. Das sind wertvolle Fingerzeige, daß in seinem Kult nach Analogie des Nerthus- und Frey-Umzuges heiliger Festfriede gewaltet hat. Bei der Tendenz der Sage, jede Spur des Heidentums aus der legendären Geschichte des mythischen Helden zu tilgen, ja im Gegenteil diesen mit dem Heiligenschein auszustatten, ist es ferner faßbar, wenn darin Festfriede und Werktagsruhe nicht im Gefolge des Umzuges auftreten, sondern die Hochschätzung der Feierruhe als Haupttugend des frommen Mannes hervortritt. Es entspringt den bäuerlichen Wirtschaftsverhältnissen, daß die alte, während der Festzeit gebotene Waffenruhe zur Feierruhe in christlichem Sinne gestaltet ward, wodurch überdies die *Geschichte einen christlich-ethischen Hintergrund erhielt.*¹⁾

Der heilige Festfriede während der ganzen Dauer des Umzuges mit dem Götterbilde ist das hervorstechendste Merkmal des heidnischen Brauches. Hier fand sich der Punkt, wo die schwindende Erinnerung der alten Zustände christliche Gedanken aufnahm, welche die Sage allmählich auf ein ihr ursprünglich fremdes Gebiet verschob.

Zum tatsächlichen Inhalt der Niklaier Sage gehört wieder das Bad des Gespannes mit der Leiche im Wasser des Möllflusses. Sollte noch ein Zweifel über den wahren Charakter der Berichte möglich sein, so würde er durch den Vergleich der hier und bei Tacitus geschilderten Vorgänge behoben. Die Analogie ist so schlagend, daß der taciteische Bericht über die Wassertauche des Nerthuswagens Wort für Wort auf die Vorgänge bei der Möll zutrifft: *mox vehiculum et vestes et, si credere velis, numen ipsum . . . abluitur.* Nach Beendigung des Festzuges wurde der Wagen des heiligen Mannes samt der darüber gespreiteten Decke und dem unter ihr verborgenen Götterbilde ins Wasser gezogen, was unverständlich wäre, wenn es sich dabei um einen gewöhnlichen Leichenwagen handelte. Es ist

¹⁾ In dieser Beleuchtung erweist sich vielleicht die von allen Varianten bezeugte Geschichte von der siebenjährigen Unterbrechung des himmlischen Geläutes als eine verdunkelnde Umschreibung der Tatsache, daß unser Fest mit siebenjährigen Unterbrechungen stattfand, wie es denn auch zu Lethra und Uppsala nur alle neun Jahre begangen wurde. Neun scheint auch hier das Ursprünglichere, während die Sieben aus der kirchlichen Zahlensymbolik stammt. Beide wechseln häufig in den mystischen Bräuchen der Deutschen. (Weinhold, a. a. O. S. 60 f.)

ziemlich klar, wie in der Volksphantasie aus dem Götterwagen ein Leichenwagen wurde.

Schon Tacitus spricht von dem penetrale, dem Allerheiligsten, etwa der Lade, in der die Statue untergebracht war und worin sie beim Umzuge geführt wurde. Mit Mannhardt werden wir bei den Ausdrücken *si credere velis, numen ipsum* und *quid sit illud, quod tantum perituri vident* an ein Bild oder mindestens ein Symbol der Gottheit zu denken haben. Im Kult zu Uppsala und im kärntischen Brauch finden wir eine lebensgroße, bekleidete Holzstatue. Die Erinnerung späterer Zeiten machte aus dem tuchverhüllten Wagen, wohl infolge der Ähnlichkeit, die solche Aufzüge für den Fernerstehenden zu haben schienen, ein Totengespann.¹⁾

Was die Sage im folgenden noch von der Beisetzung der Leiche zu Pusarnitz erzählt, beruht auf freier Erfindung und dient bloß dazu, den Brauch, der sich an die Holzstatue knüpft, zu rechtfertigen. Enthält sie im übrigen aber wirklich den Tatbestand einer älteren Nerthusfeier, so könnte es dennoch befremden, daß in ihr jede Erinnerung an Opfer, die mit diesem Kult einst verbunden waren, erloschen scheint. Eine Spur davon hat sich vielleicht in dem Gebote des heiligen Mannes erhalten, seine Söhne sollten bei der Schlachtung des Stieres, der rechts im Joche gezogen, das rechte Horn zur Herstellung eines Blasinstruments verwenden. Dies scheint ein Schlachtopfer vorauszusetzen, das am Abschluß der Feier stand; es ist kaum anzunehmen, daß Tiere, die an einem gewöhnlichen Leichenwagen gezogen, zum Schlachten bestimmt waren. Stieropfer sind ja auch für den nordischen Freyrkult bezeugt. Im engsten Zusammenhang mit dem Nerthus-Freyrkult stehen ferner Menschenopfer. Bei der eigenartigen Wandlung, die unsere Sage durchgemacht, versteht es sich von selbst, daß sie solche nicht mehr kennt. Es ist daher von größter Bedeutung, daß wieder in Pusarnitz eine Sage aufstößt, wonach hier einst ein heidnisches Ablösungsopfer dargebracht worden sei, und zwar in einer Form, welche an die Hinrichtung der Nerthusklaven und die Versenkung des Menschen in Uppsala gemahnt. Freilich rückt die Sage den Anlaß zu diesem Opfer weiter herauf; gehört es doch bekanntlich zu den Gesetzen der Sagenentwicklung, daß sie sich in der Überlieferung zu verjüngen pflegen, indem sie sich allemal dem jüngsten Ereignis anheften und anbinden.

So ist es immerhin möglich, daß einst ein Zusammenhang zwischen dem behandelten Brauch und dem Mädchenopfer der

¹⁾ Man beachte besonders die bei Mannhardt, 576 ff., angezogenen Beschreibungen heidnischer Leichenzüge und religiöser Umgänge. Was oben über das Priestergeschlecht der Laggner erschlossen wurde, erfährt eine gewisse Bestätigung in dem Sinne, als gerade an der Stelle der Möll, wo der Durchgang erfolgt sein soll, ein Haus mit dem Vulgärnamen Laggner steht. Ferner scheint sich daraus Mannhardts Vermutung (B. K., 581) zu erweisen, daß das Bad der Nerthus nicht gerade im heiligen Hain, sondern auch außerhalb desselben erfolgt sein kann.

folgenden Sage bestanden hat: Vor Jahren wütete im oberen Drautale die Pest und forderte so viele Opfer, daß manche Orte, darunter Pusarnitz, dem Aussterben nahe waren. Die Leichen wurden gleich auf offenem Felde bestattet, weshalb die Gegend bei Ober-Görriach (nordwestlich von Pusarnitz) noch heute »bei den Freitöfen« heißt. Da hörte man eines Tages aus der Luft eine Stimme, welche kundgab, daß die Seuche sofort aufhören würde, wenn man einen Menschen lebendig begrabe. Über die Person konnte man sich nicht einigen. Endlich beschloß man, daß der geopfert werden solle, welcher am folgenden Sonntag zuerst aus der Kirche von Pusarnitz treten würde. Zwei Männer hielten am Kirchtore Wache, als ein junges Mädchen eilends die Kirche verließ. Sie kam nicht weit; die Männer ergriffen sie, schleppten sie zum Grabe, das bereits offen stand, und begruben sie bei lebendigem Leibe. So wurde die Bevölkerung durch das Leben des jungen Mädchens gerettet, denn das Wüten der Pest nahm von da ab ein Ende. Noch heute zeigt man im alten Friedhof von Pusarnitz ihren Grabhügel, dessen Größe man damit erklärt, daß er die Jahre nach ihrem Tode immer größer geworden sei.

Ob unbedingt an einen Zusammenhang zwischen beiden Sagen zu denken sei, kann ohne Nachteil für die versuchte Erklärung des Umzuges unentschieden bleiben. Das Auftauchen solcher Überlieferungen an ein und demselben Orte, wo auch der Kult fortlebt, spricht eher dafür als dagegen.

Wir halten am Schluß dieses Abschnittes kurze Rückschau, damit die Ähnlichkeit des kärntischen Brauches mit dem aus nordisch-isländischen Quellen bekannten Freyrkult und dem von Tacitus geschilderten deutschen Brauch in die Augen falle. Ein heiliger Waldbezirk, für gewöhnlich unbetreten, gilt als Wohnstätte der Gottheit, deren Bild zu gewissen Zeiten auf einem Rinderwagen ins Land gefahren wird. Der letzte Umstand setzt einen ausgeprägten Kult voraus und dieser beschränkt sich nicht auf die Umfahrt allein, sondern gipfelt in der am Schluß erfolgten Wassertauche, wobei genau wie im Nerthuskult das ganze Gespann samt dem Kultbild und der darübergespreiteten Decke durch das Wasser gezogen wird. Als Zweck der Umfahrt und des Bades haben wir an der Hand der verjüngten Kultform zu Pusarnitz die Erzielung günstigen Erntewetters erkannt. Mit der Wartung des Wagens samt dem Bilde sowie der Vornahme der Wassertauche ist ein Mann betraut, der wie der Priester der Nerthus den ganzen Umzug leitet. Der Feierabend, welcher im Leben des heiligen Mannes eine so große Rolle spielt, ist ein schwacher Nachglanz des dänisch-schwedischen Frodifriedens und der allgemeinen Waffenruhe, welche während der Festfeier bei den Nerthusvölkern herrschte. In diesen Kultkreis führt ferner die mystische Neunzahl. Sie tritt auch in der Kärntner Sage hervor.

Endlich entspricht die Stammsage der Niklaier, mit dem heiligen Mann an der Spitze eines Geschlechtes seiner Verehrer, den nordischen Genealogien, welche mit Freyr oder Freyhypostasen beginnen.

So stimmen denn gerade die hauptsächlichen Stücke des Kults der Niklaier mit germanischen Festbräuchen überein, in deren Mittelpunkt die Vanenfamilie Njord-Nerthus-Freyr steht. Was die Form des Kults betrifft, steht die kärntische Sage dem taciteischen Berichte näher als den nordischen Zeugnissen für den Freykult; sie weist dagegen in der Auffassung der Gottheit als Mann engste Verwandtschaft mit diesen auf.

Bekanntlich führen alle nordischen Überlieferungen von den Vanengöttern in das Gebiet der Dänen und nach Seeland als dem Ursitze der ingwäonischen Völker. (Much, P. B. B., 17, 195.) Es galt bisher als ausgemacht, daß ihr Kult von hier aus nordwärts nach Schweden, Norwegen und sogar nach Island wanderte, im Süden aber gänzlich verschollen sei. Wenn es noch nicht gelungen ist, das Verwandtschaftsverhältnis zwischen Freyr, Njord und Nerthus vollkommen aufzuhellen, so muß wohl auch die Frage nach dem Namen der in Kärnten verehrten Gottheit und ihrer verwandtschaftlichen Beziehung zu Nerthus vorläufig offen bleiben. Nur so viel ist klar, daß der Kult des heiligen Mannes sich ganz mit dem Feste der Nerthus und dem großen Freyfeste in Altuppsala deckt, also nicht als Ausläufer oder Sproßform, sondern als bisher verschollenes Überbleibsel des alten Nerthusfestes anzusehen ist.

Ob in Kärnten der Umzug mit dem Wagen jährlich oder in größeren Zeiträumen erfolgte, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr sagen; ebensowenig, an welche Jahreszeit die Begehung gebunden war. In der ältesten Zeit, das lehrt die Entwicklungsgeschichte des heidnischen Kults und Ritus, stellte jedenfalls auch die Umfahrt einmal eine Einzelhandlung vor, aus der allmählich die periodisch wiederkehrende Feier mit prophylaktischem Charakter hervorging. Die Zeremonie an dem Holzbilde in Pusarnitz wurde nur mehr im Notfalle vorgenommen, trägt aber noch den Charakter der Genossenschaftshandlung an sich, da unter Führung des jeweiligen Laggnerbauers alle Niklaier sich an dem Zuge nach dem Kultbilde beteiligten oder wenigstens zur Aufbringung des Messsegeldes beitrugen.

Die Sage setzt einen bereits vollkommen ausgebildeten Kult und dieser wieder zerstreute Siedlungen eines engeren Stammverbandes voraus. Nach den Berichten zu schließen, erstreckte sich die Umfahrt auf den Niklaier Graben und den westlichen Teil des Lurnfeldes mit den heutigen Orten Sachsenburg, Möllbrücke und Pusarnitz. Eine geschlossene Massensiedlung eines germanischen Stammes ist hier kaum anzunehmen; aber in den zerstreut wohnenden Familien gleichartiger Herkunft wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit auch unter der fremden, slawischen Bevölkerung noch

eine Zeitlang angedauert und aus dem Stammeskult immer wieder neue Nahrung gesogen haben. Mit der Einführung des Christentums, die zeitlich ungefähr damit zusammenfällt, traten bald andere Verhältnisse ein.¹⁾ Nach dem Aufhören des Umzuges verlor sich bis zu einem geringen Reste das Stammesbewußtsein innerhalb der alten Kultgenossenschaft und das Interesse der Niklaier konzentrierte sich von da an ganz auf die wunderwirkende Statue. Man brauchte sie nicht mehr zu Wagen aus der Niklai zur Möll zu schaffen, um hier das magische Bad vorzunehmen, sondern begnügte sich unter dem Zwange der neuen Sachlage mit der Besprengung des Bildes in der Kirche und erhoffte davon die gleiche Wirkung auf den Ausfall der Ernte. Damit hat der ganze Brauch den Charakter einer Volkssitte angenommen. Nur in der Sage lebt noch das Andenken an den heidnischen Umzug fort, vor weiteren Eingriffen geschützt, da sie ihren wahren Sinn unter dem Flittergold einer erbaulichen Legende verbirgt. Abgesehen von der Olafssage, wo christliches und heidnisches Wesen eine sonderbare Mischung eingegangen sind, läßt sich dieser geschichtliche Entwicklungsprozeß wiederholt beobachten: was einst lebendiger Kult war, flüchtet sich vor den Nachstellungen des Christentums in das Gebiet der Volkssage.

Die hier aufgestellte Erklärung der Niklaier Sage und ihres Tatbestandes erlangt erst volle Beweiskraft, falls es gelingt, ohne die Mythen und den Kult von der Stelle zu rücken, an die sie die Überlieferung setzt, einen Zusammenhang zwischen den germanischen Besiedlungsvölkern Kärntens und solchen Stämmen nachzuweisen, welche als Nerthusvölker bezeugt sind. Solche sind nach Tacitus, Germ. 40, die Reudigni, Aviones, Anglii, Varini, Eudoses, Suarines (*Suardones?) und Nuithones. Sie wohnten auf der kimbrischen Halbinsel, im heutigen Schleswig-Holstein und auf den dänischen Inseln und gehören nebst einigen bei Tacitus nicht genannten Teilstämmen zur Gruppe der ingwäonischen Völker. Es sind die Völker des

¹⁾ Einem Rate Gregors des Großen folgend, pflegten die Missionäre seit dem 8. Jahrhundert an allheidnischen Kultstätten christliche Kirchen zu bauen und den christlichen Kult mit möglichster Schonung der heidnischen Gewohnheiten einzuführen. Diese Methode konnte in der Niklai nicht angewendet werden, weil es sich bei der geringen Bevölkerung nicht lohnte, abseits von der zusammennägenden Siedlung des Flachlandes eine eigene Pfarrkirche zu errichten. Dagegen wurde dem heidnischen Kult dadurch wirksam Einhalt getan, daß man die dabei verwendete Statue, mit welcher in der Meinung des Volkes ohnehin der Begriff eines Toten verbunden war (vergl. Frodis Leiche!), samt der sargähnlichen Lade in die Kirche von Pasarnitz stellte. Denn dieser Ort, nicht das am südlichen Draufer gelegene Sachsenburg kommt für die Niklaier um die Wende des 8. und 9. Jahrhunderts als Pfarre in Betracht. Da die Niklai nördlich der Drau liegt, gehörte sie zur Erzdiözese Salzburg, Sachsenburg dagegen zu Aquileia. Die Drau bildete eben wahrscheinlich schon früher, sicher seit 811 die Grenze zwischen beiden Kirchensprengeln.

anglofriesischen Sprachstammes. Nach L. Schmidt, Allgemeine Geschichte der germanischen Völker, 144 ff., sind die von Tacitus aufgezählten Nerthusvölker als Reste der Teutonen zu betrachten. Auch er sucht den heiligen Hain auf einer Insel der Ostsee und hält die Angeln für das führende Volk der Amphiktyonie. Die Avionen, »Inselbewohner«, verschwinden nach dem 3. Jahrhundert aus der Geschichte; sie sind wahrscheinlich in den Sachsen aufgegangen. Die Reudigner, nördlich von Hamburg, betrachtet er mit Müllenhoff und Much als das Stammvolk der späteren Sachsen. Da Ptolemäus nördlich der Elbemündung drei Inseln der Sachsen erwähnt und sie auch am Festland im heutigen Holsteinischen kennt, Tacitus aber die Reudigni als Nordnachbarn der Langobarden anführt, so ist es klar, daß der Name Sachsen auf die Reudigner zu beziehen ist. Ihr Name ist nach Much, P. B. B. 17, 192, abzuleiten von germanisch *reudaz, einer Ablautform von »rot«. Die *Reudingōz sind daher »Leute von rötlicher, blühender Gesichtsfarbe«. Sie wohnten in Holstein und auf einigen nicht näher bestimmbar Inseln und setzten sich nach dem Abzuge der Langobarden im Lüneburger Gebiete fest. Bei der allmählichen Ausbreitung des Urstammes der Reudigner wurden andere Völker wie die Chauken, welche so plötzlich verschwinden, die Angrivarier, Cherusker, Ambronon, Fosen, Haruden und Barden den Sachsen einverleibt. Unter Theuderich wurden sie zum großen Teile von den Franken abhängig, ihre Freiheit und Religion aber büßten sie erst gegen die unbeugsame Gewalt Karls des Großen ein. Hier gewinnen wir wieder festen Boden für unsere Untersuchung.

Nicht Stammesfeindschaft, noch weniger rein religiöse Motive, um etwa den Katholizismus zum Glaubensbekenntnis aller Deutschen zu machen, veranlaßte Karl zur gewaltsamen Christianisierung der Sachsen, sondern eine weitschauende Politik, die von der Einsicht geleitet war, daß die tiefe Kluft zwischen dem altsächsischen Heidentum und den christlichen Franken die bedenklichste Gefahr für die Schaffung eines politisch einheitlichen deutschen Staates bildete. Die Sachsen waren der einzige Stamm, welcher noch hartnäckig am alten Glauben festhielt, heidnische Menschenopfer brachte, heilige Bäume und Haine verehrte und heidnische Gelöbnisse und Opfergaben bei Quellen, Brunnen oder in Hainen ablegte.¹⁾ In Kämpfen, welche 31 Jahre währten, erlagen sie endlich der fränkischen Zivilisation. (772 bis 803.) Sieben Heereszüge waren erfolglos geblieben und hatten nur vorübergehend gewirkt, immer wieder brach die Flamme des Aufstandes los. Dauernd gebrochen wurde die Macht der Sachsen, nachdem Karl mit einer anderen, großartigen Maßregel vorging. Er verpflanzte Sachsen in großer Menge nach verschiedenen Punkten seines weiten Reiches und schickte Franken ins Sachsenland. Nach

¹⁾ E. Mühlbacher, Deutsche Geschichte unter den Karolingern, 114 f.; derselben Regesten des Kaiserreiches unter den Karolingern, I², 142 f.

dem *Capitulare Saxonicum* (797) 10. stand dem Kaiser weiter das Recht zu, die dem Tode verfallenen Übeltäter, welche zu ihm geflüchtet waren, töten zu lassen oder mit Zustimmung der Sachsen außerhalb der Heimat, wo sie dann als tot zu gelten hatten, im Reich oder der Mark anzusiedeln. (Mühlbacher, *Regesten*, S. 151.) Wenn auch die Quellen in den Zahlen der Deportierten schwanken, handelt es sich bei Ausdrücken wie *multitudo*, *obsides innumerabiles* doch um ungeheure Mengen von Sachsen, welche an entlegenen Punkten des Reiches angesiedelt wurden. Die ersten Nachrichten über solche Verschickungen datieren vom Jahre 794 und sie wiederholen sich in den nächsten Jahren bis zur endgiltigen Unterwerfung (804) immer häufiger. Von der letzten Wegführung berichtet zum Beispiel Einhard: *omnes, qui trans Albiam et in Wihmuodi habitabant Saxones, cum mulieribus et infantibus*; in den *Annales Mettenses* heißt es dazu: *de Saxonia per diversas vias dirigens funditus exterminavit et per Gallias ceterasque regiones regni sui sine ulla laesione exercitus sui dispersit.* (Mühlbacher, *ebd.* 182.)

Daß diese Verpflanzung unterjochter Völkerschaften zu Karls System gehörte, geht aus den Quellen unzweideutig hervor und ist für Sachsen, Friesen und Langobarden urkundlich erwiesen. »Für diese Auffassung läßt sich ein bedeutsamer Grund geltend machen, nämlich die hohe Planmäßigkeit und der landeskundige und zugleich kriegskundige Scharfblick in der Verteilung der Ansiedlungen an die strategisch und politisch wichtigsten Örtlichkeiten.« (A. v. Peez.) Namentlich galt es, das südöstliche Gebiet, die Friauler Mark (Kärnten-Friaul) und die Ostmark durch starke Besatzungen gegen die von Osten her vordringenden Slawen und Byzantiner zu sichern. Der größte Teil des Grundes und Bodens in Oberkärnten war königliche Domäne, worüber der König frei verfügen durfte. Da lag es nun nahe, an diesem wichtigen Grenzposten kriegstüchtige Deutsche anzusiedeln. Seinem Herrscherblick konnte es kaum entgehen, welche Bedeutung das Drautal für die Grenzsicherung besaß. Es führt bis ins Herz der Alpen, nach Tirol bis zum Brenner, von wo begangene Pfade nordwärts nach Süddeutschland und südwärts nach Italien weisen. Schon Peez ¹⁾ weist auf die für den Grenzschutz hervorragend geeignete Lage von Sachsenburg hin, wo das Drautal durch eng zusammenrückende Berge fast abgeschlossen scheint und nur dem Fluß einen schmalen Durchgang gestattet. Hier macht die Drau eine starke Biegung und umfließt auf drei Seiten den Ort Sachsenburg, während von der Südseite der Berg, auf dem einst die aus drei Schlössern bestehende Burg war, diesem Orte eine schier unüberwindliche Festigkeit verleihen mußte.

Ganz richtig hat ferner Peez die Namen als Stammesurkunden der Siedlungsbevölkerung aufgefaßt. Die Namen Sachsenburg.

¹⁾ *Erlebt-Erwandert*, III, 59.

der heutige Markt, im Norden davon der Sachsenberg (wie heute noch im Volksmund auch der Ort selbst genannt wird), endlich der Sachsenweg, welcher von der Niklai ins Mölltal führt, mit der gleichnamigen Siedlung, weisen auf das Volk der Sachsen, gleichgiltig, ob ihr erster Teil als Stamm- oder Eigenname ausgelegt wird.

An die siegreiche Beendigung der Avarenkriege durch Karl (803) knüpft sich die Schöpfung der Ostmark, mit welcher die Oberhoheit der Franken über den Rest der Avaren und die Slawen anhebt. Wenngleich ostmärkische Grafen über Karantanien geboten, blieb hier die Verwaltung noch einheimischen slawischen Häuptlingen überlassen und unter diesen ist schwerlich die Durchführung der fränkischen Gauverfassung, noch weniger eine eigentliche deutsche Kolonisation anzunehmen. Erst seit 824, nach der bewußten Übertragung der Amtsgewalt an bayrische Herzoge beginnt die tiefergreifende Zersetzung des Slawentums in Kärnten durch christliche Siedler aus dem fränkisch-bayrischen Gebiete. Es ist daher sehr wohl möglich und sogar wahrscheinlich, daß bei Sachsenburg unter den zwangsweise durch Karl dahin verpflanzten Sachsen das Heidentum eine späte und letzte Nachblüte trieb, welche erst der folgenden zivilisierenden und missionierenden Tätigkeit der Kirche zum Opfer fiel.

In den Zeiten, als der letzte Agilolfinger, Thassilo III., Karantanien eroberte und sein Schwager Karl die Macht der heidnischen Sachsen brach, scheint die Sage vom Karantanerherzog Ingo und seinen heidnischen Untertanen ideell zu wurzeln.¹⁾ Es dürfte sich wohl schwer erweisen lassen, daß der mythische Name Ingo eine verdunkelte Erinnerung an den ingwäonischen Kult enthält, den wir in der Niklai und dem oberen Lurnfelde gefunden haben; nach allem aber, was wir sonst über die Sachsen wissen, ist ihnen die Ausübung ihres Stammeskults im fremden Lande, weitab von der Zentralstelle des fränkischen Reiches, wohl zuzutrauen. Denn wie die auf die britischen Inseln übergewanderten Sachsen, haben die in der alten Heimat Zurückgebliebenen noch lange nach der Bekehrung zum Christentum zäh und stolz den Kern ihrer nationalen Eigenart behauptet. Einmal liegt es nahe, daß gerade die hartnäckigsten Heiden durch Karl in entlegene Teile des Reiches strafweise verpflanzt und unschädlich gemacht wurden; dann besitzen wir in der *Translatio S. Alexandri* aus der Mitte des 9. Jahrhunderts ein beredtes Zeugnis für die zähe Lebenskraft alter Zustände bei den Sachsen. Um dem Leser eine deutliche Vorstellung von den Kulturverhältnissen der Sachsen seiner Zeit zu geben, weiß der Verfasser Rudolf, der Mönch des Klosters Fulda und Beichtvater Ludwigs III. war, kein besseres Mittel, als sich der Worte des Tacitus zu bedienen, wo er das sächsische Volk und dessen Götzendienst schildert. So schreibt er das 4., 9., 10. und

¹⁾ *Conversio Bagoarorum et Carantanorum*, c. 7. Pertz, M. G. S., XI, 9 f.

11. cap. der Germania wörtlich aus. Vom Standpunkt Rudolfs also, der ein wohlunterrichteter Mann war und aus altsächsischen Sagen und sonstigen heimischen Überlieferungen schöpfte, war die taciteische Schilderung altgermanischer Zustände auf die Sachsen um die Mitte des 9. Jahrhunderts noch durchaus zutreffend.

Bei der großen Zufälligkeit unserer sonstigen Kenntnisse über die germanische Besiedlung der österreichischen Alpenländer würde man obige Ortsnamen kaum erklären können, wofern nicht unser Brauch auf eine Kolonie der Reudigner-Sachsen in dieser Gegend hinwies. In der Tat scheint auf dem Lurnfelde eine größere Zahl verstreuter ingwäonischer Siedlungen vorhanden gewesen zu sein, denn einige Ortsnamen daselbst enthalten die Bezeichnung von Vanengöttern.

Freyr-Njords Wesen deckt sich ganz mit dem Baldrs, der lichten Tagesgottheit. (Much, Germ. Himmels-gott, 257.) Zwei Ortschaften haben seinen Namen bewahrt: Baldrsdorf am südöstlichen Ende des Lurnfeldes, im 12. Jahrhundert als Paldrdorf urkundlich bezeugt, und im oberen Drautal Baldersdorf bei Molzbichl, das häufig als Paltersdorf, Paldersdorf, Waldersdorff, Palldersdorff vorkommt. Daß diese Ortsnamen im Mythos und Kult älterer Zeit wurzeln, liegt um so näher anzunehmen, als gerade in Dänemark, dem Stammlande des ingwäonischen Kults, Orte wie Hadersleben und Bollersleben nebeneinander vorkommen und sicherlich auf Baldr und seinen Bruder Hödr zu beziehen sind. (E. H. Meyer, Myth. d. Germ., 407.) Von den Niederungen aus schoben sie ihre Vorposten bis ins Gebirge vor, denn erst die Deutschen wurden in der Gebirgswelt heimisch. Möglicherweise ist der Name Inga (so heißt eine Almhüttensiedlung nördlich von Pusarnitz im Hirschberggraben) gleichfalls aus dem Mythos zu deuten.

Auch die Niklai ist durch Deutsche vom Lurnfelde urbar gemacht und besiedelt worden. Sonst müßten sich dort, wie überall, wo einst Slawen saßen, wenigstens Spuren der ehemaligen Bevölkerung in Ortsnamen auffinden lassen. Aber sowohl die zahlreichen Flur-, Wald- und Bergnamen als auch die Vulgärnamen der Bauerngehöfte sind in der eigentlichen Niklai deutsch, wovon uns ein Blick auf den sehr detaillierten Katastralplan der Gemeinde Obergottesfeld vom Jahre 1827¹⁾ leicht überzeugen kann. Die Ortschaft Niklai besteht aus zerstreuten Gehöften, welche nicht nach einem einheitlichen Plane, sondern dort angelegt wurden, wo der Boden es erlaubte. Sie geht kaum auf eine Massensiedlung zurück, sondern auf die Niederlassung einer einzelnen Familie (Laggner), die hier festen Fuß faßte und schrittweise von dem einmal gewonnenen urbaren Landstück allmählich mit Axt und Feuer sich Bahn brach und die Anbaufläche erweiterte. Gestützt wird diese Annahme ferner durch die erwähnte

¹⁾ Aufbewahrt im Landhaus zu Klagenfurt.

Tatsache, daß bis ins 19. Jahrhundert sämtliche Besitzer den Familiennamen Laggner führten. Wie heute muß in jenen Zeiten nebst Viehzucht der Ackerbau den Lebensbedarf geliefert haben. Auf die Art der Niederlegung des Waldes deuten die Flurnamen Brantenriegel, Brandriegel, Brandgraben und Langenschwand rings um den Keuschen Wald. Die im Süden und Norden der Niklai liegenden Almen waren damals also sicherlich mit Wald bestanden, der aber hier auf mächtigen diluvialen Ablagerungen steht und daher nicht gar so dicht und unzugänglich gewesen sein mag; schon damals werden lichtere Stellen nicht gefehlt haben.

Diese abgeschlossene sächsische Siedlung grenzte erst am Ausgange des Grabens gegen das Drautal und den Vorberg, welcher im Südosten die Niklai abschließt, an die Slawen. Auf diese weisen die Ortschaften Lanzewitzen im Süden und Feistritz im Norden des unteren Niklaierbaches. Die Slawen, welche seit der Wende des 6. zum 7. Jahrhundert das Land besetzten und in nicht allzu dicht bevölkerten Orten saßen, nahmen eben nur solche Gegenden in Besitz, welche bei ihrer primitiveren Art der Bewirtschaftung dem Anbau weniger Widerstand leisteten, also die Talsohlen und Randhügel der größeren und schwer zugänglichen Täler. Das besagen auch die Ortsnamen.

Ort, Graben, Bach und das ganze stufenförmige Gehänge vom Knoten bis Salzkofel führen eine doppelte Bezeichnung. Die Slawen nannten den Bach und die oberhalb der Mündung gelegene Siedlung Feistritz. (Slaw. Wz. bystru = »schnell, rasch« [Miklosich, 2, 27] findet sehr häufig auf Gewässer Anwendung.) Der deutsche Name lautet heute Niklai (gespr. Niggelai), in der ältesten Originalurkunde vom 6. Dezember 1400 (im Wiener Staatsarchiv) und in Abschriften aus dem 16. Jahrhundert dagegen Tecley.¹⁾ Prof. Lessiak, der beste Kenner kärntischer Ortsnamen, hält den Namen für deutsch und stellt ihn zu Tegel, Tigel im Sinne von Ton, Lehm, Geschirr, Tiegel. (Schmeller, I, 596.) Im Gurktal bezeichnet teggl Straßenkot, Erde. Teglei, Tiglei bedeutet also eine Art Ziegelei oder Ort, wo Lehm für Ziegel- und Töpferwaren gewonnen wird.²⁾ Lessiaks ansprechende Erklärung wird auf das schönste bestätigt durch die geologische Beschaffenheit der Gegend; diese weist allenthalben reichlich Tonschieferbildungen auf. Der Katastralplan von 1826 verzeichnet überdies südlich der Ortschaft Niklai am Bache »Lehmgruben«. Ferner bietet der Ortsname Lanzewitzen, ma. Lonzewiz'n,

¹⁾ Wutte, Kärntner Gerichtsbeschreibungen, 279.

²⁾ c (k) für g erklärt sich aus alter Synkope und muß in unserem Falle auch aus dem unaspirierten k (gg) der im Volksmund gebräuchlichen Form erschlossen werden. Unter dem Einflusse des Heiligennamens Nikolaus mag im 15. Jahrhundert beim dentalen Verschlußlaut der Nasenverschluß aufgegeben worden, das heißt Ersatz von T durch N eingetreten sein. Seit dem 16. Jahrhundert kehrt immer die Schreibung Niklai in verschiedenen Formen wieder: Niggley, Nicley, Niglay, Nicklay, Nicley, Niclai u. s. f.

ein slawisches Gegenstück zu Teelei; er deutet ebenfalls auf das Töpfergewerbe, da er sich zu slow. lonec, ma. lone = »irdener Topf, Hafener«, lončar = »Hafner« stellt.

Angesichts der topographischen Zeugnisse für die deutsche Herkunft der Niklaier mag erwähnt sein, daß auch die Körperbeschaffenheit der dortigen älteren Bauern dazu stimmt. So weit die Erinnerung zurückreicht, waren es immer auffallend hochgewachsene Leute mit länglichem Schädel und Antlitz, was durchaus auf den aus älteren Quellen bezeugten Typus der germanischen Rasse paßt. Das dunklere Haar ist vielleicht auf die Mischung mit fremden Bestandteilen und die veränderten Lebensbedingungen zurückzuführen.

Wir gelangen nun zum Schluß der Betrachtung, welche zum Ergebnis geführt hat, daß die Niklai durch eine deutsche Familie, die aus dem Lurnfeld kam, etwa um die Wende des 8. und 9. Jahrhunderts begründet wurde. Auf engeren Zusammenhang mit den Siedlern des Lurnfeldes weist der Kult des heiligen Mannes, dessen Statue aus dem Niklaier Graben zu gewissen Zeiten in festlichem Aufzug zu Tal geführt wurde, wo das magische Bad wohl unter allgemeiner Teilnahme der Familien, die gleicher Herkunft waren, vorgenommen wurde. In geschlossener Masse saßen diese wohl nur auf dem Lurnfelde, in Sachsenburg und dessen Umgebung, während sie ihre Ausläufer auch in Gebirgsgegenden und drauabwärts bis Baldersdorf entsandten. Sage und Kult können nur von einem ingwäonischen Volke stammen, die Ortsnamen der Gruppe Sachsenburg besagen, daß der Kern der Ansiedlung aus sächsischen Familien bestand. Es leuchtet von selbst ein, daß diese heidnischen Sachsen fernab von der Heimat, mitten in einer fremden Bevölkerung wohnend, in der Pflege des nationalen Götterkults ein Band der Zusammengehörigkeit erblickten und, so lange dies anging, an der heimischen Sitte festhielten. Die Quellen schweigen freilich; bietet doch die Geschichte der Christianisierung Oberkärntens eine Reihe von ungelösten Rätseln. Aber aus dem späteren Fortleben der Sage in der Niklai, wo auch das Heiligtum der Stammesgottheit einst gestanden hat, geht hervor, daß hier die alte Tradition tiefer wurzelte als an der Heerstraße, im offenen Lurnfeld und Drautal, wo der wachsende Einfluß kirchlichen Lebens bald jede Spur des Heidentums vertilgte. Jedenfalls wurzelt der Brauch in viel älteren Verhältnissen, als die spätere politische Abgrenzung des Landes erkennen läßt.¹⁾

¹⁾ Die ersten Nachrichten über die Grenzverhältnisse stammen erst aus dem späteren Mittelalter. Es ist aber immerhin bemerkenswert, daß die Niklai, so weit man sehen kann, bis zum 17. Jahrhundert zu Landgericht Rottenstein (östlich von Greifenburg) gehörte. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts grenzte das Landgericht Oberfalkenstein am Salzkofel und bei Sachsenweg an das Gericht Rottenstein, der Burgfried Sachsenburg an der Mündung des Niklaibaches und am Knoten an das nach Rottenstein gehörige Gericht Lind. Demnach gehörte der Niklaigraben bis ins 17. Jahrhundert zu Lind-Rottenstein und Landgericht Greifenburg. Zuletzt ging die Gerichtsbarkeit im ganzen Graben an

Der Sagenbericht besitzt nur in der taciteischen Schilderung des Nerthusfestes und dem Bericht der Olafssage ältere Gegenstücke von auffallender Ähnlichkeit. Ja der Umstand, daß wir in Kärnten als mutmaßliches Kultvolk die Reudigner-Sachsen antreffen, welche zu den unmittelbaren Verehrern der Nerthus gehörten und zur Zeit des Tacitus im Stammlande des Nerthuskults wohnten, verdient um so größeres Interesse, als alle späteren Zeugnisse für das Nachleben desselben von Stämmen herrühren, zu denen er erst durch zugewanderte oder zurückgebliebene Teile der alten Nerthusstämme gelangte: von den Dänen, welche das ursprünglich ingwäonische Stammland besetzten, und den Schweden, wo der Kult im 4. Jahrhundert Eingang fand. Auf Seeland wie in Uppsala galt die Feier einer männlichen Gottheit, derselben, die auch bei den kärntischen Sachsen Verehrung und Kult genoß; Nerthus dagegen ist eine weibliche Gottheit. Aus einer zwiegeschlechtigen Urgottheit ist durch Teilung ein Paar geworden.

Die männlich-weibliche Natur der Urgottheit der Ingwäonen wird endlich bewiesen durch ein Zeugnis, welches augenscheinlich ein Gegenstück zur Sage vom heiligen Mann der Niklaier darstellt. Haben wir in diesem eine dem nordischen Fricco-Freyr entsprechende Gottheit erkannt, so ergänzt die Hauptgestalt der zweiten Sage sein Bild in allen Charakterzügen und Funktionen nach der weiblichen Seite. Es handelt sich um die bekannte Legende der heiligen Notburga.

Schon das oben, Seite 145 f., beschriebene Ölgemälde, worauf der heilige Mann an der Seite der heiligen Notburga erscheint, läßt auf eine Wesensverwandtschaft zwischen beiden Gestalten der Volksage schließen. Um die vollkommene Übereinstimmung der Berichte aufzuzeigen, brauche ich hier nur mehr auf die einzelnen Ausführungen zur Sage über den heiligen Mann zu verweisen und die Lebensgeschichte der vermeintlichen Heiligen an der Hand der Acta Sanctorum (Septembris, tomus IV, p. 709 sequ.) wiederzugeben. Der Verfasser ihrer Vita vermag nicht ein einziges Zeugnis für ihre historische Existenz beizubringen. Er behilft sich bei dem gänzlichen Mangel an urkundlichen Nachweisen damit, daß er angebliche Zeitgenossen der Notburga aufzählt und quellenmäßig sicherstellt. Das ist nun in der Tat nicht schwer; denn es gehört zum eigensten Wesen der Lokalsage, daß sie vorzeitliche Erinnerungen gern auf neuere Ereignisse und Personen überträgt und es gäbe ein wunderliches Zerrbild, wollte

die Ortenburger über. (Wutte, a. a. O., S. 283, 209, 273, 275, 279.) Die ältesten Urkunden schwanken zwischen den Namensformen Rotinstain, Ratenstain, Raten- und Rotensteine. (Jaksch, Mon. duc. Car. IV, 2, 997.) Es bleibe vorläufig dahingestellt, ob im Bestimmungsworte Rot etwa der alte Stammname „Die Roten“ = Reudigner-Sachsen erhalten blieb wie der andere Volksname in Sachsenburg, Sachsenweg.

man alle sogenannten geschichtlichen Sagen als direkte Geschichtsquellen verwerten. Die tirolische Volksüberlieferung von Notburga haftet eben an den Örtlichkeiten Rattenberg, Rottenburg und hat das Gedächtnis an das Wirken der Rottenburger Herren lebendig erhalten und die ältere mythische Gestalt der Notburga, deren Kult in eben jener Gegend lokalisiert war, mit historischen Mitgliedern dieser Familie in Verbindung gebracht.

Der Verfasser der Vita gesteht selbst, daß man bei den Geschichtschreibern vor dem 17. Jahrhundert vergeblich eine Auskunft über Notburga suche und daß dieses Versäumnis gegenüber einer von Gott durch so viele Wunder ausgezeichneten Heiligen erst die Neuzeit nachgeholt habe. Die erste Lebensbeschreibung stammt von dem Jesuiten Matthäus Rader aus Innichen in Tirol, 1627. Dieser schöpft nach eigener Angabe ex Francisci Gosenii et Hippolyti Guarinonii monumentis. (*Acta Sanctor. Sept. IV, 710.*)¹⁾ Die zweite ist eine Überarbeitung des genannten Werkes, sie hat Andreas Brunner, einen Jesuiten aus Hall in T., zum Verfasser und trägt die Jahreszahl 1637. Sonst gibt es, wie der Kompilant A. S. 710, 3 versichert, keine wie immer gearteten Aufzeichnungen aus älterer Zeit. Der Dritte, auf den sich die Darstellung in den Acta hauptsächlich stützt und dessen Bericht mit dürftigen, kritisch völlig unzureichenden Anmerkungen versehen wird, ist der k. k. Bibliotheksvorstand Lic.

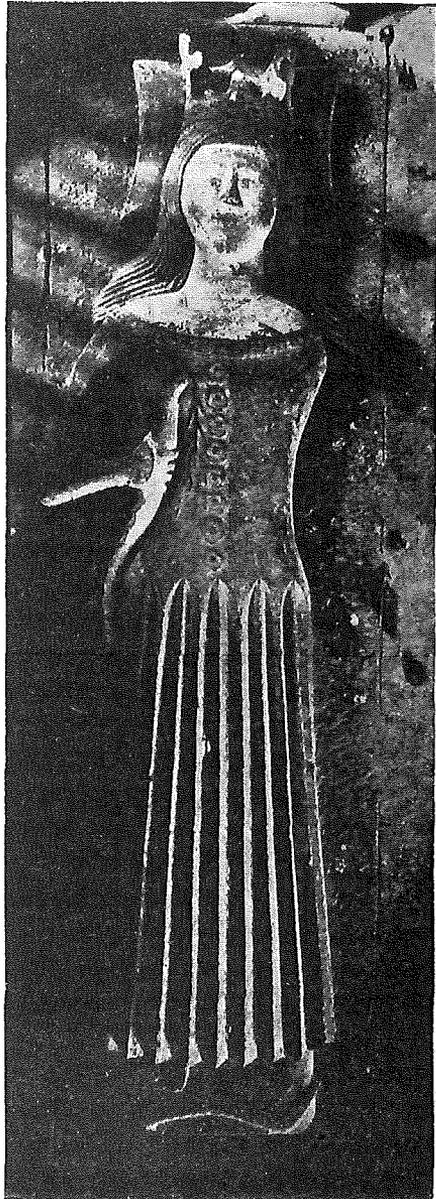


Fig. 31. Grabmal der heiligen Notburga in der Kirche zu Hochhausen.

¹⁾ Fr. Gozenius (Gezner) hat angeblich das Leben der Heiligen zuerst beschrieben. Sein Buch, angeblich aus dem Ende 15. Jahrhunderts, soll Guarinonius, dessen Werk nur aus Bruchstücken bekannt ist, 1646 in der Familie Gezners vorgefunden und benützt haben. Auf Gezner habe sich ferner Markus Sittius Freiherr von Wolkenstein um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts berufen, aber alle diese Aufzeichnungen sind verloren. (Ebenda, S. 712.) Wir kennen sie nur aus den Zitaten in Raders lateinischer Lebensbeschreibung der Heiligen.

jur. Anton Roschmann in Innsbruck. Er bekleidete bei der Hebung der heiligen Gebeine und Heiligsprechung der Notburga das Amt eines notarius apostolicus (ebenda, S. 736) und gab 1736 ein deutsch geschriebenes Büchlein über ihr Leben, die Übertragung und Einsetzung der Gebeine heraus.

Die Legende berichtet folgendes (A. S. tom. Sept. IV, S. 715 ff.): Der Geburtsort der Heiligen ist das Dorf Rattenberg, welches von der Rottenburg seinen Namen hat und am Einfluß der Ache in den Inn liegt. Notburga soll 1265 als die Tochter eines Hutmachers geboren sein. Da ihr Name weder in Urkunden noch in den Toten- und Taufbüchern vorkommt, beruft sich der Verfasser ihrer Vita auf die eidlichen Aussagen der Zeugen aus Rattenberg, welche Roschmann im 18. Jahrhundert für seinen Bericht zu Rate gezogen hat. 1283 soll sie bei Heinrich, Herrn v. Rottenburg, und seiner Gemahlin Gutta als Köchin oder Wirtschaftlerin eingetreten sein und als solche die größte Mildtätigkeit gegen die Armen bewiesen haben. Die Gattin seines Nachfolgers Heinrich, Otilia mit Namen, entließ Notburga aus diesem Grunde, worauf sie bei einem Bauer in Eben als Magd eintrat, sich aber ausbedang, an Feierabenden nicht arbeiten zu müssen. Als der Bauer einst an Notburga ein Verlangen stellte, das diesem Vertrag widerstritt, ereignete sich das bekannte Wunder mit der Sichel, die sich in die Luft erhob, zum Zeichen, daß der auf den Feierabend bezügliche Vertrag zu Recht bestand. Auf Bitten Heinrichs kehrte sie später auf das Schloß zurück und brachte Reichtum und Segen zu ihrem Herrn. Bald darauf bat sie, falls sie sterbe, ihren Leichnam auf einen Wagen zu laden, Jochtiere daran zu spannen und sie gehen zu lassen, wohin sie wollten. Wie die Ochsen stehen blieben, solle man sie begraben.

Bei Heinrich III., dem Sohne des früher genannten Rottenburgers, stand Notburga in gleichem Ansehen bis zum Tode. (Angeblich 1313.)¹⁾ Mit ihrer Leiche wird genau so verfahren, wie sie sich erbeten. Das Ochsengespann bewegte sich mit dem Leichenzug, von der Straße abbiegend, talabwärts gegen den Inn, über den damals keine Brücke führte, und zog den Wagen mitten durch die Fluten des damals hochgehenden Inn. Trocken langte der Zug am jenseitigen Ufer an. Eine andere Fassung lautet dahin, die Ochsen seien über die Fluten trockenen Fußes geschritten. Dann hielten sie erst in dem Dorfe Jenbach an einer Stelle, die heute noch den Namen Rast führt. Der weitere Weg ging längs des Kasbaches aufwärts zum Kirchlein des heiligen Rupert, das auf einer Anhöhe in Eben stand.²⁾ Dort

¹⁾ Die Jahreszahlen zum Leben der Heiligen beruhen sämtlich auf unhaltbaren Kombinationen, wie aus den Anmerkungen ersichtlich wird, die der Darstellung den Anschein kritischer Gelehrsamkeit verleihen sollen.

²⁾ Es dürfte kaum Zufall sein, daß auch in Kärnten die Missionierungstätigkeit Ruperts und seiner Nachfolger sich auf jene Gegenden erstreckt, wo derselbe heidnische Kult in Übung stand. Vergl. S. 45 f.

rasteten die Rinder das zweitemal unter einer Haselstaupe, die nahe der Kirche stand, und zogen dann den Leichnam, ohne von jemand gehindert zu werden, in die Kirche.¹⁾ Den Leichnam der Notburga fand man an den Stufen des Altars abgeladen, während die Rinder von selbst den leeren Wagen wieder hinauszogen.²⁾ Die Gebeine der Heiligen wurden im Jahre 1718 gehoben, in feierlichem Zuge unter Entfaltung großen kirchlichen Gepräuges nach Schwaz gebracht und nach »Prüfung der Akten und Zeugnisse« in die neuerbaute Kirche nach Eben geführt und dort auf dem Hochaltar ausgestellt. Es macht einen eigentümlichen Eindruck auf den Beschauer, in dem Kasten eine angebliche Heilige des 13. Jahrhunderts als Gerippe in Schnürmieder und Reifrock zu erblicken. (Abbildung A. S., S. 730.)

Was diese volkstümlichen Berichte — denn nur aus solchen schöpfen die *Acta Sanctorum* und ihre Vorlagen — auf die gleiche Stufe stellt wie die Sage vom Kärntner Heiligen, sind folgende Momente: Die *interpretatio populi* macht aus beiden unhistorischen Gestalten Heilige und stattet ihre Lebensgeschichte mit christlich-ethischen Zügen aus. Aber unschwer sind dahinter die mythisch-kultlichen Elemente der älteren Sagengestalt zu erkennen. In beider Leben besitzt die Feierruhe eine ausnehmende Bedeutung und wurde hier wie dort durch Anekdoten episch illustriert. Wenn Roschmann (A. S. 721) bemerkt, die Tiroler Bauern jener Gegend hätten noch zu seiner Zeit mit Berufung auf ein Gelübde ihrer Vorfahren den Feierabend streng beobachtet, so fanden wir ganz analoge Gepflogenheiten auch bei den Niklaier Bauern. Während aber hier noch Reste eines Erntezaubers zu finden sind, ist er dort bereits früher abgekommen. Doch muß die Existenz eines solchen aus der von Roschmann angeführten Volksmeinung erschlossen werden, daß es eine ganze Woche gehagelt habe, als man einmal die alte Sitte überging. Besondere Beachtung verdienen ferner die übereinstimmenden Berichte über die letzten Anordnungen der beiden »Heiligen« und ihre Leichenfahrt: Das altertümliche Ochsengespann zieht, sich selbst überlassen, den Leichenkarren auf einem im Volksgedächtnis festgehaltenen Wege; mehrere Rastpunkte sind hier wie dort bekannt. Beide Leichenzüge durchqueren einen Fluß und jedesmal findet in der Sage eine legendäre Umbildung der kultlichen Vorgänge im Sinne des Wunders statt, ob sie nun die Tiere, den Wagen und Leichnam mitten durch den Strom oder unbenetzt über das Wasser dahinschreiten läßt. Nach ihrem Wirkungskreise endlich erweisen sich beide Hauptgestalten der Sage als geschlechtlich verschiedene Emanationen einer und derselben Fruchtbarkeitsgottheit. Sie vertreiben Hagelwetter, halten Viehseuchen ab

¹⁾ Guarinonius bezeichnet das Stehenbleiben der Rinder bei der Kapelle des heiligen Rupert als dritte Rast (A. S. 726), da ihm alte Leute versichert hätten, die zweite Rast sei am Fuße des Berges, auf welchem die Kirche von Eben stand, erfolgt.

²⁾ Kein Unberufener, so heißt das wohl, hat Wagen oder Kultbild berührt.

und genießen darob bei den Bauern ihres Verehrungsgebietes großes Ansehen. In Tirol hat sich die Verehrung der Heiligen enger an die kirchlichen Formen des Kults angelehnt, in Kärnten dagegen den altertümlichen Charakter besser gewahrt. Notburga werden noch in neuester Zeit zu Eben und auf Schloß Rottenburg, wo ihr vermeintliches Sterbegemach in eine Kapelle umgewandelt wurde, Feldfrüchte und Ertragnisse der Viehzucht dargebracht; der Kult des heiligen Mannes bewegt sich nach einer anderen Richtung, hat aber gleichfalls den Zweck, die Gunst des mächtigen Ernte- und Viehpatrons lebendig zu erhalten.

Wir finden also in der sagenhaften Lebensgeschichte der Notburga dieselben Reflexe eines alten Glaubens und Kults wie in der Überlieferung vom heiligen Mann, nur stärker von der kirchlichen Legende beeinflusst. Die Kanonisierung der Heiligen hat die alte volkstümliche Sage endlich ganz ihrer eigentlichen Grundlage entrückt. Der tatsächliche Inhalt beider Sagenberichte deckt sich in den Hauptpunkten, wie Umzug eines Ochsespannes mit der Leiche einer mythischen Persönlichkeit, heilige Feierruhe, Bad des Wagens samt der Ladung im Flusse, so vollkommen, daß es unbedingt naheliegt, an gemeinsamen Ursprung beider Volksbräuche zu denken.

Wieder helfen uns die Ortsnamen das Volk ermitteln, von welchem der Kult ausgegangen sein dürfte; es sind auch hier die Sachsen. Denn kaum kann Zufall genannt werden, was bei so entfernten Gegenden, zwischen denen nachweislich niemals ein Zusammenhang bestanden hat, auf die nämliche Wurzel zurückweist. Überall dort, wo in Sage und Brauch die Erinnerung an den Kult der ingwäonischen Stammgottheit fortlebt, finden sich Namen, welche nur auf die Sachsen als die Reudingoz-Roten bezogen werden können: In Kärnten Sachsenburg, Sachsenweg, Sachsenberg eng beieinander; in Tirol dagegen scheint sich der für die Sachsen der älteren Zeit erschlossene Name »die Roten« in Ortsnamen erhalten zu haben, mit denen die Geschichte Notburgas aufs engste verquickt wird: Rottenburg, Rattenberg,¹⁾ Rottholz. Man vergleiche damit, was oben zum kärntischen Rottenstein bemerkt wurde.

Ja die Verbreitung des Nerthuskultes läßt sich noch weiter verfolgen. Eine andere Sage nämlich (Grimm, Nr. 351) verlegt die Wirksamkeit Notburgas nach Baden ins Neckartal und macht sie zur Tochter des Königs Dagobert, der auf Hornberg am Neckar (im badischen Amte Mosbach) gehaust haben soll. Im Zusammenhang damit gewinnen vielleicht die Ortsnamen Rottweil und Rottenburg am Neckar die Bedeutung von Siedlungsurkunden in ähnlichem Sinne wie die oben genannten. In der Kirche des Dorfes Hochhausen (im badischen Amte Bischofsheim) liegt heute noch ihre

¹⁾ Rattenberg ist eine mißverständliche mundartliche Umbildung des Namens Rottenburg, welcher dafür noch immer gebräuchlich ist. So auch Acta Sanct., 715.

Statue; in Stein gehauen. (A. v. Oechelhaeuser, Die Kunstdenkmäler der Amtsbezirke Mosbach und Eberbach, Tübingen 1906, S. 39 f., Abbildungen S. 38 und Tafel IV; Huffs ch m i d in der Oberrh. Zeitschr. N. F. B. I, 1886, 385 ff.) Zwar hat sich auch hier die Legende der Überlieferung bemächtigt, aber diese enthält noch Fingerzeige, welche für die Erkenntnis eines alten, im Mythos wurzelnden Kults von Bedeutung sind: Sie lebt in der Waldeinsamkeit und wird das einemal von einem Hirsch über den Neckarfluß getragen. Im Herbst, als die Blätter fallen, stirbt Notburga. Ihre Leiche trugen zwei schneeweiße Stiere, die noch kein Joch auf dem Nacken gehabt, über den Fluß, ohne die Hufe zu benetzen. Nach der dritten Variante zogen zwei Stiere an ihrem Leichenwagen und blieben an dem Orte stehen, wo sie jetzt begraben liegt und den die Kirche umschließt. Auch an der Tauber kehrt der Ortsname Rothenburg wieder.

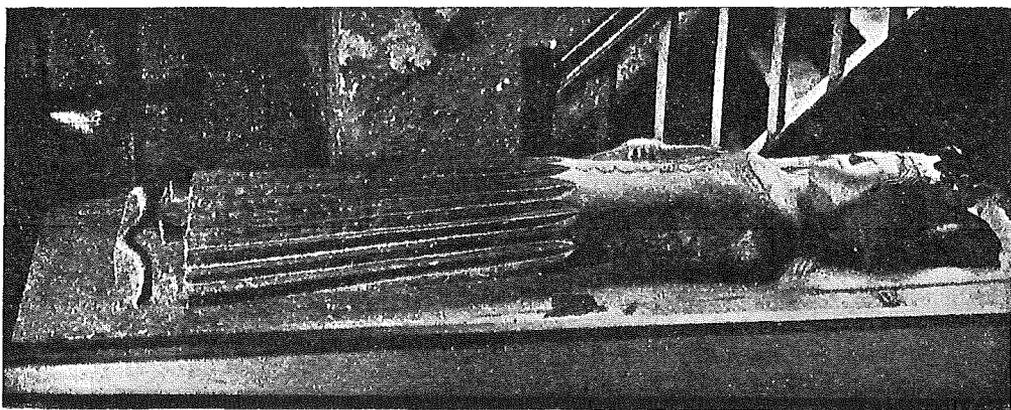


Fig. 32. Denkstein der heiligen Notburga in der Kirche in Hochhausen.

Die Nachrichten über die Herrschaft des Königs Dagobert im Neckartal haben sich längst als Fälschungen erwiesen (Huffs ch m i d, S. 395), ebenso beruht auf gelehrter Erfindung, was über Dagoberts und seiner Tochter Notburga Beziehungen zum Wendenkönig Samo überliefert ist. Es gibt trotz allem weder Urkunden über das Leben der Hochhauser Heiligen, noch hat man ihre Überreste, die unter dem Hochaltar in Hochhausen gelegen haben sollen, gefunden. Dagegen hat die badische wie die tirolische Sage nicht nur den alten Namen Notburga, sondern auch alte Erinnerungen an Vorgänge des Kultes bewahrt: den wunderbaren Leichenzug mit dem Ochsen gespanne und den Durchgang durch das Wasser. Alles andere ist Rankenwerk, das die frei schaffende Phantasie des Volkes um den Gegenstand seiner Verehrung gesponnen hat. Der Stein zu Hochhausen ist kein Grabmal (er stand ja ursprünglich aufrecht an der Wand), sondern ein Denkstein, errichtet, um den Bewohnern der Gegend die Sage, welche sich an die Notburgahöhle knüpfte und in

jener Zeit schon christliches Gewand angenommen hatte, bildlich und symbolisch zu veranschaulichen. (Huffschnid.)

Die polychrome Grabplatte, 2·23 *m* lang und 0·82 *m* breit, zeigt die Heilige, mit der Krone auf tief herabwallenden hellblonden Locken, in rotgefärbtem Gewande. Der linke Arm fehlt, was die Sage wieder zu einem neuen Zug verwertete; in der Rechten hält sie eine Schlange, die das heilende Kraut, mittels dessen sich die Wunde des ausgerissenen Armes geschlossen hatte, im Munde trägt. Eine zweite Schlange ruht unten auf dem Fußkissen. (Oechelhaeuser, S. 39 f) Der Stein stammt nicht vor der Mitte des 14. Jahrhunderts; undeutsch und unchristlich ist aber die Darstellung der Schlange als Symbol der Heilkraft. (Huffschnid, S. 398.) In Volksglauben und Sage ist sie stets Seelentier; sie bezeichnet daher in ihrer Wiederholung an dem Bildwerke zweifellos die chthonische Natur der Gottheit, welche über den Pflanzenwuchs waltet, weshalb denn das eine Tier auch ein Kraut im Munde trägt. Welche Formen der ältere Kult mit der Statue zu Hochhausen besessen hat, ist unbekannt.

Es fällt nicht in den Rahmen dieser Untersuchung, etwa den Spuren sächsischer Siedlung außerhalb Kärntens weiter nachzugehen und die Landschaften zu ermitteln, wo sonst noch derselbe Kult Wurzeln schlug und in volkstümlichen Formen nachlebte. Aus der Gegenüberstellung der Legende von Notburga mit der Sage vom heiligen Mann erhellt zur Genüge, daß beide Gestalten dem älteren Mythos von Nerthus-Freyr angehören und höchstwahrscheinlich eben diese Göttergestalten sind, welche schon im germanischen Altertum als Geschwister- oder, was mythologisch dasselbe bedeutet, als Gattenpaar aufgefaßt wurden. Den reichsten Aufschluß in dieser Hinsicht boten die kärntischen Verhältnisse, weil dort der heidnische Regenzauber noch bis zur Gegenwart mit der Geschichte und Verehrung des heiligen Mannes verbunden war. Die miraculös gefärbten Berichte über Notburga wurzeln in analogen Vorgängen wie die Kärntner Sage, sie spiegeln gleichfalls einen uralten Umzug, wobei Regenzauber geübt wurde, wieder; doch ist aus der tirolischen Überlieferung nicht mehr ersichtlich, in welchen Formen der Kult dort in der letzten Zeit vor der kirchlichen Rezipierung der Legende ausgedrückt war, während das Vorhandensein der Notburgastatue in der Kirche zu Hochhausen den Schluß rechtfertigt, daß eine solche voreinst im Kult der Gottheit eine ähnliche Rolle gespielt haben wird wie die Statue des heiligen Mannes in der Niklai. Ganz deutlich sahen wir ferner, wie sich mythische Bezüge der männlichen und weiblichen Gottheit in der jüngeren Überlieferung allerlei Deutungen im Sinne christlicher Legenden gefallen lassen mußten und wie die Kirche sich endlich des Ganzen angenommen hat. In Kärnten und

Baden besteht nur eine äußerliche Verbindung der angeblichen Heiligen mit der Kirche, in Tirol dagegen erhielt der volkstümliche Kult durch die Heiligsprechung der Notburga die kirchliche Sanktion.

Was endlich die Namen dieser Volkshelligen betrifft, sei darauf hingewiesen, daß schon Freyr ein Epitheton ist, das gewisse Stämme dem höchsten Gotte beilegte, und es daher nicht befremden kann, wenn sowohl der fromme Mann als auch Notburga, »die Schützerin in der Not«, bloß appellativ benannt sind.

Für die Geschichte der deutschen Mythologie lassen sich aus den gewonnenen Ergebnissen nicht unwichtige Folgerungen ableiten. Der Kult der ingwäonischen Stammgottheit muß schon im alten Sachsenlande zu einer Zweiteilung der Urgestalt geführt haben. Wahrscheinlich hat Mogk¹⁾ recht, wenn er vermutet, daß die gemeinschaftliche Stammesfeier der Nerthusstämme dem Himmelsgotte Frey-Tiwaz galt, der uns bei den Altsachsen, freilich in anderer Funktion als Freyr, als Sahsnôt, Seaxnéat entgegentritt. (Much, Germ. Himmels-gott, 37 f.) Die Verehrung der Nerthus, welche daneben fortbestand, sank aber zum Ritus, zur volkstümlich-religiösen Sitte herab. Im skandinavischen Norden bestand die erste Form noch bis zur Einführung des Christentums fort und erlebte dort schließlich dieselbe volkstümliche Umbildung. Die Sachsen aber, bei deren Teilstämmen, nach Gegenden verschieden, beide Arten der Verehrung vorhanden waren, brachten diese um die Wende des 8. und 9. Jahrhunderts in den Süden germanischen Sprachgebietes, wo die Erinnerung an die alte Festfeier in Gestalt von allerlei volkstümlichen Sagenberichten sogar ins 19. Jahrhundert hineinreicht.

Schnadahüpfeln aus der Iglauer Sprachinsel.

Von Dr. A. Altrichter.

Die Iglauer Sprachinsel ist eine Schnadahüpfelgegend. Schon Fr. P. Piger hat im IV. Jahrgange dieser Zeitschrift den Reichtum unseres Spracheilandes an »Tusch- und Bohlliedeln«²⁾ beleuchtet und fast dritthalbhundert mitgeteilt. Vorher war bereits im »Iglauer Volkskalender« vom Jahre 1887 eine kleine Sammlung erschienen. Auch Hruschka und Toischer haben in ihrem Buche »Deutsche Volkslieder aus Böhmen« Iglauer Vierzeiler aufgenommen. Besondere Beachtung haben die Tuschlieder in Langers »Deutscher Volkskunde aus dem östlichen Böhmen« (II, 47 ff., 133 ff., 223 ff.; III, 62 f., 68 ff., 236 ff.; IV, 70 f., 180 ff., 274 ff.; V, 58 ff., 194 ff.; VI, 219 ff.; VII, 193 ff.; X, 159 f., 166 f., XI, 66 ff., 197 ff.) gefunden. Und doch ist der Reichtum noch lange nicht erschöpft! Die folgenden 120 sind zum größten Teil in einem Dorfe, in Smilau (Bezirk Stecken),

¹⁾ Menschenopfer, 637, 1.

²⁾ Buhlerlieder.

aufgezeichnet. Es ist »Heimware« darunter, auch »Augenblicksgesang« junger Entstehung (wie Nr. 100). Zahlreiche andere gehören zum Gemeingut. Sie sind wegen zahlreicher Varianten und ob der Feststellung ihrer geographischen Verbreitung festzuhalten. Der Schnadahüpfelreichtum erklärt sich wohl aus dem vorherrschend bajuwarischen Sprachcharakter des Iglauer Grenzlandes¹⁾ und dem regen Verkehr, der es einst durchzogen hat.

Die Wiedergabe erfolgt nach der Mundart, in welcher sie gesungen werden. Dabei ergab sich, daß der Dialekt in den verschiedenen Liedern von demselben Sänger vielfach nuanciert wurde. Dies erklärt sich wohl nach der Zeit, Art und Dauer der Einbürgerung.

1.

Schöne Lied'ln, jo die kenn' i
Grod drei an der Zohl.
Ans sing' i, ans summ' i,
Ans pfeif i ollemol.

2.

Schöne Wirtshäusla, jo die kenn' i
Grod drei an der Zohl.
In an trink' i, in an tonz' i,
In an rauf' i ollemol.

3, 4.

Ein hob Bier, zwa hob Bier!
Schreit da Wirt glei zu mir:
„Du bist a Häusls Bua,
Du hast scho gnua.“

Wie i hob dos g'hört,
Hob i glei aufbegehr,
Hob i am Tisch aufg'haut,
Do hob'n d' Leut g'schaut.

5.

Wir san lustege Buam,
San gern bononda (beieinander)
Und weg'n lusten Leb'n
San ma af d' Musik gonga.

6.

Fiedel auf, Fiedel auf!
Loßt de Madla hupfn
Schötzes Fleisch und Zwiebel dron
Is a gute Supp'n.

Mit anderer Einleitungszeile („Gleich a, Fied'l ma“) ein Kinderlied aus Reichenberg bei Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen, Nr. 117.

7, 8.

Wonn i einspanna tua,
Bin i a lustega Bua.
Wonn i ausspanna tua,
Schau i wieda dazua.

Wonn i einspanna tua,
Bin i a lustega Bua,
Führ i Stroh oder Heu,
Bin e luste dabei.

Dr. Langer, Deutsche Volkskunde X. S. 167, bringt die zweite Strophe allein. Vergl. zu dieser Dunger, Rundás und Reimsprüche aus dem Vogtlande, Nr. 884. Die Einleitungszeile lautet hier: „Wenn i ausfahren tu.“ Hörmann, Schnadahüpfeln aus den Alpen, 2. Auflage, S. 8.

10.

Wir sein wir
Und trink'n a Bier.
Wir trink'n an Wein,
Weil ma Schmilauer sein.

(Smilau, ein Dorf im Steckner Bezirk.)

11.

Und ist das Bier so teuer,
So muß es doch getrunken sein,
Und brennt es wie ein Feuer,
Bester Wirt, schenk' ein!

12.

In meinen jungen Jahren,
Da will ich einmal lustig sein.
Kein Kreuzer will ich sparen,
Versoff'n muß er sein.
Vergl. Dunger, Rundás, Nr. 806, 1.

¹⁾ Vergl. Altrichter, Kolonisationsgeschichte der Iglauer Sprachinsel. Zeitschrift für Geschichte Mährens und Schlesiens 1908.

13.

Gestern san ma b'soff'n gwest,
 Heut san mas wieder.
 Wenn uns Gott dos Leb'n schenkt,
 Morgen san mas wieder.
 Ähnlich Dunger, Rundás, Nr. 999.

14, 15, 16.

Frau Wirtin, schreibt's auf,
 Schreibt's ober die Tür,
 Doß olle Leut wiss'n,
 Doß i liderli wür.

„Du lidales Bürscha,
 Du mußt di vakehr'n,
 Mußt's Häusa vakaf
 Und mußt Einsiedla werd'n.“

Hob's Häusa vakaft,
 Hobs Geld vasoffa,
 Wos geht's de Leut on,
 Es hat mi betroffa.

Die erste Strophe allein bei Piger, Das Schnadahüpfel in der Iglauer Sprachinsel, S. 22, auch bei Dunger, Rundás, Nr. 1028. Die zweite Strophe bei Piger, a. a. O., S. 22. Vergl. Süß, Salzburger Volkslieder, S. 191. Die dritte Strophe bei Dunger, Rundás, Nr. 895.

17.

Wo kumma die brav'n Leut hie?
 In Himmel wohl hinter die Tür,
 In Himmel hinein, wo Petrus wird sein,
 Dort schenken s' an Zwetschkenbrontwein.

Ähnlich bei Dunger, Rundás, 1015.

18.

Hob oft an Bam g'schüttelt,
 Hob oft an Bam bog'n,
 Hob oft an schön Madla
 Beim Fensta eing'log'n.

Pogatschnigg und Hermann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten I, 1504. Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen, Nr. 648 (aus dem Böhmerwald). Panorama des Universums 1843, Nr. 343.

19.

Bis i amol heirat,
 So moch i ma s aus,
 Wonn 's Weib net dahuamt is,
 Bi i Herr im Haus.

Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen, Nr. 338 (aus Plan). Dunger, Rundás, Nr. 758. Gundlach, Tausend Schnadahüpfeln, Nr. 513.

20.

Zwa schneeweiße Täubla
 Flieg'n über den See,
 Die Liebe geht unter,
 Kummt nimmer in d' Höh.

Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen, Nr. 73, bringen aus Plan und dem Böhmerwald einen Vierzeiler mit fast gleichem Text in der dritten und vierten Zeile. Die Einleitungsverse sind anders. Ebenso Süß, Salzburgische Volkslieder, Nr. 186. Vergl. Gundlach, Tausend Schnadahüpfeln, Nr. 433. Greinz und Kapferer, Tiroler Schnadahüpfeln I, S. 112. Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten I, 1609. Schwäbische Volkslieder, 147, 58. Mittler, Deutsche Volkslieder, 1128, 11. Erlach, Die Volkslieder der Deutschen IV, 341. Dunger, Rundás, Nr. 778.

21.

Zwa schneeweiße Täubla
 Hab'n rote Füßla,
 A jeder Spitzbua
 Löst sei Madl grüßa.

Mit denselben Einleitungsversen noch zahlreiche Schnadahüpfeln. Vergl. Piger, a. a. O., S. 18, 22, 23.

22.

Mei Pfeifa is truck'n,
 Pfeift olleweil dudleh,
 Mei Schotz hot an ondern,
 Mei Herz tuat ma weh.

Bei Piger, a. a. O., S. 19, heißt die erste Zeile „Mei Gfeifla ist zbrocha“; ebenso Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen, Nr. 175, und Langer, Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen III, S. 70.

23.

Gestern auf d' Nocht
 Hob i loch'n müssen.
 I hob g'laubt, i hob an Schotz,
 Derweil hob i d' Kotz bein Füßen.

Ähnlich Dunger, Rundás, Nr. 247 (mit der Einleitungszeile: „Gestern obend hot mrsch getramt“) und Süß, Salzburgische Volkslieder, Nr. 397.

24—30.

Diandl bist hab
 [: Oder kennst mi net :]
 Oder is des
 Dein Fenstal net ?

I bin net hab
[: I kenn di scho :]
Du host an Rausch,
Des weiß i scho.

Hob i an Rausch
[: So mocht's da Wei :]
Diandal steh auf,
Loß mi nur ei.

I steh net auf
[: Loß di net ei :]
Du könnst heut nochts
Mei Unglück sei.

Wonn i heut nochts
[: Dei Unglück bi :]
Bin i im Stond
Und heirat di.

Wenn du's im Stond bist
[: Und heiratst mi :]
Bi i im Stond
Und pfeif af di.

Ob du mi heiratst
[: Oder net :]
Hot holt dei Kind
Kan Votern net.

Ähnlich ohne die letzte Strophe bei Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen, S. 180 (Strodenitz, Eger, Plan). Die erste Strophe fast gleichlautend bei Hörmann, Schnadahüpfeln aus den Alpen, S. 224. Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten I, 1210. Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark, 148. Tschischka, Österreichische Volkslieder 138. Mündel, Elsässische Volkslieder, 105.

31.

I hob holt eiden g'mant,
Du wirst die meine,
Du bist mir gwochsen
Ins Herzal eine.

eiden = immer. Die letzten drei Zeilen gleich Nr. 449 bei Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen (Böhmerwald). Vergl. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen II, S. 378.

32.

Wenn i am Suntog i d [: Kirch'n geh :]
Leg i mein Sunten- [: Frack o :]
Wenn i mei Diandl i d [: Kirch'n siech :]
Schau i koin Heilen [: mehr o :]

Vergl. die ähnlichen Schnadahüpfeln bei Hörmann, Schnadahüpfeln aus den Alpen, S. 93. Greinz und Kapferer, Tiroler Volkslieder II, S. 41. Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten I, 236. Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen, Nr. 712. Ein ähnliches aus der Stannerer Gegend in Langer, Deutsche Volkskunde XI, S. 67.

33.

Diana geh spreiz de net,
Wonn i dir a Bussl gi,
Deine Äugla soll'n freunde wer'n,
Wenn i sog: i hob de gern.

Dieselbe Einleitungszeile bei Gundlach, Tausend Schnadahüpfeln, Nr. 230.

34.

Af s Nochbas sein Zaun
Sitzt a Vögal a brauns,
A rot's Schnäba hot's
Wie mei liebster Tausendschotz.

Ähnlich bei Piger, a. a. O. S. 16, und Dunger, Rundäs, Nr. 108.

35, 36.

Dianal geh her zum Zaun,
Loß da e d'Äugla schau'n,
Wos d' für Äugla host,
Schworz oda braun.
Ich geh net her zum Zaun,
Loß net e d'Äugla schau'n,
Wos i für Äugla hob,
Schworz oda braun.

Nr. 35 allein bei Hörmann, Schnadahüpfeln aus den Alpen, S. 83 (die zweite Zeile heißt dort: „Laß di nur recht anschauen“), ähnlich Gundlach, Tausend Schnadahüpfeln, Nr. 89, ebenso nur die erste Strophe bei Süß, Salzburgische Volkslieder, 445. Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen, Nr. 518 bringen noch eine dritte Strophe. Vergl. Rank, Aus dem Böhmerwald I, 40. Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten I, 255. Schwäbische Volkslieder von Birlinger, 146.

37.

I hob a schöns Leibal
Bloubs Untafutta
I hob a schöns Dianal
Meitz liebe Mutta.

Ähnlich bei Hruscha und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen, Nr. 44 (aus Plan).

38.

Je höher das Tüamal,
Desto schöna 's Geläut,
Je weita zan Dianal
Desto größer de Freud.

Hörmann, Schnadahüpfeln aus den Alpen, S. 247. Gundlach, Tausend Schnadahüpfeln, Nr. 174. Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen, Nr. 180 (Eger-Strodenitz), Dunger, Rundás, 567, 568. Pogatschnigg und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten I, 789. Tschischka, Österr. Volkslieder 66. Süß, Salzburgische Volkslieder, S. 205. Müller, Volkslieder aus dem Erzgebirge, 137. Erlach, Die Volkslieder der Deutschen IV, 342. Simrock, Die deutschen Volkslieder, 344. Mittler, Deutsche Volkslieder, 1143.

39.

Rote Äpfel [: gele Kern :]
Gelt mei Diandl, hast me gern ;
Wenn i glei koi [: Haus net ho :]
So wirft ma da Wind koine Schindl ro.

Die dritte und vierte Zeile sind die Einleitungsverse eines Rundás bei Dunger (Rundás und Reimsprüche aus dem Vogtlande), Nr. 907, ferner des Knaben Wunderhorn (Birlinger) II, 335.

40.

Rote Äpfel [: gele Kern :]
Gelt mei Hansl, host me gern,
Willst gern wiss'n [: wer i bin :]
Bin a hobe Schmilauerin.

hob = rechte; Smilau bei Stecken natürlich setzen die Sängerinnen anderer Orte ihren Dorfnamen ein.

41.

Übarollt san Türla zu
Z . . . san sa offa,
Wenn de Madla schloufn gefn,
Käma d' Buama gloffa.

In der zweiten Zeile wird der Dorfname eingesetzt. Ähnliche zwei Einleitungsverse Dunger, Rundás, Nr. 1288.

42.

Hochberger Glöckl
Hat an schein Klóng
Und de Hochberger Madla
Hob'n an gschloiparaten Gong.

gshloiparat = fußschleifend, schlürfend. Der Dorfname wird willkürlich eingesetzt.

Vergl. Piger, a. a. O. S. 17. Langer, Deutsche Volkskunde III, 237. Süß, Salzburgische Volkslieder, Nr. 610.

43.

Gengas Mutta brummans net,
Ollas is vageb'n,
Dös Madl loß i net,
Lieba loß i 's Leb'n.

Ähnlich, aber in 8 Zeilen aufgelöst, Langer, Deutsche Volkskunde X, 168; vergl. Dunger, Rundás, Nr. 270, 2. (Die erste Zeile lautet hier: Mutter zank fei net.)

44.

Steig i afs Bergal,
Schau hin und schau her,
Do kummt mei schworzaugats
Dianal daher.

45—47.

Dreimol drei um das Haus,
Schotzal bist denn drinna?
Reich mir eine Rucke raus!
Ich will da helf'n spinna.

Dreimol Flochs und dreimol Werg
Ist scho obe gspunna,
Mutta verschoffts ma einen Monn,
Ich laug zu kana Nunna.

Zu kana Nunna taug i net,
Des sollts jo längst scho wissa.
An olt'n Monn den brauch i net,
An junga loß i grüßa.

45. Ähnlich bei Dunger, Rundás, Nr. 353. 46 und 47 ähnlich Nr. 354 bei Dunger. Hier lauten die letzten zwei Zeilen: „Und wenn ich amol verheirat bin — su loßt's Euch nit verdrießen.“ Nr. 45 bildet bei Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen, die Einleitung eines Kinderliedes, Nr. 113. Vergl. daselbst die Anmerkung dazu S. 524.

48, 49.

Drauß'n beim Sunnawirt
Schenkt mei Schotz Wein und Bier,
Drauß'n beim Sunnawirt
Schenkt mei Schotz Bier.

Drauß'n beim Sunnaschei
Schenkt mei Schotz Bier und Wei,
Drauß'n beim Sunnaschei
Schenkt mei Schotz Wei.

Die erste Strophe allein bei Piger, Das Schnadahüpfel in der Iglauer Sprachinsel, S. 16.

50.

Der dos grüne Kapal hot,
Der ist mei Tausendschotz,
Der dos grüne Kapal hot,
Der ist mei Schotz.

Vergl. Dunger, Rundás, Nr. 109, 110,
111, 112, 113.

51.

Sauers Kraut und Rügen
Haben mich vertrieben,
Hätt' die Mutter Fleisch gekocht,
So wär' ich z'haus geblieben.

Vergl. Langer, Volkskunde VII, 195.

52—54.

I bin a jungs Bürscha,
Bi zwanzig Jahr olt,
Jetzt schreibt ma da Kaiser,
Er braucht me scho hold.

Do hob i glei gjuchazt,
Do hob i glei glocht,
Do hob i mein Dirndl
Glei trauri gmocht.

Ober Diana sei gscheit,
Da Kaiser braucht Leut.
Wenn i ham kumma tua,
Bi i wieder dei Bua.

55.

Du brauchst net so wana,
Du brauchst net so tan,
Du bist a hübsch Madl,
Kriegst glei wieder an.

Wird in Verbindung mit dem vor-
stehenden Liede gesungen. Vergl. Piger,
a. a. O. S. 20. Süß, Salzburgische Volks-
lieder, Nr. 962. Hruschka und Toischer,
Deutsche Volkslieder, 120 b. Pogatschnigg
und Herrmann, Deutsche Volkslieder aus
Kärnten I, 1667. Mittler, Deutsche Volks-
lieder, 1170. Erlach, Die Volkslieder der
Deutschen IV, 315.

56—58.

Olle Leut tun mi schänd'n,
Ka Mensch tut mi lob'n,
Wie soll denn mei Diana
A Freud an mir hob'n.

Die Leut, die wos klotsch'n
Und red'n ton von mir,
Die san jo viel schlechter
Und ärger wie wir.

Jetzt schick' i den klotschet'n
Leut'n ihr'n Gruß,
Sie soll'n si wosch'n,
San selber voll Ruß.

56. auch bei Dunger, Rundás, Nr. 290.
Vergl. Hruschka und Toischer, Deutsche
Volkslieder aus Böhmen, 299. Langer,
Deutsche Volkskunde X, 165. Nr. 57
ähnlich bei Süß, Salzburgische Volkslieder,
Nr. 9. Dunger, Rundás 291, 1. Nr. 58 ähn-
lich bei Hörmann, Schnadahüpfeln aus den
Alpen, S. 351. Süß, Salzburgische Volks-
lieder, Nr. 5. Gundlach, Tausend Schnada-
hüpfeln, Nr. 767.

59.

Wonns a so regna tuat,
Is gros'n a net guat,
S Dianl wird quatschnoß
Und mocht ka Gros.

Hruschka und Toischer, Deutsche Volks-
lieder aus Böhmen, Nr. 932 (Eger). Dunger,
Rundás, Nr. 871. Langer, Deutsche Volks-
kunde X, 164, bringt aus Irschings das
gleiche Tuschlied in etwas anderer Form
und mit einer zweiten Strophe. Das Vor-
liegende wurde in Smilau aufgezeichnet.

60.

Oba Dianal mei lieb's,
Wonn du amol stirbst,
Wirst ma amol kronk,
Leb' i a nimmer long.

61.

Dianal sei gscheit,
Nimm da an Buam, der di gfreut,
Nimm da an Buam mit an Geld,
Host a Leb'n af da Welt.

Ähnlich Hörmann, Schnadahüpfeln aus
den Alpen, S. 74. Gleiche Einleitung bei
Süß, Salzburgische Volkslieder, Nr. 979.

62.

Ober Dianal mei orms,
Hob'n ma heuer ka Korn,
Hob'n ma heuer ka Heu,
Hob'n ma uns doch gern olle zwei.

63, 64.

Madl host denn 's Bett abbett?
Na i hob's vergess'n.
Bist denn du den gonzen Tog
Bei dem Schusta g'sessen.

Wonn d' willst an Schusta liab'n,
 Mußt da weiße Strümpf onziag'n,
 Weiße Strümpf und Schuh und Schnoll'n,
 Donn erst wirst an Schusta g'foll'n.

Des Knaben Wunderhorn (Ausgabe
 Birlinger und Crecelius), S. 333 (Jäger für
 Schuster). Die erste Strophe allein bei Dunger,
 Rundás, Nr. 271. Schatz statt Schuster.

65.

Am Samstag, wonn's sechse schlogt,
 Do hebt mei Herz im Leib az loch,
 Do nimm i mir mei Leiberl,
 Geh schau'n zum Schotz, wos s' mocht.

66, 67,

Do steig i weit außi
 Ins ondere Tol,
 Geh Bua, leih mas Dianal,
 Dös meine is net do.

I konn's da net leiha,
 I konn's dir's a net geb'n.
 Du herzliebste Büberl,
 Du mücht's mar nimma geb'n.

68, 69.

Do wir i mi umschaun
 Um Feder und Papier,
 Do will i holt schreiben
 Ein Brieflein zu dir.

Zu dir und vor die Tür,
 Vor die Tür und vor das Haus,
 Doß olle Leut' wiss'n,
 Unsere Liabschoft is aus.

Zu 68 vergl. Piger, Das Schnada-
 hüpfel in der Iglauer Sprachinsel, S. 20.
 Im Anschluß an 69 wird das bekannte
 Schnadahüpfel: „Aus is mit mir . . .“ ge-
 sungen. Hruschka und Toischer, Deutsche
 Volkslieder aus Böhmen, Nr. 574, 149 d.

70—72.

In meines Voters Gort'n
 Do wochs'n jo zwa Bäumelein,
 Dös ane trogt Muschkot'n,
 Dös ondre, dos trogt Feig'n.

Meinst, du bist die Schönste
 Auf der gonz'n weit'n Welt
 Und auch die Angenehmste?
 Ach nein, du host gefehlt.

Geh nur hin, du kriegst an Teil,
 Ich lieb' di nur aus Norretei,
 Ohne dir kann i schon leb'n,
 Ohne dir kann i schon sein.

Ähnlich, ohne Nr. 71, bei Langer, Volks-
 kunde IV, 190.

73, 74.

O herziger Jager,
 Ich sage dir's bald,
 Und wann du willst schießen,
 So geh in den Wald.

In Wald werd' ich schon gehen,
 Ich weiß, wonn ist die Zeit.
 Wann ich bei dir kann stehen,
 Ist's meine größte Freud'.

75.

Am Montag und Dienstag in oller Fruoh,
 Do kummt mir a traurige Botschoft zuo,
 A traurige Botschoft, a trauriges Leb'n,
 Und weil mir mein viel Tausendschatz
 hot Urlaub geb'n.

76.

O Mutter, o Mutter,
 An Buob'n, den hob' i g'seh'n,
 Durt und do is er g'lahnt
 Und hot bitterli g'want.

77—79.

I hob' jo mei Fraid' af da Stroß'n,
 Wo olle Leut' reit'n und fohr'n.
 Do hot me mei Schotza valoss'n,
 Wega dem ho i a noch kan Zorn.

I hob' jo mei Fraid' af dem Feld,
 Wo olle Leut' ockern und sä'n.
 Do hot me mei Schotza valoss'n,
 Jetzt tun de Leut' schlecht vo mir red'n.

Redt's nur, Leut', wonn's enk g'freet,
 Dös sag'n die dumma Leut',
 I drah' ma scho wieda ane auf,
 Wenn i ane brauch'.

80, 81.

Wonn mei Schotz Hochzat hot,
 Hob' i an traurig'n Tog,
 Wonn mei Schotz Hochzat hot,
 Hob' i ka Freud'.

Do geh i in mei Kämmerlein
 Und schlof die gonze Nocht allein,
 Wonn mei Schotz Hochzat hot,
 Hob' i ka Freud'.

Vergl. den Vierzeiler in Des Knaben
 Wunderhorn (Birlinger) II, S. 331, ebenso
 Dunger, Rundás, Nr. 507. Piger, Das Schnada-
 hüpfel in der Iglauer Sprachinsel, S. 19,
 bringt nur die ersten vier Zeilen.

82.

Gor so klan bin i net,
Doß s' me net sieht,
Ka Glied im Leib hob' i net,
Dos se net rührt.

83.

In der Schul wor i a Kerl,
Ollaweil do wor i kronk,
Bin i amol unterkumma,
Wor i auf der Eselsbonk.

84.

Wenn der Wog'n a so schettat,
Der Hengst a so schreit,
Do denkt si das Madel,
Der Bua is net weit.

schettern = rumpeln. Ähnlich Des
Knaben Wunderhorn (Birlinger), II. 329.
Dunger, Rundás, Nr. 43, 186.

85.

Über d' Wies'n bin i gonga,
D' Wies'n wor noß,
Mei Schotz loßt mi grüß'n,
Wie lusti is dos.
Vergl. Dunger, Rundás, Nr. 50.

86.

Im Winter is kolt,
Mei Bett steht im Wold,
In a schworzaugats Dianal
Verliabn ma se bold.

Vergl. Dunger, Rundás, Nr. 92. Piger,
Das Schnadahüpfel in der Iglauer Sprach-
insel, S. 18 (mit anderer Einleitungszeile).

87.

Wie hoch is der Himmel,
Wie glänz'n die Stern.
Wie hob'n die Madeln
Die Buam so gern
Vergl. Dunger, Rundás, Nr. 935.

88.

A Stodtmadl und a Londmadl
Is a net ollas ans,
A Stodtmadl hot a rote Jack'n
Und a Londmadl hot kans.

Ähnlich Hruschka und Toischer,
Deutsche Volkslieder aus Böhmen, Nr. 877
(Plan). Gleiche Einleitungszeile bei Langer,
Volkskunde VI, 221.

89.

Fabrikenmadeln mog i net,
Die hob'n kane Wodeln net.
I nimm mir ane nur vom Lond,
Die wos die Wodeln hot.

Ähnlich Langer, Deutsche Volkskunde,
X, S. 168 (statt Fabrikenmadeln Mile-
madeln). Vergl. auch ebenda IV, 183.

90.

In Wold bin i g'ritt'n
Am schworz'n Popier,
Wenn olle Leut ess'n,
So koch'n erst wir.

91.

In Wold bin i g'fohr'n,
Hob s Latsa verlör'n,
Hob s Kummat verschenkt
Für a schworzaugats Mensch.

Latsa = Leitseil. Vergl. Piger, Das
Schnadahüpfel in der Iglauer Sprachinsel,
S. 17. Langer, Deutsche Volkskunde X,
S. 167.

92.

In an blutrot'n Äpfel
Ho i einebiss'n,
Mei Schotzla, dem ho i
Af d' Nos'n g . . .

93.

Von durt bi i her,
Wo ma Erdap'ln baut,
Drum bi i schön gwochsa,
Wie s Erdapelkraut.
Gundlach, Tausend Schnadahüpfeln,
Nr. 896. Dunger, Rundás, Nr. 834.

94.

I und mei Olte,
Wir haus'n net übel,
Sie trogt an Lodensock,
I trog an Kübel.

Die gleichen Einleitungsverse in einem
Schweizer Vierzeiler bei Hörmann, Schnada-
hüpfeln aus den Alpen, S. 193. Vergl.
Piger, Das Schnadahüpfel in der Iglauer
Sprachinsel, S. 23.

95.

I und mei oltes Weib,
Wir hob'n se gern,
Sie s . . . in Obatopf (Ofentopf)
I e d' Lutern.

96.

Wenn mei Weib trutzi is,
Schaud me net on,
Steck' ihr an Spohn in O . . .
Und zünd ihr na on.

97—99.

Die Fuhrleut' san lusti'
Fohr'n weit in de Welt,
Wonn d' Fuhrleut' net waten (wären),
Hätt'n d' Wirtsleut' ka Geld.

Die Fuhrleut' san lusti',
Sie knoll'n mit da Schnur,
Je schöna das Madl
Desto lieba is da Bua.

Die Fuhrleut' san lusti'
Beim Madla im Bett,
Do brauch'n sa ka Peitsch'n,
Kan Vorreiter net.

100.

In Deutschbrod am G'richt,
Do san böhmische Herrn,
Und wenn ma deutsch um wos frogt,
Konn ma aussig'schmiss'n wer'n.

101.

Dromat am Be'gla,
Durt steit a Soldot.
Er traut se net runta,
Weil er d' Hos'n voll hot.

102.

Wer in Himmel will kema,
Muß se Hondsche mitnehma,
Denn in Himmel ist kolt,
Weil der Schnee obifollt.

Eine Variante fügt je nach drei Worten
immer „sogt er“ ein. Vergl. Langer, Volks-
kunde VII, 196.

103.

Es is net sauer,
Es is net seiß,
Wer mit 'n Schregel fohrt,
Den gfreis'n d' Feiß.

104.

Es is net seiß,
Es ist net sauer,
Wer mit 'n Schregel fohrt,
Der is ka Bauer.
Vergl. Langer, Volkskunde IV, 184.

105, 106.

Saß'n einst zwei Turteltaub'n
Ganz verliabt auf einen Ast,
Wenn sich zwei Verliabte scheid'n,
Da verwelket Laub und Gras,

Laub und Gras, das muß verwelk'n,
Aber unsre Liebe nicht.
Kommst Du gleich aus meinen Aug'n,
Aber aus dem Herzen nicht.

Vergl. Des Knaben Wunderhorn (Bir-
linger) II, S. 791. Erk, Deutscher Liederhort,
S. 271.

107.

Ich woaß a kloans Baumal,
San Vogala dro,
Steig auffi, nimm's obi,
San kani mehr dro.

108.

Und a funk'lnag'neues Stübchen
Und a funk'lnag'neues Bett
Und a funk'lnag'neues Mädchen,
Sonst heidot i net.

109—111.

Äpala san rout,
San Stringln dro, Stringln dro,
Madla san folsch,
Dös waß ma scho.

D' Madla san folsch,
San unvertraut,
Wie da Wind Laub
Von Bäuman treibt.

Treibt da Wind 's Labe
Hin und her, hin und her,
Ka Dianal mog mi
Nimmer mehr.

Vergl. Dunger, Rundás, Nr. 229.

112.

Da Vota hot 's Haus verkaft
Und de Kuh a,
Jetzt geht's noch am Gasbock los,
Donn kommt's af mi a.

Vergl. Dunger, Rundás, Nr. 893.

113.

Ei, dos is a Teuxelsgspaß,
Reit der Schneider af da Gas
Und da Schusta af ra Kou,
Musikant'n, spielt's nur zou.

114.

Da Boda schlogt Hodan,
Da Mülla tut mol'n
Und da Weba tut trompeln,
Daß d' Hos'n oifoll'n.

115.

Eis'nbohn, Eis'nbohn,
Lokomotiv,
Wenn i a Madl gsiech,
Moch i an Gpfiß.

Ähnlich bei Süß, Salzburgerische Volks-
lieder, Nr. 998. Dunger, Rundás, Nr. 1236.
Langer, Deutsche Volkskunde X, S. 183
(Morchenstern).

116.

Wie i bin auf d' Alm aufgonga,
Hob i mir a Piperhändl gfonga,
He mei Piperhändl, he pipi!
He mei Piperhändl jetzt duckst di.

117.

Wie soll i denn singa,
Wenn i nix kann,

Sing i mit 'n Hennan,
So beißt mi da Hohn.

Vergl. Dunger, Rundás, Nr. 918. Süß,
Salzburgische Volkslieder, Nr. 192, 638.

118, 119.

Musikant'n, steigt's aufi
Auf enka Oltor!
Jetzt spielt's ma a Stück'l,
Mit mir is scho gor.

Mit mir is scho gor
Und mit mir is scho aus,
Jetzt spielt's ma noch a Stück'l,
Donn geh' i noch Haus.

120.

A Liedl hob i g'sunga,
A Liedl is aus,
An Kreuzer hob i g'wuonna,
Jetzt geh i noch Haus.

Vergl. Hörmann, Schnadahüpfeln aus
den Alpen, S. 368. Gleiche Einleitung bei
Piger, a. a. O. 26, Langer, Volkskunde IV, 71.

II. Kleine Mitteilungen.

Urin, ein Mittel zum — Wäschewaschen.

Von Wilfried Teppner, Graz.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Urin in den breiteren Schichten des Volkes, namentlich aber bei der Landbevölkerung — im besonderen auch bei den Eskimos — als Heilmittel u. s. w. in der verschiedensten Weise Verwendung fand und findet. Etwas ganz Neues ist aber meines Wissens die Verwendung des Urins als Waschmittel.

Durch Herrn Hofrat Dr. R. Canaval bin ich auf den Gebrauch des Urins als Waschmittel aufmerksam gemacht worden, und möchte ich mir erlauben, ihm für die mir zur Verfügung gestellten Notizen meinen ergebensten Dank auszusprechen.

Wir finden diesen Gebrauch im Lungau in Salzburg (Bezirk Tamsweg) und Vierthaler¹⁾ schreibt hierüber 1816: „Der Bauer im Lungau wäscht nicht mit Lauge, sondern mit Urin, welcher dazu in eigenen Gefäßen: den Weikfronten, gesammelt wird.“ Herr Hofrat Dr. R. Canaval hat diesen Gebrauch noch in den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts im Lungau getroffen.

Herr Mag. pharm. Frido Kordon in Gmünd (Liesertal, Kärnten) hat mir hiezu einige ergänzende Daten mitgeteilt, und möchte ich auch diesem Herrn für dieselben meinen verbindlichsten Dank zum Ausdrucke bringen.

Herr Kordon hat durch den alten Graa (Vulgärname) in Zederhaus (Lungau) über die erwähnte Sitte des Wäschewaschens erfahren, daß dieselbe im Lungau bis in die neuere Zeit hinein üblich gewesen, heutzutage aber nicht mehr gebräuchlich ist.

¹⁾ Vierthaler Fr. M., Meine Wanderungen durch Salzburg, Berchtesgaden und Österreich, I. Teil, p. 125, Anmerkung.

Der in den Weikfrenten gesammelte Urin wurde, sobald hievon genügend vorhanden war, im Waschkessel zum Kochen erhitzt und die Wäsche mitgekocht. Hierauf wurde die Wäsche mit reinem Wasser geschwemmt. Der Zweck dieser sonderbaren Waschmethode?

Herr Kordon teilt mir ferner mit, daß der Urin seines Erachtens beim Wäschewaschen offenbar denselben Zweck gehabt hat, wie die heutigen, modernen alkalischen Waschmittel: Soda, Seife, Waschpulver, Lauge. Frisch gelassener, normaler Urin reagiert sauer; wird er aber alt, was bei mehrtägigem Stehenlassen schon eintritt, so erfolgt eine Art Fäulnis der enthaltenen organischen Stoffe, es entsteht Ammoniak, bekanntlich ein starkes Alkali, das jedenfalls den Schmutz der Wäsche, ähnlich wie Lauge, auflöst. Die im Urin vorhandenen phosphorsauren Salze werden die Ammoniakwirkung vielleicht unterstützt haben. Der alte Brauch erscheint also vom chemischen Standpunkt aus nicht als unzumutbar — nebenbei war er ökonomisch, weil man die in früherer Zeit sehr teure Seife sparte — nur muß man sich über den Gestank und das Ekelhafte bei dem ganzen Vorgange hinweggesetzt haben.

Indem ich diesen Gebrauch der Vergessenheit entreißen wollte, hoffe ich, daß es vielleicht einem der Herren Kollegen gelingen wird, hierüber Näheres in Erfahrung zu bringen und ob dieser Gebrauch tiefere, historische Wurzeln besitzt und nicht nur ein lokaler Brauch ist.

Im August 1913.

III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Zur Frage der Volksliedersammlung.

Anläßlich der 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Marburg a. d. Lahn hielten die Vertreter des Verbandes der deutschen Volkskundevereine, soweit sie eben Schulmänner sind, am 29. September im Hörsaal XII der Universität eine Tagung ab.

Ogleich der Verein für österreichische Volkskunde nicht Verbandsmitglied ist, nahm ich in meiner Eigenschaft als Schriftführerstellvertreter des Vereinsausschusses an dieser Tagung als Gast teil, da ich voraussetzen durfte, daß mancherlei Themen von allgemein verbindlicher Bedeutung zur Verhandlung gelangen werden.

Diese Erwartung erfüllte sich insbesondere, als der Vorsitzende über die Tätigkeit der vom Verbandsverbande eingesetzten Volksliedkommission berichtete. Unter diesen Mitteilungen fielen mir namentlich zwei auf, die zu einem Vergleich mit den österreichischen Verhältnissen auffordern.

Erstens die Tatsache, daß man in richtiger Weise erkannt hat, wie neben die staatliche Volksliedkommission (eine solche hat vor allem das Königreich Preußen eingesetzt) eine Kommission des Verbandes der Volkskundevereine treten kann, ohne daß diese durch jene überflüssig gemacht wird. Denn die Verbandskommission kann lokale Geldquellen erschließen, die der staatlichen Kommission nicht zugänglich wären. Sie kann in den Kreisen der Mitglieder der Volkskundevereine Interessenten, Sammler und Mitarbeiter in reicher Zahl aufreiben, wo die staatliche Kommission aufs ungewisse und ganz allgemein wirbt. Und sie verfügt vor allem rasch über ein großes Material, von dessen Vorhandensein die staatliche Kommission oft nicht einmal Kenntnis zu besitzen vermag.

In Würdigung dieser Umstände, wie mich dünkt, besteht ferner die Einrichtung, daß alles Gesammelte prinzipiell die Instanz der lokalen Vereine zu passieren hat. Diese zweite Tatsache zeigt, wie praktisch und zugleich behutsam die Sache in Deutschland organisiert ist, zumal die Verbandskommission durch einige zugleich der staatlichen Kommission angehörige Mitglieder bewirkt, daß dieser Grundsatz auch von der staatlichen Kommission anerkannt wird.

Für den Vorgang in den österreichischen Ländern ergibt sich aus den beiden Beobachtungen folgendes: Es genügt nicht, daß die Sammlung von Volksliedern von Staats wegen durch die bereits erfolgte Einsetzung von Provinzkommissionen gefördert wird;

vielmehr sollten auch die einzelnen an der Volkskunde interessierten Vereine eine jenen Kommissionen gleichgestellte Befugnis zu erringen trachten, und da wäre vor allem der Verein für österreichische Volkskunde, der seit nahezu zwanzig Jahren in so zielbewußter Weise geführt wird und als die größte derartige Korporation zuerst in Betracht käme, dazu berufen, daß er zur Unterstützung der staatlichen Aktion aus seiner Mitte ein Komitee wählte, welches die Machtstellung und den Einfluß des Vereines sowie unserer angesehenen Zeitschrift, nach dem Beispiel der Volkskundevereine im Deutschen Reich, im Dienst der Volksliedersammlung zu verwerten suchen müßte.

Die übrigen verwandten Vereine würden sich dann sicherlich gerne anschließen und die Führung neidlos unserem Verein zugestehen. Kleine Zugeständnisse an lokale Eigentümlichkeit würden reichen Lohn bringen und viele latente Kräfte in Bewegung setzen.

Die Einzelheiten der Durchführung kommen vorläufig außer Betracht, darüber wird sich der Verein für österreichische Volkskunde und das von ihm einzusetzende Komitee sehr bald im klaren sein. Diese Zeilen wollen bloß das Grundsätzliche der ganzen Idee zur Diskussion stellen.

Direktor Dr. A. Petak.

Brixener Heimatschutzausstellung. Nachdem in diesem Jahre Innsbruck und Bozen mit überaus ansprechenden und lehrreichen Heimatschutzausstellungen vorangegangen waren, hat im Spätherbst dieses Jahres eine sehr gelungene Veranstaltung dieser Art in Brixen stattgefunden, durch welche das Interesse und der Sinn für altheimische Bauweise und künstlerische Art, für Sitte und Brauch der Heimat neu belebt werden sollte. Die Brixener Ausstellung, um deren Gelingen Denkmalrat Kanonikus A. Egger in Brixen sich besondere Verdienste erworben hat, bot auch in volkskundlicher Hinsicht ein höchst anregendes Material. Solche Veranstaltungen dürfen in der Tat als ein sehr geeignetes Mittel, um die Heimatschutzbewegung in der Bevölkerung selbst Boden gewinnen zu lassen, bezeichnet werden. In der gleichen Richtung hat auch die im August 1913 in Klausen stattgefundene Handwerker- und Volkskunstausstellung mit dankenswertem Erfolge gewirkt.

Neue volkskundliche Lokalmuseen haben sich gebildet: in Ungarisch-Hradisch, dessen Grundstock durch den Ankauf einer umfangreichen Sammlung mährisch-slowakischer Keramiken und Textilien (Stickerereien, Spitzen, Trachtenstücke) von Fr. Kretz gewonnen worden ist; weiters in Zittau und Rothenmühl. Sie sollen zunächst nur als Bergungsorte und Zufluchtstätten der vom Antiquitätenhandel so sehr bedrohten letzten Reste des volkskünstlerischen Besitzes der Bevölkerung dienen, um mit der Zeit zu vollständigeren Sammlungen ausgebaut zu werden, falls sachkundige und opferwillige Kräfte für diese verantwortungsvolle Arbeit vorhanden sein werden.

Das neue Museum in Ödenburg wurde am 4. Oktober d. J. in Anwesenheit zahlreicher Vertreter befreundeter und verwandter Institute aus Ungarn und Österreich, darunter auch des k. k. Museums für österreichische Volkskunde, in feierlicher Weise eröffnet. Um die Neueinrichtung der sehr reichhaltigen und bemerkenswerten volkskundlichen Sammlung hat sich mit großer Sachkenntnis insbesondere unser Mitarbeiter J. R. Bünker, der jetzige Oberkustos des Museums, auf das Aufopferndste und mit den schönsten Erfolgen bemüht. Sowohl die drei Bauernstuben, durch welche die verschiedenen Volksstämme des Ödenburger Komitats — die Heanzen, Ungarn und Kroaten — sehr ansprechend dargestellt erscheinen, wie die verschiedenen Werkstätten aus alten Tagen, insbesondere aber die überaus lehrreichen, inhaltvollen und vortrefflich ausgestellten systematischen Sammlungen zur Volkskunde Westungarns verdienen unsere aufmerksamste Beachtung und ein eindringendes Studium. Besonders zu rühmen, als ein anerkanntes Beispiel verständnisvoller Opferbereitschaft der ungarischen Regierung, ist die großzügige bauliche Unterbringung der Museumsschätze.

Die Photographie im Dienste der Heimatkunde. In Wien hat sich eine „Gesellschaft deutscher Lichtbildner für Heimatkunde in Österreich“ gebildet. Sie will eine Sammlung von Lichtbildern der volkskundlich und volkskünstlerisch bedeutsamen

Dokumente der Heimat anlegen, aber kein totes Archiv bilden, sondern durch Veranstaltung von Wettbewerben und Ausstellungen in Wien, fliegenden Ausstellungen in allen Gauen unseres Vaterlandes, Abhaltung von Vorträgen (mit Lichtbildern), Herausgabe von Druckschriften der breiten Schichte der Bevölkerung die Kenntnis der altheimischen Kultur vermitteln. Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Wien, VII. Zieglergasse 54.

IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Besprechungen:

26. Dr. Oswald Menghin: Die Verehrung des heiligen Peregrinus in den österreichischen Alpenländern, mit besonderer Rücksicht auf Niederösterreich. ¹⁾

Eine bisher noch sehr wenig ausgeschöpfte Fundgrube für Siedlungsgeschichte, Erforschung von kunsthistorischen Bezügen und selbstverständlich für Sitte und Brauch bilden die Kirchenpatronate in ihrer Entstehung und Herkunft. Es wäre außerordentlich dankenswert, wenn sich historisch geschulte Kräfte recht ausgiebig in den Dienst dieser allerdings viel lokale Kleinarbeit erfordernden Sache stellen würden. Als ein Muster einer solchen Zusammenstellung können wir die Arbeit Dr. Oswald Menghins über den heiligen Peregrinus allen geistlichen wie weltlichen Historikern empfehlen, die zu unserer Wissenschaft Beziehungen pflegen; nur wenn das auf Glauben und Aberglauben bezügliche Tatsachenmaterial in solcher Weise historisch vertieft und gesichtet wird, können wir als würdige Pfleger und Hüter des noch so zukunftsreichen Erbes uns ansehen, das Altmeister Andree in seinen „Votiven und Weihgaben“ uns hinterlassen hat.

Dr. A. Haberlandt.

27. Raimund Friedrich Kaindl: Geschichte und Volkskunde. Inaugurationsrede. Czernowitz 1913. 80. 48 S. Preis M. 2.

Der derzeitige Rektor der Czernowitzer Universität R. F. Kaindl ist als Archäologe, Historiker und Volkskundeforscher bekannt genug, um das größte Interesse beanspruchen zu dürfen, wenn er sich über die allgemeinen Beziehungen zwischen Geschichte und Volkskunde äußert. Seine Ausführungen sind denn auch überaus lehrreich und sollten insbesondere von den Historikern beachtet werden, die vielfach noch kein Verhältnis zur Volkskunde gewonnen haben und doch ihrer nicht entraten könnten und möchten, wenn sie von der Bedeutung dieser jungen Wissenschaft als Quelle historischer Erkenntnisse unterrichtet wären. In lichtvoller und fesselnder Weise stellt nun Kaindl diese Verhältnisse klar und zeigt, welchen Wert die Volkskunde als Hilfswissenschaft für fast alle Zweige der historisch-philologischen Fachgruppe besitzt. Er spricht da über die Wichtigkeit des durch die Volkskunde zu erforschenden Volkscharakters für eine tiefere Erfassung geschichtlichen Lebens, über Erscheinungen des Volksglaubens als treibende Ideen in der Geschichte, über die Volkskunde als Fundgrube neuen Quellenmaterials für die Geschichte, endlich über die Beziehungen der Volkskunde zu einzelnen Zweigen der historischen Wissenschaften (Vorgeschichte, Siedlungsgeschichte, Hausforschung, Ortsnamenforschung, Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, Bibelstudium, Ägyptologie, Alphilologie, Literaturgeschichte und moderne Philologie). Den Schluß bilden Ausführungen über die Förderung volkskundlicher Forschung durch die Geschichtswissenschaften, über die Anerkennung der Volkskunde als historische Hilfswissenschaft und ein Hinweis auf die besondere Wichtigkeit der Volkskunde für Österreich. Man möchte der kleinen Schrift, die so recht geeignet erscheint, das Verständnis für die noch vielfach verkannte Volksforschung zu wecken, die allergrößte Verbreitung wünschen und es schiene fast verlockend, sie in einer Massenaufgabe zu verteilen.

Oswald Menghin.

¹⁾ S. a. d. Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 1912.

V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

Graf Vinzenz Baillet de Latour †.

Am 4. Dezember d. J. starb nach mehrmonatlichem schweren Leiden der Präsident des Vereines für österreichische Volkskunde, Se. Exzellenz Graf Vinzenz Baillet de Latour, im 66. Lebensjahre. Nur vier Jahre lang hatte unsere Gesellschaft und unser Museum das Glück, sich seiner tatkräftigen Führung zu erfreuen, aber die bedeutenden Erfolge, welche unsere Bestrebungen in den letzten Jahren gekrönt haben, und den fortschreitenden Ausbau unserer Institution verdanken wir vor allem der unermüdlichen Talkraft des verewigten Präsidenten. In dankenswertester Festigkeit hat er seinen großen Einfluß an allen Stellen zur Geltung gebracht, wo es galt, die ihm staatspolitisch wie wissenschaftlich gleich bedeutungsvoll erscheinenden Aufgaben unseres Museums zu fördern und zu sichern. In gleichem Sinne und in großzügigster Art hat Graf V. Latour auch auf dem Gebiete des Denkmalschutzes gewirkt und in dem Entwurf eines entsprechenden Denkmalschutzgesetzes für das ganze Reich, das, seiner Initiative und Einsicht entsprungen, dem Herrenhause vorliegt, hat er uns allen ein bedeutsames Erbe hinterlassen. Wir werden sein Andenken in unseren Kreisen stets in höchsten Ehren halten und in unverlöschlicher Dankbarkeit, mit Festigkeit und Ausdauer weiterhin den Zielen zustreben, die der verewigte Präsident uns gewiesen hat.

a) Verein.

1. Subventionen und Spenden.

An die Spitze dieses Berichtes muß mit dem Ausdruck aufrichtigster und freudigster Dankbarkeit die Nachricht gestellt werden, daß der munifizente Gönner und Stifter des Museums für österreichische Volkskunde, Mitglied des Herrenhauses, Philipp Ritter v. Schoeller, über besondere Bitte der Museumsdirektion zum Zwecke der Erwerbung einer größeren Zahl wichtiger Sammlungen neuerlich in hochherziger Weise den Betrag von K 10.000 gewidmet hat. Das Vereinspräsidium und die Direktion haben dem hochsinnigen Geschenkgeber den geziemenden Dank zum Ausdruck gebracht. — Weitere Subventionen sind eingelaufen: vom hohen k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht als erste Rate zum Zwecke außerordentlicher Erwerbungen K 1000, vom Bankhaus S. M. von Rothschild K 100, vom k. k. Polizeipräsidium K 30, von Herrn Robert Eder K 20, von Herrn Konrad Mautner K 50, vom Gemeinderat der Stadt Wien K 1200.

2. Schriftentausch.

Derselbe wurde neu eingeleitet mit dem Gewerbeförderungsamt in Graz, der Abteilung für Volkskunde am Joanneum in Graz.

3. Mitgliederbewegung.

Verstorben sind die Mitglieder: Frau Emilie v. Larisch, Graf V. Latour. Ausgetreten: zwei. Neu eingetreten: Hans Schrems.

4. Verkehr mit anderen Gesellschaften und Instituten.

Dem mährischen Erzherzog Rainer-Museum für Gewerbe in Brünn wurde anlässlich dessen vierzigjähriger Jubelfeier ein Glückwunschsreiben übersandt; ein gleiches geschah anlässlich der Eröffnung des neuen Museums in Ödenburg.

b) K. k. Museum für österreichische Volkskunde.

1. Vermehrung der Sammlungen.

Ethnographische Hauptsammlung.

Dank der vorerwähnten großherzigen Unterstützung durch Herrn Philipp Ritter v. Schoeller konnte im heurigen Jahr in umfassendem Stil an die Erwerbung entsprechender Repräsentanten des bäuerlichen Mobiliars in Tirol, Vorarlberg, Salzburg und dem Egerlande in seinen volkskünstlerisch bedeutungsvollsten Typen gedacht werden. Weiters erfolgte die Erwerbung einer größeren Zahl (11) vollständiger alter Trachten aus Tirol, Oberösterreich und Böhmen. Als weitere interessante Erwerbung darf ein sogenannter „Palmesel“ aus Hallstatt (16. Jahrh.) angeführt werden, wobei Herr Ausschußrat Doktor R. Heller in Salzburg freundlichste Beihilfe geleistet hat. Größere Bereicherung erfuhren auch die Bestände aus Istrien und Dalmatien. Dank der munifizenten Unterstützung durch das hohe k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht konnte der Grundstock zu einer überausinteressanten ethnographischen Sammlung aus Albanien beschafft werden. Aus den uns von Herrn Dr. R. Trebitsch insbesondere auch für die europäische Vergleichssammlung zur Verfügung gestellten reichlichen Mitteln wurden die Kosten der Aufsammlung einer außerordentlich lehrreichen und schönen Kollektion aus Savoyen und Graubünden bestritten, welche durch eine im Universitätsseminar des Museumsdirektors ausgebildete junge Ethnographin, Fräulein stud. Eugenie Goldstern, in mehreren Hochtälern Savoyens und Graubündens mit besonderem Eifer zusammengebracht worden ist. Außerdem wurden für die Balkansammlung zwei mazedonische und ein bulgarisches Kostüm erworben. Herr Generalkonsul a. D. Karl v. Peez stellte der Direktion seine tatkräftige Unterstützung bei der künftigen Ergänzung der ethnographischen Sammlung aus den Balkanländern in Aussicht. Durch Vermittlung des Troppauer Kaiser Franz Josef-Museums gelangte unsere Sammlung in den Besitz einer um die Mitte des 19. Jahrhunderts gearbeiteten schlesischen Weihnachtskrippe von bedeutendem volkskünstlerischen Interesse. Die Zahl der seit dem letzten Ausweise neu-erworbenen Gegenstände beträgt 1268, daher der gesamte Zuwachs im Jahre 1913 2230 Nummern.

Für sehr willkommene Geschenke sind wir zu verbindlichem Danke verpflichtet: Herrn Direktor Gustav Funke, Frau M. Pittner, Direktor K. Paulmichl in Imst, Arch. Müller, Frau Kath. Rieß in Fusch, A. Ritter v. Walcher.

Photographien und Bilder.

Der Zuwachs an Photographien betrug seit dem letzten Ausweis: 425 Nummern, an Abbildungen: 537 Nummern, darunter Geschenke von A. Wolfram, Direktor G. Funke, Verlag Promberger in Olmütz und anderen.

Bibliothek.

Zuwachs außer den Fachzeitschriften 90 Nummern.

2. Museumsarbeiten.

Durch das dankenswerte Entgegenkommen des löblichen Stadtrates und durch die gütige Verwendung des Herrn Stadtrates H. A. Schwer und des Herrn Bezirksvorstehers der Josefstadt Johann Bergauer erhielt das Museum drei große und gut beleuchtete Depoträume im Gemeindehause des VIII. Bezirks zugewiesen, in welchen die überaus zahlreichen Erwerbungen dieses Jahres, die in den derzeitigen Museumsräumlichkeiten absolut nicht mehr unterzubringen waren, vorläufig aufbewahrt werden. Im Zusammenhang mit diesen umfangreichen Abtransportierungen wurde auch ein freilich nur kleiner Teil der Reserve-sammlungen ebendahin übertragen. Die im Sommer 1913 im Grödener Tale erworbenen reichen Sammlungen Grödener Schnitzereien und Hausindustrieerzeugnisse wurden in Verbindung mit einer großen Leihkollektion verwandter Art aus dem k. k. Technologischen Gewerbemuseum in Wien zu einer Sonderausstellung vereinigt. Diese Samm-

lungen wurden geschichtlich und kunsthistorisch untersucht und zum großen Teil photographisch aufgenommen, um zur Grundlage einer umfassenden Veröffentlichung zu dienen, die Kustos Dr. Artur Haberlandt in der Museumszeitschrift „Werke der Volkskunst“ demnächst veröffentlichen wird. Außerdem wurde eine Sonderausstellung der großen ethnographischen Sammlung aus dem Baskenlande veranstaltet, die Herr Dr. Rudolf Trebitsch in persönlicher mehrmonatlicher Bemühung an Ort und Stelle zusammengebracht und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde gewidmet hat. Dieselbe erregt das lebhafteste Interesse der Fachwelt und wurde bisher korporativ von der Anthropologischen Gesellschaft, der k. k. Geographischen Gesellschaft und dem Wissenschaftlichen Klub unter Führung des Herrn Dr. R. Trebitsch besichtigt. — Die bedeutenden Sammlungsläufe wurden vom Kustos Dr. A. Haberlandt unter Beihilfe von Fräulein E. Goldstern und Fräulein M. Schmidl ordnungsgemäß gebucht und magaziniert.

3. Hausfrage.

Am 2. November d. J. empfingen Se. Exzellenz der Herr Bürgermeister Dr. R. Weiskirchner sowie die Herren Vizebürgermeister Hierhammer und Hoß eine Deputation unseres Vereines in der Angelegenheit der erbetenen Unterbringung unseres Museums im Gebäude des ehemals gräflich. Schönbornschen Palais und sagten die wohlwollendste Berücksichtigung unserer diesbezüglichen Eingabe zu. Die Bezirksvorstehung des VIII. Bezirks hat eine diese Eingabe warm unterstützende Resolution an den Stadtrat beschlossen. Die Wiener Börsekammer hat in einer Zuschrift mitgeteilt, daß sie als den äußersten Räumungstermin der Museumsräumlichkeiten den November 1915 festgesetzt hat.

4. Museumsbesuch.

Von auswärtigen namhaften Besuchern, welche unsere Sammlungen benützt und studiert haben, seien genannt: Mr. Walter Fewkes (New-York), Prof. Heinrich Mattschow (Berlin), Vizedirektor Prof. Dr. Halm (München), Prof. Dr. A. Maurizio (Lemberg), Hofrat J. Bolle (Görz), Franz Kretz (Ungarisch-Hradisch), Dr. V. von Geramb (Graz), Fräulein Marie Spanitz (Ischl), Fräulein Anna Wahl (Salzburg), welche beide die Materialien für die Belebung altertümlicher Textiltechniken studierten; Prof. Oskar Strnadt zahlreich mit Schülern der k. k. Kunstgewerbeschule; Verein „Volksheim“ (unter Führung des Kustos Dr. A. Haberlandt).

Korporative Besichtigungen erfolgten durch die nachbenannten Schulen und Vereinigungen:

K. k. Zivil-Mädchenpensionat, VIII. Josefstädterstraße 39.

Bürgerschule für Mädchen, III. Reisnerstraße 43.

Korps der k. k. Sicherheitswache.

K. k. Zentrallehranstalt für Frauengewerbe, VI. Mollardgasse 87.

Sachregister zum XIX. Band.

Angefertigt von Fräulein stud. Marianne Schmidl.

- A**bel, 170.
Aberglauben i. d. Volksmedizin Sachsens, 212.
Abkündigung, 172, 189.
Ablösungsoffer, 228.
Ackern, 105.
Ackerverteilung, 6.
Adoption, 101.
Ahnengedenkfeier, 119.
Albanien und Montenegro, 133.
Almen, 39.
Altenteil, 101.
Alter Mann, 168.
Ambár (Speicher), 87.
Ammann, Schulrat, 44.
Anbau des Flachses, 105, 122.
Ankündigung, 163, 175.
Anthropologisches, 210.
Arrondierung der Gründe, 37.
Aufführungsbewilligung, 162.
Ausstellung in Steinamanger, 45.
Aussteuer, 24.
Awaren, 192.
- B**acktroß gegen Feuersgefahr, 35.
Badstube, 87.
Baldr, 235.
Bauernhausformen, 195.
Befruchtungszauber, 151.
Besiedlung der Niklai, 235.
Besiedlung der österreichisch-ungarischen Grenze, 190.
Besiedlungsvölker Kärntens, 251.
Bespannung des Leichenwagens, 157.
Bibel, 174.
Bleichen, 116.
Böhmerwald, 44.
Brautkauf, 22.
Brautraub, 20.
Brecheln, 108, 123.
Brechelsterz, 111.
Brechelstube, 108.
Bruderschaft, 104.
Brunnen (Kałodec), 91.
- C**hristianisierung Kärntens, 154.
Chútor (Einschichter), 6.
Claca (gemeinschaftliche Arbeit), 97.
Čulán, 15.
- D**ach, 83.
Dachstuhl nach polnischer Art, 39.
Deutsche, 81.
Dorfanlage, 2.
Dorf der Russen, 1, 81.
Dorfkapelle, 92.
Dorfnamen in Iglau, 212.
Dreifelderwirtschaft, 5.
Dreikönigsabend, 106.
Dreschen des Flachses, 107.
Drescherlieder, 200.
Dreschordnung, 200.
Dreschwerkzeuge, 90.
Dudeln, 40.
Dvor, 85.
- E**hehindernisse, 28.
Ehepakte, 19, 24.
Eherecht der Rumänen, 16, 93.
Eheschließung, 17.
Ehetrennung, 93.
Ehewerbung, 18.
Einheirat, 119.
Engel, 164.
Erhaltung der Volkstrachten, 129.
Erntebrauch im Glantal, 151.
Ernte des Flachses, 106.
Erziehung der Tochter, 99.
Erziehung des Sohnes, 97.
- F**ahrt mit der Leiche, 225.
Familienrecht der Rumänen, 16, 93.
Fåstkrift till Feilberg, 53.
Feierabend, 142.
Feierruhe der Notburga, 241.
Fensterln, 40.
Festmahl, 118.
Flachsbearbeitung, 105, 122.
Flachsbrechgöpel, 89.

- Flachsfiguren, 124.
 Flachskäufer, 111.
 Flurnamen, 236.
 Flurverteilung, 5.
 Flußgebiet der oberen Raab, 195.
 Fragebogen, 16.
 Franken, 190.
 Frauenrechtliches, 134.
 Freiong, 208.
 Freyr, 217.
 Freykult, 219.
 Freundschaftsmahl, 118.
 Fronleichnam, 116.
- G**arn, 113.
 Gebäude außerhalb des Wohnraumes, 86.
 Gebete aus Steiermark, 201.
 Geige, ein Oberinntaler Brauch, 44.
 Geistersehen, 143.
 Gelderwerb, 98.
 Genossenschaftshandlung, 230.
 Geschlecht der Zugtiere, 225.
 Geschlechtssagen, 153.
 Geschwisterteil, 103.
 Gewalt des Vaters, 95.
 Gewerbe in Salzburg, 41.
 Giebelraum, 84.
 Giebelschmuck, 121.
 Glaubensbekenntnis, 30.
 Gott Vater, 170, 176.
 Grab des heiligen Mannes, 146.
 Grabplatte der Notburga, 244.
 Grammeln, 123.
 Grenzsicherung, 233.
 Grundriß der heanzischen Bauernhäuser, 196.
- H**aiducia, 104.
 Handwascher (Rukamójnik), 12.
 Halten des Leichenwagens, 226.
 Hanswurst, 166.
 Haspeln, 113.
 Haufenhof, 197.
 Hausbau, 36, 39, 41, 197.
 Hauseingang, 10.
 Hausformen des Heanzengebietes, 191.
 Hausindustrie von Berchtesgaden, 43.
 Haus und Hausrat in Nordalbanien, 132.
 Heanzenland, 193.
 Hechel, 111.
 Heidenreiter, 155.
 Heiliger Baum, 223.
 Heilige Notburga, 238.
 Heiliger Mann der Niklai, 137, 217.
 Heiliger Peregrinus, 257.
 Heiliger Waldbezirk, 222.
- Held im Märchen, 133.
 Helka, 177.
 Heuharfe, 91.
 Hochzeitszeremonien, 23.
 Hofgebäude, 4.
 Holzsturz am Königssee, 42.
 Hüte der Frauen in Goisern, 39.
- I**lmensee, 1.
 Ingo, Karantanenherzog, 234.
 Ingvinen, 218.
 Ingwäonen, 231.
 Izba, 13, 81, 82.
- J**äten, 106, 122.
 Jause, 109.
 Job, 173.
 Jodeln, 40.
 Joel, 177.
 Juden, 30.
 Judenburger Gläut, 57.
 Jüngling, 169.
- K**ain, 171.
 Kainachboden, 56.
 Karantanien, 195, 234.
 Karl der Große, 192, 232.
 Kellergrube, 91.
 Keuschenwald, 139.
 Kindschaft, 95.
 Kinderstrafe, 100.
 Kinderzeugung, 96.
 Klopfen des Flachses, 123.
 Königssagen der Dänen, 217.
 Körperbeschaffenheit der Niklaier, 237.
 Kongreß in Alt-Novgorod, 1.
 Kult der ingwäonischen Stammgottheit, 245.
 Kulturverhältnisse der Sachsen, 234.
 Kunstschatze in Österreich, 50.
- L**aggner, 224.
 Laggnerhube, 140.
 Länderkunde der österreichischen Alpen, 210.
 Landwirtschaft, 40.
 Lazarus, 165.
 Leichenzug des heiligen Mannes, 145.
 Leichenzug der Notburga, 240.
 Leinenhemden, 117.
 Leinöl, 107.
 Leuchte, 115.
 Liber memorabilium in Pussarnitz, 148.
 Liebeswerbung des Wendehals, 202.
 Liebschaften, 99.
 Lieder aus dem Sarntal, 200.
 Lippowaner, 31.

- Luzifer, 163.
 Lungau, 254.
 Lurnfeld, 237.
Magdalena, 164.
 Magdalenenkirchlein, 154.
 Meilenstiefel, 144.
 Mühle, 91.
 Mundart, 199.
 Museum des Geschichtsvereines in Kärnten, 212.
 Museum für Kunstgewerbe in Pilsen, 210.
 Museum (Kaiser Franz Josef) für Kunst und Industrie, 210.
 Museum in Gmunden, 204.
Namen als Stammesurkunden, 233.
 Namen der Volksheiligen, 245.
 Nebenfeier, 119.
 Nerthus, 137.
 Nerthusvölker, 231.
 Nerthuswagen, 226.
 Neunerbrot, 109.
 Neunzahl, 224.
 Notburga-Legenden, 243.
 Niederhaus, 7, 14.
 Niklai, 137.
 Niklaier Bach, 139.
 Njord-Nerthus, 220.
Oelgemälde in Pussarnitz, 145.
 Ofen (p'eč'), 13.
 Okmar, 177.
 Olafssage, 220.
 Opferhaufen, 204.
 Ortsnamen, 236, 242.
Paarhof, 197.
 Paradeisspiel, 160.
 Personenverzeichnis, 161, 173.
 Pest in Pussarnitz, 229.
 Pflanzen des Egerlandes, 32.
 Piveghin (gemeinsame Totenwache), 97.
 Pogreb, 10.
 Prasser, 165.
 Probenächte, 40.
 Prolog, 161.
 Püllhorn, 144.
 Púnja (Strohschuppen), 91.
Ramsauer, 42.
 Rattenberg, 239.
 Rechte der Eltern, 100.
 Rechte des Mannes, 25, 26.
 Rechte des Weibes, 27.
 Regenzauber, 149.
 Reudigner, 232.
 Rinder im Kultgebrauch, 157.
 Ringhof, 198.
 Rocken, 112.
 Rockenreise, 114.
 Rösten des Flachses, 107, 123.
 Rottenburg, 240.
 Rüffelbaum, 107.
 Rubertitag, 155.
Sachsen, 232.
 Sadok, 177.
 Sagen, 212, 213.
 Sammlung von Berchtesgadner Hausindustrie, 43.
 Sammlung volkskundlicher dalmatinischer Objekte, 130.
 Satan, 175.
 Schelmenbüchlein aus Bayern, 132.
 Scheuer (gumnó), 88.
 Schießhaus in Hallstatt, 39.
 Schnadahüpfeln aus Iglau, 245.
 Schulerziehung, 98.
 Seejagden am Königssee, 42.
 Šeni (Vorhaus), 11.
 Sezatoarea (gemeinschaftliche Arbeit), 97.
 Sippenfest der Serben, 117.
 Šimsk, 2.
 Smilau, Bezirk Stecken, 245.
 Spiele beim Spinnen, 114.
 Spiel von den 7 Todsünden, 161.
 Spiel von dem Prasser und Lazarus, 160.
 Spinnen, 113.
 Spinnrad, 112.
 Spitzenklöppelei, 46.
 Stammesbewußtsein, 231.
 Stammheros, 218.
 Standesunterschied, 28.
 Statue des heiligen Mannes 146.
 Steiermark, 197, 212.
 Stickerei der bukowin. Hausindustrie, 213.
 Stockhäuser, 3.
 Straßendorf, 3.
 Strohdach, 84.
 Strohhütte in Ischl, 39.
 Strohschuppen, 91.
 Studienreise nach Rußland, 1.
 Sudhäuser in Ebensee, 38.
 Székler, 193.
Tacitus, 221.
 Tanzlied aus Niederwangen, 201.
 Teehäuser, 9.
 Tenne, 89.
 Teufel, 164, 169.

- Tod, 163.
 Tod des heiligen Mannes, 144.
 Trachtenausschuß in Salzburg, 130.
 Tracht in Abtenau, 40.
 Tradition der Familie Laggner, 141.
 Trägheit, 172.
 Tratsch, 110.
 Trockenheitszauber, 149.
- Ü**bertritt zu einem Bekenntnis, 30.
 Umzug mit der Bildsäule der Freyr, 221.
 Urgeschichte der Menschheit, 55.
 Urin zum Wäschewaschen, 254.
- V**aterschaft, 95.
 Vegetationsriten, 150.
 Verband deutscher Volkskundevereine, 255.
 Verband österr. Heimatschutzvereine, 130.
 Verkehr des Weibes, 26.
 Versammlung deutscher Philologen in Marburg, 255.
 Verpflanzung von Völkern, 233.
 Věšalo (Heuharfe), 91.
 Vita der Notburga, 239.
 Völkerwanderung, 192.
 Volksaberglaube in Oberösterreich, 128.
 Volksbräuche, 138.
 Volksfest in Hermagor, 209.
 Volkskunde in der Adria-Ausstellung, 128.
 Volkskundliche Reise, 36.
 Volkskundliche Zeitungsnotizen, 44.
 Volkslied: Vetter Hans, 125.
 Volksliedersammlung, 255.
 Volksnahrung, 37.
- Volkssagen der Deutschen, 51.
 Volkstracht, 37.
 Volkstümliches aus Kärnten, 208.
 Volkszugehörigkeit, 30.
 Vormundschaft, 102.
 Vorhaus, 11.
 Votivtafeln, 42.
 Vulgärnamen des Wendehals, 203.
- W**aisen, 103.
 Wallfahrtskirchen, 157.
 Wassertauche, 227.
 Weber, 115.
 Weihnachtlied, 201.
 Weihnachtsspiel aus Peilstein, 51.
 Wendehals, 202.
 Wergwoche, 115.
 Wetterschießen, 144.
 Wiener Becken, 193.
 Willenserklärung, 19.
 Wiesenland, 6.
 Wiesenmarkt von Bleiburg, 208.
 Wirksamkeit der heiligen Notburga, 242.
 Wirksamkeit des heiligen Mannes, 147.
 Wirtshaus zu Landhaag, 44.
 Wohlhabenheit, 37.
 Wohnhaus, 3.
 Wohnhaus mit dem Hof, 7.
- Z**acharias, 149.
 Zaun, 40, 92.
 Zeremonien der Heiden, 152.
 Zigeuner, 31.
 Zweck der Ehe, 16.